

HEYNE  
BÜCHER

DEAN  
R. KOONTZ

VISION

ROMAN



DEAN R. KOONTZ

# VISION

Aus dem Englischen von Wolfgang Lotz

Roman

Scanned by Binchen71

WILHELM HEYNE VERLAG

MÜNCHEN

MONTAG, 21. DEZEMBER

»Handschuhe aus Blut.«

Die Frau starrte auf ihre Hände - starrte durch sie hindurch.

Sie sprach leise, aber ihre Spannung war hörbar. »Er hat Blut an den Händen.« Ihre eigenen Hände waren sauber, die Hautfarbe blaß.

Ihr Mann beugte sich vom Rücksitz des Streifenwagens zu ihr vor. »Mary?«

Sie gab keine Antwort.

»Mary, hörst du mich?«

»Ja.«

»Wessen Blut ist es?«

»Ich bin mir nicht sicher.«

»Das Blut der Ermordeten?«

»Nein. Es ist... es ist sein eigenes.«

»Das Blut des Mörders?«

»Ja.«

»Du meinst... an seinen Händen klebt sein eigenes Blut?«

»Ja, das stimmt«, sagte sie.

»Hat er sich verletzt?«

»Ja, aber nicht schlimm.«

»Wie hat er das gemacht?«

»Das weiß ich nicht.«

»Versuche mal, dich in ihn hineinzusetzen.«

»Ich bin schon in ihm.«

»Noch tiefer.«

»Ich bin kein Gedankenleser.«

»Ich weiß, Liebling. Aber du bist fast einer.«

Der Schweiß auf Mary Bergens Gesicht glänzte wie die Keramikglasur einer Altarfigur in der Kirche. Das grüne Licht vom Armaturenbrett spiegelte sich auf ihrer glatten Haut wider. Ihre dunklen Augen waren ins Leere gerichtet.

Plötzlich lehnte sie sich vor und begann zu zittern.

Neben ihr, auf dem Fahrersitz, rutschte Polizeichef Harley Barnes unruhig hin und her. Seine großen Hände krampften sich um das Lenkrad.

»Er lutscht an seiner Wunde«, sagte sie. »Lutscht sein eigenes Blut ab.«

Nach dreißig Jahren im Polizeidienst gab es nicht mehr viele Situationen, die Barnes überraschen oder ihm gar Angst

einjagen konnten. Heute jedoch hatte er an einem einzigen Abend bereits mehrere Überraschungen erleben müssen und spürte, wie sein Herz vor Angst schneller schlug.

Die von Bäumen gesäumten Straßen, durch die sie fuhren, waren ihm so bekannt wie seine eigenen Gesichtszüge. Dennoch machten sie heute bei dem nächtlichen Gewitter einen fast drohenden Eindruck. Die Reifen zischten über den nassen Asphalt. Die Scheibenwischer klopften im gespenstischen Rhythmus.

Die Frau neben Barnes war offensichtlich verstört, doch beunruhigte ihn das weniger als der Wechsel, der sich mit ihrer Anwesenheit vollzogen hatte. Von dem Augenblick an, wo sie sich in Trance versetzt hatte, war die feuchte, dunstige Luft klarer geworden. Er war ganz sicher, daß er sich das nicht nur einbildete. Ein gespenstisches Summen, wie von einer Geisterfrequenz, übertönte das Fahrgeräusch und das Brausen des Sturmes. Eine unbeschreibliche Macht schien von der Frau auszuströmen. Barnes war ein nüchterner, praktisch veranlagter Mann und keineswegs abergläubisch. Aber er konnte sich diesen starken Eindrücken nicht verschließen.

Sie lehnte sich zum Armaturenbrett vor, soweit der Sicherheitsgurt es erlaubte. Dabei umklammerte sie stöhnend ihre Schultern.

Max Bergen streckte vom Rücksitz die Hand nach ihr aus und berührte sie.

Sie murmelte etwas vor sich hin und beruhigte sich ein wenig.

Seine Hand nahm sich auf ihrer schlanken Schulter riesenhaft aus. Er war ein hochgewachsener, athletisch gebauter Vierziger mit harten Gesichtszügen, zehn Jahre älter als seine Frau. Das Auffallendste an ihm waren seine Augen: grau, kalt und humorlos.

Der Polizeichef hatte ihn noch nie lächeln sehen. Zweifellos hegte er starke und irgendwie verwickelte Gefühle für Mary, doch für den Rest der Welt schien er nur Verachtung zu empfinden.

»Biegen Sie an der nächsten Kreuzung ab«, sagte die Frau. Barnes tippte leicht auf die Bremse. »Nach links oder rechts?«

»Rechts«, sagte sie.

Zu beiden Seiten der Straße lagen stuckverzierte, dreißigjährige Häuser und Bungalows, die meisten im kalifornisch-spanischen Stil und gut erhalten. Gelbliches Licht drang hier und dort durch die zum Schutz gegen die feuchte Dezembernacht zugezogenen Gardinen. Die Straße war bedeutend dunkler als die, von der sie gekommen waren. Nur an den

Kreuzungen standen Straßenlampen, und die Abschnitte dazwischen waren in regennasse, schwarz-rötliche Schatten gehüllt.

Hinter der Biegung verlangsamte Barnes die Fahrt auf fünfzehn Stundenkilometer. Nach dem Verhalten der Frau mußten sie fast am Ziel sein.

Mary setzte sich gerade auf. Ihre Stimme klang lauter und klarer als zu Anfang, wo sie zuerst ihre eigenartigen hellseherischen Fähigkeiten ins Spiel gebracht hatte. »Ich sehe etwas vor mir... einen... einen Zaun. Ja, jetzt ganz deutlich ... er hat sich die Hand aufgeschnitten... an einem Zaun.«

Max strich ihr übers Haar. »Und es ist keine ernste Verwundung?«

»Nein... nur eine Schnittwunde... am Daumen... tief... aber es behindert ihn nicht ernstlich.« Sie hob ihre schwächige Hand, vergaß, was sie damit tun wollte und ließ sie auf ihren Schoß zurückfallen.

»Aber wenn er aus einer tiefen Schnittwunde blutet, wird er dann nicht für heute abend aufgeben?« fragte Max.

»Nein«, sagte sie.

»Bist du sicher?«

»Er macht weiter.«

»Der Dreckskerl hat bis jetzt fünf Frauen umgebracht«, sagte Barnes. »Einige von ihnen haben sich mit aller Kraft gewehrt, ihn gekratzt, ihn geschnitten, ihm sogar Haare ausgerissen. Der gibt so leicht nicht auf.«

Ohne den Polizeimenschen zu beachten, versuchte Max, seine Frau zu beruhigen. Er streichelte ihr Gesicht, drang aber mit weiteren Fragen in sie. »Welche Art von Zaun siehst du?«

»Drahtmaschen«, erwiderte sie. »Scharf und spitz und oben ungesäumt.«

»Wie hoch?«

»Anderthalb Meter.«

»Was umschließt dieser Zaun?«

»Einen Hof.«

»Ein Warenlager?«

»Nein. Ein Hinterhof von einem Haus.«

»Kannst du das Haus sehen?«

»Ja.«

»Wie sieht es aus?«

»Es ist zweistöckig.«

»Stuck?«

»Ja.«

»Und das Dach?«

»Spanische Schindeln.«

»Irgend etwas Außergewöhnliches?«

»Ich kann es nicht richtig sehen...«

»Hat es eine Veranda?«

»Nein.«

»Vielleicht einen Vorgarten?«

»Nein. Aber ich sehe... einen gewundenen Gehsteig.«

»Vorne oder hinten?«

»Vor dem Haus.«

»Irgendwelche Bäume?«

»Zwei gleiche Magnolien zu beiden Seiten des Gehsteigs.«

»Sonst noch etwas?«

»Ein paar kleine Palmen... weiter hinten.«

Harley Barnes starrte konzentriert durch die regenbespritzte Scheibe. Er hielt Ausschau nach Magnolien.

Zu Anfang war er äußerst skeptisch gewesen. Er hatte sogar mit ziemlicher Sicherheit angenommen, daß die Bergens nichts als Schwindler waren. Er machte dieses Spielchen nur deshalb mit, weil der Bürgermeister daran glaubte. Der Bürgermeister hatte die beiden kommen lassen und bestand auf der Mitarbeit der Polizei.

Barnes hatte natürlich schon von hellseherisch begabten Detektiven gelesen —, besonders von dem berühmten holländischen Hellseher Peter Hurkos. Aber mit übernatürlichen Kräften einen psychopathischen Killer auf frischer Tat ertappen? Daran wollte er nicht recht glauben.

Oder vielleicht doch? dachte er. Vielleicht hatte ihn diese charmante, entzückende Frau, die das alles so ernst nahm, wirklich bekehrt. Wenn nicht, dachte er sich, warum suche ich dann nach Magnolienbäumen?

Sie gab einen Laut von sich wie ein Tier, das schon längere Zeit in einer scharfgezahnten Falle festsaß. Kein Schmerzensschrei, sondern ein fast unhörbares Winseln.

Wenn ein Tier solche Töne ausstieß, hieß das: Es tut weh, aber ich habe mich damit abgefunden.

Vor vielen Jahren, als Kind in Minnesota, war Barnes auf die Jagd gegangen und hatte auch Fallen gestellt. Das gleiche mitleiderregende Wimmern der verletzten Tiere hatte ihn dazu bewogen, den Blutsport aufzugeben.

Bis heute hatte er noch nie einen Menschen solche Töne von sich geben hören. Ihre übernatürliche Gabe, die irren Gedanken des geisteskranken Killers zu erfassen, schien ihr physische Schmerzen zu bereiten.

Ein Schaudern lief Barnes über den Rücken.

»Mary«, sagte ihr Mann, »was hast du?«

»Ich sehe ihn... an der Hintertür des Hauses. Er hat seine

Hand auf der Klinke... und Blut... sein Blut ist auf dem weißen Türrahmen. Er spricht mit sich selbst.«

»Was sagt er?«

»Ich... nein...«

»Mary?«

»Er macht schmutzige Bemerkungen über die Frau.«

»Über die Frau hier im Haus - die, der er nachstellt?«

»Ja«

»Kennt er sie?«

»Nein, sie ist ihm fremd. Ein zufälliges Opfer..., Aber er... er hat sie beobachtet... ein paar Tage schon...er kennt ihre Gewohnheiten und ihren Tagesablauf.«

Nach diesen Worten sank sie kräftlos gegen die Tür und holte mehrmals tief Luft. Zwischendrin war sie immer wieder gezwungen abzubrechen, um frische psychische Kräfte zu sammeln. Manchen Hellsehern machten ihre Visionen, wie Barnes wußte, keinerlei Mühe und erforderten kaum Kraftanstrengung. Bei dieser Frau war es offenbar nicht so.

Über das Funkgerät des Streifenwagens kamen Geräusche wie das Wispern und Ächzen von Phantomstimmen.

Der Wind fegte den strömenden Regen über die Straße.

Die schlimmste Regenperiode seit Jahren, dachte Barnes.

Noch vor zwanzig Jahren wäre soviel Niederschlag ganz normal gewesen. Aber im Laufe der Zeit war Kalifornien ein recht trockener Staat geworden. Derartige Regenfälle waren unnatürlich. So wie alles, was heute nacht passierte, dachte er. Er wartete darauf, daß Mary weitersprechen würde und drosselte die Geschwindigkeit auf acht Stundenkilometer.

- Magnolienbäume am Eingang zu beiden Seiten eines gewundenen Gehsteigs -

Er hatte Mühe den Straßenabschnitt zu sehen, der im Scheinwerferlicht vor ihm lag. An den Seiten war fast nichts zu erkennen. Möglicherweise waren sie längst an den Magnolien vorbeigefahren.

Marys kurzes Zögern veranlaßte Dan Goldman, der seit über einer Stunde kein Wort gesagt hatte, zum Sprechen. »Es bleibt uns nicht mehr viel Zeit, Mrs. Bergen.«

Goldman war ein tüchtiger junger Polizeibeamter, der verlässlichste Mitarbeiter des Chefs. Er saß hinter Barnes, neben Max Bergen, und hielt seine Augen auf die Frau geheftet.

Goldman glaubte an übernatürliche Kräfte. Er war beeindruckt. Im Rückspiegel konnte Barnes erkennen, daß die Ereignisse des Abends einen verstörten Ausdruck auf dem breiten, sonst so gleichmütigen Gesicht des jungen Mannes hinterlassen hatten.

»Wie haben nicht viel Zeit«, sagte Goldman nochmals.  
"Wenn dieser Verrückte schon an der Hintertür ist...«  
Mary drehte sich abrupt zu ihm um. In ihrer Stimme lag Sorge und Angst. »Steigen Sie keinesfalls aus dem Auto, bis der Mann festgenommen ist.«

»Was soll das heißen?« fragte Goldman.

»Wenn Sie helfen, ihn festzunehmen, geschieht Ihnen etwas.«

»Wird er mich töten?«

Sie zuckte zusammen und begann zu zittern. An ihrem Haaransatz bildeten sich Schweißperlen.

Auch Barnes spürte, wie ihm der Schweiß vom Gesicht herunterlief.

Sie sagte zu Goldman: »Er wird auf Sie einstechen... mit demselben Messer, mit dem er all die Frauen erstochen hat...

Sie schwer verletzen... aber nicht töten.« Sie schloß die Augen und stieß zwischen zusammengepreßten Zähnen hervor: *Bleiben Sie im Auto!*«

»Harley?« fragte Goldman besorgt.

»Geht schon in Ordnung«, versicherte Barnes.

»Hören Sie lieber auf sie«, sagte Max zu Goldman. »Verlassen Sie den Wagen nicht.«

-Wenn ich dich'brauche«, sagte Barnes, »kommst du mit. Keiner wird verletzt werden.« Er durfte nicht zulassen, daß diese Frau seine Autorität untergrub. Er sah sie an. »Wir brauchen eine Hausnummer - die genaue Adresse des Hauses, das Sie beschrieben haben.«

»Drängen Sie sie nicht«, sagte ihr Mann in scharfem Ton. Außer wenn er mit Mary sprach, klang seine Stimme wie zwei Stahlplatten, die sich aneinander rieben. »Es hat überhaupt keinen Zweck, sie zu drängen. Das stört sie nur.«

»Ist schon gut, Max«, sagte Mary.

»Aber ich habe es ihnen doch schon x-mal gesagt«, brummte Max.

Sie wandte sich wieder nach vorne. »Ich sehe... die Hintertür eines Hauses. Sie ist offen.«

»Wo ist der Mann, der Killer?« fragte Max.

»Der steht in einem dunklen Zimmer... einem kleinen Raum... die Waschküche... ja, es ist die Waschküche.«

»Was macht er dort?«

»Er macht eine Tür auf... zur Küche... es ist niemand dort... ein mattes Licht über dem Herd... auf dem Tisch schmutziges Geschirr... er steht dort... ja, er steht und lauscht... die linke Hand hat er zur Faust geballt, um die Blutung zu stoppen... er lauscht... aus dem Wohnzimmer kommt Benny-Goodman-Musik vom Stereogerät...« Sie be-



rührte Barnes am Arm. Ihre Stimme klang jetzt klar und eindringlich: »Noch zwei Querstraßen. Rechts. Das zweite Haus hinter der Kreuzung... nein das dritte.«

»Sind Sie sicher?«

»Nun beeilen Sie sich schon, um Gottes willen!«

Mache ich mich jetzt zum Narren? fragte sich Barnes.

Wenn ich sie ernst nehme und nachher stimmt es nicht, wird man für den Rest meiner Dienstzeit über mich Witze machen. Trotzdem schaltete er die Sirene ein und trat das Gaspedal durch. Mit quietschenden Reifen schoß der Wagen vorwärts.

Mary sagte atemlos: »Ich sehe ihn noch immer... er geht durch die Küche... ganz langsam...«

Wenn sie mir was vormacht, dachte Barnes, ist sie die beste Schauspielerin, die ich je gesehen habe.

Der Ford raste die schwachbeleuchtete Straße hinunter.

Der Regen peitschte gegen die Windschutzscheibe. Sie überfuhren ein Halteschild, dann noch eines.

»Er lauscht... lauscht nach jedem Schritt... vorsichtig... nervös... jetzt zieht er ein Messer aus der Manteltasche... betrachtet die scharfe Klinge und lächelt... so ein großes Messer...«

Vor dem Haus, das sie angegeben hatte, kam der Wagen schlitternd zum Stehen. Das dritte von rechts. Zwei gleiche Magnolienbäume zu beiden Seiten eines sich windenden Gehsteigs, ein zweistöckiges Stuck-Gebäude, Licht im Erdgeschoß.

»Verdammt noch mal«, sagte Goldman fast ehrfürchtig.

»Paßt genau auf Ihre Beschreibung.«

## 2

Das Heulen der Sirene flaute ab, während Barnes aus dem Wagen stieg. Das rotierende rote Licht auf dem Dach des Polizeiwagens spiegelte sich auf dem nassen Pflaster wider. Ein zweiter Streifenwagen hielt dicht hinter ihnen, und die Warnlampen der beiden Fahrzeuge bildeten eine Kaskade von blutrotem, flackerndem Licht.

Mehrere Männer entstiegen dem zweiten Wagen. Zwei uniformierte Polizisten, Malone und Gonzales, eilten auf Barnes zu. Bürgermeister Henderson, rundlich und glitzernd in seinem Regenumhang aus Kunststoff, wirkte wie ein Luftballon, der über die Straße hüpfte. Direkt hinter ihm kam Harry Oberlander, spindeldürr und Hendersons schärfster Kritiker im Stadtrat.

Der Letzte in der Prozession war Alan Tanner - Mary Tanner-Bergens Bruder. Eigentlich hätte er im ersten Wagen mitfahren sollen, doch hatte er Streit mit Max gehabt, und die beiden gingen sich lieber aus dem Wege.

»Malone, Gonzales... verteilt euch«, befahl Barnes.

»Flankiert das Haus und trefft euch an der Hintertür. Ich komme von vorn. Los jetzt!«

»Und ich?« fragte Goldman.

Barnes seufzte auf. »Du bleibst besser hier.«

Goldman war sichtlich erleichtert.

Barnes zog seine Magnum .357 aus dem Holster und eilte den Gehsteig hinauf aufs Haus zu. Auf dem Briefkasten stand der Name »Harrington«. Er klingelte an der Haustür. Der Regen ließ plötzlich nach. Es nieselte nur noch.

Durch die Sirenen aufgeschreckt, hatte die Frau im Haus ihn kommen sehen und öffnete sofort die Tür.

»Mrs. Harrington?«

»Miß Harrington. Nach meiner Scheidung habe ich meinen Mädchennamen wieder angenommen.«

Sie war eine zierliche Blondine Anfang Vierzig mit üppiger Figur, aber nicht dick.

Offenbar bestand ihre Hauptbeschäftigung darin, sich zu pflegen. Zwar trug sie nur Jeans und ein T-Shirt, war also Nicht im Begriff auszugehen, doch war ihre Frisur tadellos gepflegt, ihr Make-up und ihre kunstlichen Wimpern perfekt, und der orangefarbene Nagellack frisch aufgetragen.

»Sind sie allein im Haus?« fragte Barnes,

Sie warf ihm einen höchst sinnlichen Blick zu und fragte:

»Warum mochten Sie das wissen?«

»Polizeiliche Nachforschung, Miß Harrington.«

»Wie schade.« Sie hielt einen Drink in der Hand, und er war sicher, daß es nicht ihr erster an diesem Abend war.

»Sind Sie allein?« fragte er nochmals.

»Ich wohne allein.«

»Alles in Ordnung bei Ihnen?«

»Nun, es macht mir nicht viel Spaß, allein zu leben.«

»Das meinte ich nicht. Ist bei Ihnen alles in Ordnung?

Irgendwelche Schwierigkeiten?«

Sie blickte auf den Revolver, den er in der Hand hielt.

»Vermuten Sie Schwierigkeiten?«

Irritiert durch die albernen Antworten und die laute Swing-Musik im Haus, die er übertönen mußte, sagte er:

»Wir haben Grund zu der Annahme, daß Ihr Leben in Gefahr ist.« Sie lachte.

»Ich weiß, daß das etwas melodramatisch klingt, aber...«

»Wer soll mir denn nach dem Leben trachten?«

»Die Zeitungen nennen ihn ›Den Schlitzer‹«

Sie runzelte die Stirn, schien sich aber dann zu erinnern, daß Stirnrunzeln Falten verursachte und gab es sofort wieder auf. »Sie machen wohl Witze.«

»Wir nehmen an, daß er es heute auf Sie abgesehen hat.«

»Wer hat Ihnen denn das eingeredet?«

»Eine Hellseherin.«

»Eine was?«

Malone kam durch die Hintertür ins Wohnzimmer und schaltete das Stereogerät ab.

Erstaunt drehte sie sich zu ihm um.

»Wir haben da was gefunden, Chef«, sagte Malone.

Ohne Aufforderung betrat Barnes das Haus. »Ja, was denn?«

»Die Hintertür war offen.«

»Haben Sie die offengelassen?« fragte Barnes die Frau.

»Doch nicht bei dem Wetter.«

»War sie abgeschlossen?«

»Weiß ich nicht.«

»Am Türrahmen klebt Blut«, sagte Malone. »Und noch mehr an der Tür zwischen der Küche und der Waschküche.«

»Aber der Mann ist weg?«

»Der muß davongelaufen sein, als er die Sirenen hörte.«

Barnes kam ins Schwitzen. Er spürte, daß sein Herz zu schnell schlug und überlegte sich, wie er wohl diese Hellseherei auf einen Nenner mit seiner sonst so simplen Arbeitsmethode bringen sollte. Er folgte dem jüngeren Beamten in die Küche und ignorierte Miß Harringtons Fragen.

Hector Gonzales wartete an der Hintertür.

»Da ist eine Gasse hinter dem Drahtzaun. Suchen Sie die mal ab — zwei Häuserblocks weit in beiden Richtungen.«

»Ich bin ganz verwirrt«, sagte die Frau.

Ich auch, dachte Barnes.

Zu Malone sagte er: »Sie suchen an beiden Seiten des Hauses die Büsche ab. Auch die am Zaun.«

»Alles klar.«

»Und halten Sie Ihre Waffen schußbereit.«

Vor dem Haus neben den Streifenwagen war Harry Oberlander damit beschäftigt, den Bürgermeister in Wut zu bringen. Er betrachtete ihn kopfschüttelnd, als ob sein bloßer Anblick schon eine Zumutung darstellte. »Was sind Sie doch für ein Bürgermeister«, sagte er sarkastisch, »der eine Hexe für den Polizeidienst anwirbt!«

Henderson reagierte wie ein müder Riese, der einen großenwahnsinnigen, lästigen Zwerg beiseite schiebt. »Sie ist keine Hexe.«

»Wissen Sie nicht, daß es gar keine Hexen gibt?«

»Das sagte ich ja, Herr Stadtrat, sie ist keine Hexe.«

»Alles Schwindel, nichts weiter.«

»Sie ist Hellseherin.«

»Hellseherin, Schnellseherin.«

»Wie gescheit Sie sich ausdrücken.«

»Ein eleganter Ausdruck für Hexe.«

Dan Goldman hörte ihnen zu, der Diskussion ebenso überdrüssig wie der Bürgermeister. Es gibt keine schlimmeren Feinde, dachte er, als zwei Männer, die einstmal die engsten Freunde waren. Er war darauf vorbereitet, zwischen sie zu treten, falls Oberlander wieder mal handgreiflich werden würde. Es war schon vorgekommen, daß der Stadtrat den Bürgermeister mit Faustschlägen auf den dicken Bauch traktiert hatte, die allerdings nicht sehr heftig ausgefallen waren.

»Wissen Sie, warum ich Ihnen seinerzeit meinen Anteil an unserer Möbelfirma verkauft habe?« fragte Oberlander Henderson.

»Weil Sie keinen Weitblick haben«, sagte Henderson schmunzelnd.

»Weitblick - Quatsch. Weil ich wußte, daß ein abergläubischer Idiot wie Sie die Firma früher oder später in Grund und Boden wirtschaften würde.«

»Das Geschäft läuft besser denn je«, sagte Henderson.

»Reine Glücksache. Idiotenglück.«

Bevor noch die ersten Faustschläge ausgetauscht werden konnten, erschien glücklicherweise Barnes in der Haustür und rief: »Alles okay, kommen Sie rein.«

»Jetzt werden wir gleich mal sehen, wer hier der Idiot ist«, sagte Henderson, »Sie müssen ihn erwischt haben.« Mit der besonderen Gelenkigkeit mancher korpulenter Männer rann er über den Gehsteig und über das glitschige Gras.

Oberlander lief ihm nach wie eine Maus auf den Fersen eines Mammuts.

Goldman unterdrückte ein Lachen und folgte ihnen.

Alan Tanner hatte sich hinter das Steuer des ersten Streifenwagens gesetzt, um seiner Schwester nahe zu sein. Als er Harley Barnes an der Haustür sah, fragte er; »Haben sie den Killer erwischt, Mary?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte sie. Ihre Stimme klang hohl, und sie schien völlig erschöpft.

»Ist kein Schuß gefallen?«

»Ich weiß nicht.«

»Irgendein Gerangel muß doch stattgefunden haben.«

»Das ist anzunehmen.«

Max auf dem Rücksitz fragte besorgt: »Mary, ist Goldman jetzt in Sicherheit?«

Sie stieß einen Seufzer aus, schüttelte den Kopf und preßte die Fingerspitzen an die Augen. »Ich kann es dir wirklich nicht sagen. Ich habe den Faden verloren. Ich sehe nichts mehr.«

Max rollte das Fenster herunter. Seine Stimme trug **weit** in der feuchten Luft. »He, Goldman!«

Der Beamte war schon auf dem halben Weg zum Haus. Er stoppte und wandte sich um.

»Vielleicht sollten Sie doch lieber hierbleiben«, rief Max.

»Harley braucht mich«, sagte Goldman. »Mir passiert schon nichts. Sie haben ihn geschnappt.«

»Sind Sie sicher?« fragte Max.

Aber Goldman war schon weitergegangen.

Alan sagte: »Mary?«

»Hmmm?«

»Wie fühlst du dich?«

»Ganz gut.«

»Du hörst dich aber nicht so an.«

»Ich bin nur müde.«

»Er nimmt dich viel zu hart ran«, meinte Alan besorgt. Er blickte Max nicht einmal an, sondern sprach, als sei er mit seiner Schwester allein. »Er macht sich nicht klar, wie empfindlich du bist.«

»Alles okay«, sagte sie.

Aber Alan wollte nicht aufgeben. »Er hat keine Ahnung, welche Fragen er dir stellen muß, damit du klarer siehst. Er hat nicht die geringste Finesse. Er drückt einfach drauf los.«

Du mieses kleines Miststück, dachte Max und starrte seinen Schwager hart an. Marys wegen sagte er jedoch nichts. Es regte sie immer auf, wenn die beiden Männer, die sie liebte, sich stritten. Sie gab sich lieber der Illusion hin, daß sie sich im Grunde mochten. Zwar ergriff sie niemals gänzlich Partei für Alan, doch schob sie immer Max die Schuld zu, wenn der Streit besonders erbittert ausfiel.

Um sich von Alan abzulenken, betrachtete Max das Haus. Ein Lichtstrahl fiel durch die offene Tür. Davor zeichneten sich die Umrisse der Büsche und Sträucher ab. »Vielleicht sollten wir die Wagentüren absperren«, sagte er.

Mary wandte sich halb zu ihm um. »Die Türen absperren?« fragte sie erstaunt.

»Zum Schutz.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Zum Schutz wovor?« fragte Alan.

»Die Bullen sind alle oben im Haus, und keiner von uns hier hat eine Waffe.«

»Glaubst du, daß wir eine brauchen?«

»Möglicherweise.«

»Entwickelst du jetzt auch schon hellseherische Fähigkeiten?«

Max zwang sich zu einem Lächeln. »Das wohl kaum. Ganz einfach Verstand.« Er verriegelte die Türen auf seiner und auf Marys Seite. Als Alan keine Anstalten machte, es ihm gleichzutun, verschloß er auch die anderen zwei.

»Fühlst du dich jetzt sicher?« fragte Alan.

Max versenkte sich in den Anblick des Hauses.

Barnes, Henderson und Oberlander drängten sich in die schmale Waschküche, um die Blutspuren, die der Killer hinterlassen hatte, zu untersuchen.

Miß Harrington hatte sich an den Polizeichef angehängt, um ja nichts zu verpassen. Sie schien begeistert zu sein, daß der geistesgestörte Killer sie zum Opfer erwählt hatte.

Dan Goldman zog es vor, in der Küche zu bleiben. Während Barnes erklärte, daß die wenigen Beweisstücke genau mit den Visionen der Hellseherin übereinstimmten, würde der Bürgermeister seine hämische Befriedigung deutlich zum Ausdruck bringen. Das wiederum würde zweifellos Harry Oberlander in Rage bringen, und der Austausch bissiger Bemerkungen würde sehr bald in einen lauten und handfesten Krach ausarten. Davon hatte Goldman nun wirklich genug. Aber ganz abgesehen davon war die geräumige Küche es wert, betrachtet und bewundert zu werden. Offensichtlich war sie von jemand entworfen und selbst eingerichtet worden, der etwas vom Kochen verstand und sich das Beste leisten konnte.

Doch nicht von Miß Harnngton, dachte Goldman. Sie machte nicht den Eindruck einer Frau, die sich gern stundenlang an den Herd stellte. Der Koch im Haus war zweifellos ihr geschiedener Mann gewesen.

Man hatte eine Menge Geld dafür ausgegeben, eine Küche im rustikalen Stil zu schaffen, die gleichzeitig professionellen Ansprüchen gerecht wurde. Der Fußboden war mit braunen mexikanischen Kacheln ausgelegt. Schränke und Regale aus Eichenholz enthielten Porzellangeschirr. Die Abstellflächen waren aus weißer Keramik. Neben zwei Standard-Ofen gab es einen Mikrowellenofen, zwei große Kühl- und Gefrierschränke, zwei doppelte Abwaschbecken, einen runden Küchentisch mit eingebauten Geräten, sowie eine Vielfalt zusätzlicher Apparaturen.

Goldman kochte selbst gern, mußte sich jedoch mit einem abgenutzten Gasherd und den billigsten Töpfen und Pfannen begnügen.

Seine neidische Bewunderung der tollen Einrichtung wurde jäh unterbrochen, als sich dicht neben ihm eine Tür öffnete. Sie befand sich etwa einen Meter entfernt und halb hinter seinem Rücken. Die Tür war offen gestanden, als er hereinkam, doch hatte er sich nicht weiter darum gekümmert. Als er sich jetzt umdrehte, sah er einen Mann im Regenmantel aus der Speisekammer treten, deren Regale mit Konserven gefüllt waren. Die linke Hand des Fremden war blutig, und er hielt den Daumen mit der Faust umschlossen. Sie hat also doch recht gehabt, dachte Goldman. Herrgott im Himmel!

In der erhobenen Rechten hielt der Killer ein Schlächtermesser mit dickem, hölzernem Griff.

Goldman verlor jeden Zeitsinn. Die Sekunden wurden zu Ewigkeiten, und er fühlte sich vom Rest der Welt abgeschnitten.

Wie aus weiter Ferne hörte er Henderson und Oberlander miteinander streiten. Es schien kaum möglich, daß sie sich im Nebenzimmer befanden. Ihr Gespräch hörte sich an, als sei es mit achtundsiebzig Umdrehungen pro Minute auf Tonband aufgenommen worden und als würde es jetzt im Tempo von fünfundvierzig Umdrehungen abgespielt.

Der Fremde trat auf ihn zu. Das Licht spiegelte sich auf der scharfen Klinge seines Messers wider,

Wie gegen einen unerklärlichen Widerstand ankämpfend griff Goldman nach dem Revolver an seiner Hüfte.

Der Killer stieß ihm das Messer in die Brust. Links oben. Unglaublich tief.

Seltsamerweise verspürte er keinen Schmerz, aber sein Hemd war über der Brust plötzlich von Blut durchtränkt.

Mary Bereen, dachte er. Wie konntest du das voraussagen? Wer bist du? Er knöpfte seine Revolvertasche auf.

Zu langsam. Viel zu langsam, verdammt noch mal!

Es war ihm nicht zum Bewußtsein gekommen, daß der Killer ihm die Klinge wieder aus der Brust gezogen hatte, und jetzt sah er voll Entsetzen, wie er ein zweitesmal zustieß. Dann riß der Fremde das Messer wieder heraus, und Goldman sackte blutüberströmt gegen die Wand.

Er verspürte noch immer keinen Schmerz, aber alle Kraft floß aus ihm heraus, wie aus einem offenen Hahn.

Ich darf nicht umfallen, sagte er sich. Nur nicht umfallen. Dann hätte ich keine Chance mehr.

Aber der Killer war mit ihm fertig. Er wandte sich ab und rannte ins Eßzimmer.

Mit immer schwächer werdendem Griff preßte Goldman die linke Hand auf seine Wunden und wankte hinter dem Mann her. Als er am Durchgang zum Eßzimmer ankam und sich an den Türrahmen lehnte, um Luft zu schöpfen, hatte der Killer schon fast das Wohnzimmer erreicht. Goldman hatte seinen Revolver aus dem Halfter gezogen, besaß jedoch nicht mehr die Kraft, ihn hochzuheben. Er feuerte einen Schuß in den Fußboden, um Harley aufmerksam zu machen. Kaum war der Schuß verhallt, kehrte sein normaler Zeitsinn zurück. Er spürte einen stechenden Schmerz und konnte kaum atmen. Seine Knie klappten unter ihm zusammen, und er sank zu Boden.

Alan unterbrach sich mitten im Satz. »Was war denn das?«  
»Ein Schuß«, sagte Max.

Mary sagte: »Irgendwas ist mit Goldman passiert. Ich weiß es, so wahr ich hier sitze.«

Jemand kam aus dem Haus gerannt. Sein Regenmantel blähte sich im Wind wie ein Cape.

»Das ist er!« rief Mary.

Als der Mann die Polizeiwagen sah, hielt er an. Verwirrt blickte er sich nach links und rechts um, sah keinen Ausweg in diesen Richtungen und wandte sich wieder dem Haus zu. In der offenen Haustür erschien Harley Barnes. Trotz Regen, schlechtem Licht und beschlagenen Fensterscheiben konnte Max den großkalibrigen Revolver erkennen, den der Bulle in der Faust hielt. Die Waffe spuckte gemein aussehendes Mündungsfeuer von sich.

Der Irre machte einen Satz wie ein ungeschickter Ballettänzer, fiel zu Boden und rollte über den Gehsteig. Dann erhob er sich erstaunlicherweise und lief auf die Straße zu. Er war nicht getroffen. Mit einer Schußwunde aus der Magnum .357 wäre er liegengeblieben. Dessen war sich Max ganz sicher. Er verstand eine ganze Menge von Feuerwaffen und besaß selbst eine beachtliche Sammlung davon.

Barnes feuerte nochmals.

»Verdammt noch mal«, ärgerte sich Max. »Kleinstadtbullen! Überbewaffnet und saumäßig ausgebildet. Wenn er den Kerl verfehlt, bringt er als nächstes einen von uns um.«

Der dritte Schuß traf den Killer in den Rücken, als er den Gehsteig erreichte.

Max, als Waffenexperte, kam zu folgenden Erkenntnissen: Die Tatsache, daß das Geschoß nicht durch die Brust des Killers ausgetreten war und das Wagenfenster zerschmettert



hatte, wies auf eine ungenügende Ladung Schießpulver hin. Es war zur Verwendung auf belebten Straßen bestimmt und würde den Schuldigen niederstrecken, ohne andere zu gefährden. Zweitens: Nach der Art, wie der Schuß den Mann in die Höhe gerissen hatte, war anzunehmen, daß die Kugel an der Spitze angeflacht war.

Der getroffene Killer wurde durch die Luft geschleudert, prallte auf den Polizeiwagen auf und hielt sich einen Augenblick lang an Marys Tür fest. Dann rutschte er tiefer hinunter, wo er ihr ins Gesicht sehen konnte. »Mary Bergen«, seine Stimme klang heiser. Er versuchte, sich ans Fenster zu klammern. »Mary Bergen.« Blut quoll ihm aus dem Mund und verschmierte das Glas.

Mary schrie auf.

Die Leiche fiel auf den Gehsteig.

### 3

Der Krankenwagen, der Dan Goldman wegbrachte, nahm die Kurve so schnell es ging, ohne auf die Seite zu kippen. Max hoffte, daß das Leben des jungen Polizeibeamten sich nicht ebenso schnell verflüchtigte.

Draußen auf dem Gehsteig lag der Tote auf dem Rücken. Er starrte zum Himmel und wartete geduldig auf den Leichenbeschauer.

»Sie regt sich darüber auf, daß der Killer ihren Namen kannte«, sagte Alan.

»Wahrscheinlich hat er ihr Foto in der Zeitung gesehen«, sagte Max. »Und hat gehört, daß sie hergekommen ist, Ihn zu finden.«

»Aber davon wußten doch nur der Bürgermeister und der Stadtrat. Und die Bullen.«

»Irgendwie hat der Kerl es eben erfahren. Er wußte, daß sie in der Stadt war, und dann erkannte er sie. Das ist doch kein übernatürlicher Vorgang. Oder glaubt sie das?«

»Gewiß gibt es eine ganz einfache Erklärung dafür. Das weiß ich, und du weißt es auch. Im Grunde ist sie sich auch darüber klar. Aber wenn man bedenkt, was sie in ihrem Leben schon alles gesehen und durchgemacht hat, ist es kein Wunder, wenn sie sich Gedanken macht. Ich habe eben mit Barnes gesprochen. Er gibt uns einen Wagen und einen Fahrer. Da bringen wir Mary ins Hotel, damit sie sich hinlegen kann.«

»Machen wir«, sagte Max, »sobald ich alles mit dem Bürgermeister geregelt habe.«

»Das kann Stunden dauern.«

»Höchstens eine halbe Stunde«, erwiderte Max. »Also, wenn das alles ist, was du mit mir besprechen wolltest...«

»Sie ist todmüde.«

»Das sind wir alle. Es wird ihr schon nichts passieren.«

»Der rücksichtsvolle Gatte.«

»Scher dich zum Teufel!«

Sie standen neben dem ersten Streifenwagen. Drinnen saß Mary mit geschlossenen Augen, die Hände im Schoß gefaltet. Es hatte aufgehört zu regnen. Die Luft war feucht und klar.

Alan blickte sich nervös nach den Menschen um, die aus den Nachbarhäusern herbeigeströmt waren, das makabre Schauspiel zu betrachten. Er sagte: »Jeden Moment kommt die Presse. Mary sollte sich heute nicht mehr mit einem Haufen Reportern herumärgern müssen.«

Max wußte, worauf es seinem Schwager ankam. Morgen trat er einen zweiwöchigen Urlaub an. Davor wollte er noch ein ungestörtes Gespräch mit seiner Schwester führen. Ein Stündchen allein mit ihr, um sie zu überzeugen, daß sie den falschen Mann geheiratet hatte.

Seine Fäuste waren die einzigen Waffen, die Max im Kampf gegen diese Art häuslicher Intrigen zur Verfügung standen. Er war um achtzehn Zentimeter größer und vierzig Pfund schwerer als Alan. Trotzdem war ihm klar, daß gespaltene Lippen, ausgeschlagene Zähne und eine angeknackte Kinnlade seinen Schwager nur vorübergehend zum Schweigen bringen würden. Wenn er ihn nicht gerade umbrachte, war seine ewige Einmischung durch nichts zu verhindern.

Jedenfalls hatte es Max aufgegeben, seine Probleme mit Hilfe seiner Fäuste zu lösen. Er hatte Mary versprochen und es sich selbst fest vorgenommen, daß Schlägereien ein Ding der Vergangenheit bleiben sollten.

Außer physischer Kraft und dem Willen sie anzuwenden besaß Alan in der persönlichen Fehde zwischen ihm und Max die stärkeren Waffen. Nicht zuletzt sein gutes Aussehen. Wie Mary hatte er schwarzes Haar und blaue Augen. Er war ein schöner Mann, während Max so ungeschlacht wirkte, daß man ihn fast häßlich nennen konnte. Alans starke, sinnliche Gesichtszüge, hervorgehoben durch einen Ausdruck jugendhafter Unschuld, verfehlten sogar auf seine Schwester ihren Eindruck nicht.

*Besonders auf seine Schwester.*

Alans Stimme war so sanft und einschmeichelnd wie die eines Schauspielers. Mit ihr konnte er jede gewollte Stimmung schaffen oder dramatische Szenen heraufbeschwören. Er verstand es meisterhaft, Marys Mitgefühl zu erwecken und sie dazu zu bringen, ihren Gatten mit einer Art unbewußtem Mißvergnügen zu betrachten.

Max besaß ein überdurchschnittlich gutes Denkvermögen, doch wußte er, daß Alan ihm intellektuell überlegen war. Es war nicht seine Stimme allein, mit der er sich durchsetzte. In den süßtönenden Worten lagen Witz und Intelligenz.

Und Charme?

Wenn Alan es wünschte, ließ er seinen Charme wie Honig fließen.

Den würde ich am liebsten ausdrücken wie eine Tube Zahnpasta, dachte Max. All den verdammten Charme aus ihm herausquetschen und mal sehen, wieviel Wahrheit dahinter steckt.

Was den Ausschlag gab, waren dreißig gemeinsame Jahre, die Mary und Alan hinter sich hatten. Er war dreiunddreißig und als älterer Bruder durch Blutbande, gemeinsame Erfahrungen, nicht wenige Tragödien, sowie drei Jahrzehnte täglichen Zusammenlebens eng mit ihr verbunden.

Die Menschenmenge wurde immer größer, und Max bemerkte, daß noch ein Streifenwagen zu ihnen stieß. Er sagte:

»Du hast recht. Sie sollte nicht länger als nötig hierbleiben.«

»Natürlich nicht.«

»Ich fahre sie jetzt gleich ins Hotel.«

»Du fährst sie?« fragte Alan überrascht. »Du mußt doch hierbleiben?«

»Wozu?«

»Das weißt du doch genau.«

»Sag es mir trotzdem.«

»Du kannst das hier besser als ich«, sagte Alan unwillig.

»Was kann ich besser?« fragte Max.

»Weißt du, warum du das immer wieder hören mußt?

Weil es alles ist, was du kannst. Nur damit bist du imstande sie zu halten.«

»Also, was kann ich besser?«

»Ganz schön unsicher.«

»Was kann ich besser?«

»Das Geld einkassieren. Bist du jetzt zufrieden?«

Mary verdiente recht gut als Journalistin mit ihrer eigenen Spalte über psychische und übernatürliche Erscheinungen. Auch die drei Bücher, in denen sie die Ereignisse ihrer

Laufbahn geschildert hatte, waren Bestseller geworden und hatten ihr viel Geld eingebracht. Allein von den Honoraren ihrer Vorträge hätte sie bequem leben können.

An den zahlreichen Reisen, die sie auf Bitten verschiedener Behörden unternahm, um Mordfälle und andere Verbrechen aufzuklären, verdiente sie dagegen nichts. Für ihre Visionen nahm sie kein Honorar. Einmal hatte sie einer berühmten Schauspielerin geholfen, ein verlorenes Diamantenhalsband im Werte von hunderttausend Dollar wiederzufinden und keinen Pfennig dafür angenommen. Sie berechnete lediglich ihre Spesen - Flugkarten, Mietwagen, Mahlzeiten und Unterkunft - und manchmal nicht einmal das, wenn sie glaubte, nicht genügend Leistungen erbracht zu haben.

Bis Max in ihr Leben trat, war es Alans Aufgabe gewesen, die Spesengelder einzutreiben. Doch hatte ihr Bruder weder das Talent noch die Neigung mit Bürgermeister, Stadträten und anderen Bürokraten zu feilschen. Wenn Mary ihre Aufgabe beendet hatte und der Schuldige gefunden war, geschah es nicht selten, daß ihre Auftraggeber - Beamte oder Lokalpolitiker - sich vor der Rückzahlung der Spesen zu drücken versuchten. In solchen Fällen bestand Alan nur selten auf Zahlung, und auf diese Weise gingen jährlich Zehntausende von Dollar verloren. Obwohl Mary glänzend verdiente, rückte sie immer näher an den Rand des Bankrotts.

Innerhalb von zwei Monaten nach ihrer Hochzeit hatte Max ihre Finanzen wieder in Ordnung gebracht. Er hatte mit ihrer Agentur einen neuen Vertrag abgeschlossen und Marys Honorar für Vorträge verdoppelt. Als die Erneuerung ihres Vertrags mit dem Zeitungssyndikat fällig wurde, erzielte Max bedeutend günstigere Bedingungen, als sie für möglich gehalten hätte. Und was die Spesenvergütung betraf, bekam er stets seinen Scheck.

»Also?« sagte Alan.

»Also gut. Fahre du sie zurück ins Hotel. Aber denke daran, was du eben gesagt hast. Geld kassieren kann ich besser als du. Und ich werde es immer können.«

»Natürlich. Dafür hast du einen Riecher«, sagte Alan. Sein Lächeln entbehrte jeder Wärme. »Du hast ja auch Marys Geld recht schnell gerochen.«

»Mach, daß du wegstommst«, sagte Max.

»Kannst wohl die Wahrheit nicht vertragen?«

»Hau ab, bevor ich dir ein für allemal den Kopf in den Arsch stecke.«

Alan blinzelte mit den Augen.

Max blinzelte nicht zurück.

Alan ging hinüber zu Harley Barnes.

Mit der Zeit fiel es Max auf, daß ihn mehrere Leute in der Menge anstarrten. Er starrte zurück. Einer nach dem anderen wandte sich geniert ab, blickte ihn aber sofort wieder an, sobald Max woanders hinschaute.

Keiner stand nahe genug, um sein Gespräch mit Alan gehört zu haben. Dann wurde ihm klar, warum man ihn anstarrte. Sein Gesicht war vor Wut verzerrt, seine Schultern hochgezogen und angespannt wie die eines Panthers vor dem Sprung und seine riesigen Hände zu Fäusten geballt. Er versuchte, sich zu beruhigen und seine Schultern in ihre normale Lage fallen zu lassen. Die Hände steckte er in die Taschen seines Regenmantels. So konnte keiner sehen, daß er zu wütend war, die Fäuste zu öffnen.

#### 4

In dem Hotelzimmer gab es vier häßliche Lampen mit gräßlich gemusterten Lampenschirmen, aber nur eine war eingeschaltet.

Alan saß auf einem schwarzen Kunstledersessel mit drehbarem Sockel, die Hände um ein Glas Scotch gefaltet, von dem er nicht trank. Das Licht zu seiner Linken zeichnete scharfe Schatten auf seinem Gesicht.

Mary lag auf dem Bett, außerhalb des Lichtkreises. Sie wartete darauf, daß Max endlich zurückkommen würde, damit sie ausgehen und irgendwo noch ein verspätetes Abendessen und ein paar Drinks einnehmen konnten. Sie war hungrig und müde und seelisch erschöpft.

»Hast du immer noch Kopfschmerzen?« fragte Alan.

»Das Aspirin hat mir etwas geholfen.«

»Du bist so bleich... so blaß.«

»Mir fehlt nichts, was acht Stunden Schlaf nicht wieder in Ordnung bringen würden.«

»Ich mache mir Sorgen um dich.«

Sie lächelte ihn liebevoll an. »Das hast du schon immer getan. Schätzchen. Auch als wir noch Kinder waren.«

»Ich habe dich eben sehr gern.«

»Ich weiß.«

»Du bist meine Schwester, und ich liebe dich.«

»Das weiß ich, aber...«

»Er treibt dich zu hart.«

»Fang nicht wieder davon an, Alan.«

»Aber er tut es.«  
 »Ich wünschte, du und Max würdet euch vertragen.«  
 »Das wünsche ich mir auch. Aber er wird es nie tun.«  
 »Aber *warum* denn nicht.«  
 »Weil ich ihn als das erkannt habe, was er ist.«  
 »Und was ist das?«  
 »Zunächst einmal seid ihr so verschieden«, sagte Alan. »Er ist nicht so feinfühlig wie du. Du bist so sanft, und er...«  
 »Er kann auch sanft sein.«  
 »Wirklich?«  
 »Mit mir ist er es. Er ist furchtbar nett.«  
 »Nun, du hast ein Anrecht auf deine eigene Meinung.«  
 »Herzlichen Dank«, sagte sie sarkastisch. Arger wallte kurz in ihr auf, legte sich aber sofort wieder. Sie konnte nie länger als eine Minute mit Alan böse sein. Auch das kam nicht oft vor.  
 »Mary, ich will mich nicht mit dir streiten.«  
 »Dann laß es doch.«  
 »Wir haben uns in dreißig Jahren niemals gezankt... bis er erschien.«  
 »Ich habe heute wirklich nicht die Kraft dafür.«  
 »Du hast zu nichts mehr Kraft, weil er dich zu hart antreibt, wenn er dich durch deine Visionen leitet.«  
 »Er macht das sehr gut.«  
 »Nicht so gut, wie ich es tat.«  
 »Zu Anfang war er viel zu eifrig«, gab sie zu. »Zu bestrebt. Aber jetzt nicht mehr.«  
 Alan setzte sein Glas ab, erhob sich und wandte ihr den Rücken zu. Er trat ans Fenster und wünschte, Max würde zurückkommen.  
 Nach einer Weile kam Alan vom Fenster zurück. Er stellte sich ans Fußende ihres Bettes und blickte auf sie hinab. »Ich habe Angst, in Urlaub zu fahren.«  
 Ohne die Augen zu öffnen sagte sie: »Angst wovor?«  
 »Ich will dich nicht allein lassen.«  
 »Ich bin doch nicht allein. Ich bin bei Max.«  
 »Das meine ich ja, — allein mit Max.«  
 »Alan, also wirklich!«  
 »Es ist mein voller Ernst.«  
 Sie öffnete die Augen und setzte sich auf. »Du bist wirklich albern. Du machst dich lächerlich. Ich will solchen Quatsch nicht hören.«  
 »Wenn es mir gleichgültig wäre, was mit dir geschieht, konnte ich ja jetzt gleich gehen. Aber - ob du es hören willst oder nicht -, ich werde dir die Wahrheit über ihn sagen.«  
 Mary seufzte.

»Er ist ein Opportunist«, sagte Alan.

»Na und?«

»Er liebt das Geld.«

»Ich auch. Und auch du.«

»Aber er liebt es zu sehr.«

Sie lächelte nachsichtig. »Kann man das Geld denn zu sehr lieben. Schätzchen?«

»Verstehst du denn nicht?«

»Erkläre es mir.«

Alan zögerte. Traurigkeit lag in seinen schönen Augen.

»Max liebt das Geld *anderer* Leute zu sehr.«

Erstaunt starrte sie ihn an. »Hör mal... wenn du damit andeuten willst, daß er mich meines Geldes wegen geheiratet hat...«

»Genau das meine ich.«

»Dann bist du derjenige, der mich zu hart bedrängt.« Ihre Stimme war stahlhart.

Er änderte seine Taktik und sprach in sanftem Ton auf sie ein. »Ich will doch nur, daß du die Tatsachen erkennst.

Ich...«

»Bin ich denn so häßlich, daß mich niemand genommen hätte, wenn ich arm wäre?«

»Du bist eine Schönheit. Das weißt du.«

Aber sie ließ nicht locker. »Dann bin ich also so ein hirnloses kleines Geschöpf, das die Männer zu Tode langweilt?«

»Schreie nicht«, sagte Alan. »Beruhige dich. Bitte.« Es schien ihm ehrlich leid zu tun, daß er ihr wehgetan hatte.

Aber er blieb beim Thema. »Viele Männer würden alles geben, um dich zu heiraten. Und aus überzeugenden Beweggründen. Warum du dir gerade diesen Max ausgesucht hast...«

»Er war der erste richtige Kerl der mir einen Antrag gemacht hat.«

»Das ist nicht wahr. Ich weiß von vier anderen, die dir einen Antrag machten.«

»Die ersten zwei waren rückgratlose Jammergestalten«, sagte sie. »Der dritte war ungefähr so sanft und rücksichtsvoll im Bett, wie ein Stier in der Arena. Und der andere war praktisch impotent. Max hatte nichts von all dem. Er war anders, — interessant und aufregend.«

»Du hast ihn aber nicht geheiratet, weil er aufregend war oder intelligent oder geheimnisvoll oder romantisch. Du hast ihn genommen, weil er groß und stark war und ein Rauhbein. Die perfekte Vaterfigur.«

»Seit wann praktizierst du Psychiatrie?«

Sie wußte, daß Alan nicht die Absicht hatte, sie zu ärgern. Er sprach nur aus, was er glaubte ihr sagen zu müssen. Der gewissenhafte große Bruder. Er lag völlig falsch, aber seine Absichten waren die besten. Wenn sie dessen nicht ganz sicher gewesen wäre, hätte sie ihn auf der Stelle hinausgeworfen.

»Man braucht kein Psychiater zu sein, um zu sehen, daß du jemand nötig hast, auf den du dich stützen kannst. Das war immer so. Seitdem du deine hellseherischen Fähigkeiten entdecktest, und dir klar wurde, was es bedeutete, hattest du Angst davor und konntest nicht allein damit fertig werden. Eine Zeitlang war ich deine Stütze. Aber ich war wohl nicht groß und breitschulterig genug, es lange zu bleiben.«

»Alan, zum erstenmal in meinem Leben habe ich das Bedürfnis, dir eine runterzuhauen.«

Er setzte sich zu ihr auf die Bettkante und umfaßte ihre linke Hand mit seinen beiden. »Mary, er war nichts als ein verkrachter Zeitungsreporter, der seit zehn Jahren keine größere Story mehr Veröffentlicht hatte. Du kanntest ihn ganze sechs Wochen, als ihr geheiratet habt.«

»Das war lange genug.« Sie entspannte sich und drückte Alans Hand. »Es klappt prima mit uns. Liebes. Du solltest froh und glücklich darüber sein.«

»Aber ihr seid doch erst vier Monate verheiratet.«

»Und er gefällt mir heute noch besser, als damals.«

»Er ist ein gefährlicher Mann. Ich kenne seine Vergangenheit.«

»Die paar Raufereien in der Kneipe... und er geht heute in keine Kneipen mehr.«

»So harmlos war das gar nicht. Bei diesen Schlägereien hat er fast ein paar Leute umgebracht.«

»Wenn Leute besoffen sind, werden sie oft streitsüchtig und legen sich mit dem größten und stärksten Mann im Lokal an. Max hat nie angefangen.«

»Sagt er.«

»Keiner hat jemals Anzeige erstattet.«

»Vielleicht hatten sie Angst.«

»Er hat sich geändert. Er brauchte jemanden, der ihn liebte, für den er sich verantwortlich fühlen konnte. Er brauchte mich.« Alan nickte gleichmütig. »Willst du einen Drink?«

»Ich warte bis Max kommt.«

Er trank seinen Scotch aus. »Bist du ganz sicher?«

»Was Max betrifft? Absolut.«

Er trat wieder ans Fenster und sah in die Nacht hinaus.



»Ich werde nach meinem Urlaub wohl nicht mehr mit dir arbeiten.«  
 Sie stand auf, packte ihn an der Schulter und drehte ihn um.  
 »Wie bitte?«  
 »Ich bin doch jetzt nur das fünfte Rad am Wagen.«  
 »Unsinn. Du erledigst so viel...«  
 »Nichts, was nicht jede Sekretärin tun könnte«, sagte Alan. »Bis Max kam, war ich unersetzlich. Für die Führung bei deinen Visionen. Jetzt gibt es für mich nichts Wichtiges mehr zu tun. Und die ewigen Reibereien mit Max will ich auch nicht.«  
 »Aber was wirst du tun?«  
 »Ich weiß noch nicht. Zunächst könnte ich zwei Monate Urlaub nehmen, statt zwei Wochen. Ich kann es mir leisten. Du warst immer sehr großzügig und...«  
 »Keineswegs. Du hast dir deinen Anteil redlich verdient. Alan...«  
 »Von dem, was ich zur Seite gelegt habe, kann ich jahrelang leben. Vielleicht nehme ich mein Studium an der Universität wieder auf... mache endlich mein Diplom in Politischen Wissenschaften.«  
 »Willst du denn aus dem Haus in Bei Air ausziehen?«  
 »Es wäre wohl das beste. Ich kann mir ja eine Wohnung suchen.«  
 »Wirst du mit Jennifer zusammenleben?«  
 »Die hat mir den Laufpaß gegeben.«  
 »Was?«  
 »Wegen eines anderen Mannes.«  
 »Das wußte ich gar nicht.«  
 »Ich wollte nicht darüber sprechen.«  
 »Das tut mir aber leid.«  
 »Es braucht dir nicht leid zu tun. Sie war nicht mein Typ.«  
 »Aber ihr zwei schient doch so glücklich zusammen zu sein.«  
 »Zu Anfang.«  
 »Was ging denn schief?«  
 »Alles.«  
 »Aber du wirst doch nicht weit weg ziehen, oder?«  
 »Wahrscheinlich nur nach Westwood.«  
 »Dann wären wir ja praktisch Nachbarn.«  
 »Stimmt.«  
 »Kommst du dann wenigstens einmal die Woche zu Mittag?«  
 »Gern.«

»Und ab und zu mal zum Abendessen?«

»Ohne Max?« fragte er.

»Nur du und ich.« .

»Hört sich gut an.«

Eine kindliche Träne rollte ihr die Wange herunter.

Er wischte sie weg. »Das ist doch überflüssig.«

»Ich werde dich vermissen.«

»Bruder und Schwester können nicht ewig im selben Haus leben. Das ist unnatürlich.«

Sie hörte das Geräusch eines Schlüssels im Schloß und wandte sich zur Tür.

Max kam herein und streifte seinen Regenmantel ab.

Mary lief auf ihn zu und küßte ihn auf die Wange.

Ohne Alan zu beachten, legte Max seinen Arm um sie.

»Fühlst du dich besser?« fragte er.

»Nur ein bißchen müde«, sagte sie.

»Alles glatt gelaufen«, sagte Max. »Trotz Oberlander. Den Scheck für die Reisespesen habe ich.«

»Den holst du doch immer heraus«, sagte Mary stolz.

Während des Gesprächs hatte sich Alan zur Tür begeben und sie aufgemacht. »Ich gehe jetzt«, sagte er.

Erst vor ein paar Minuten hatte sie gehofft, er würde gehen bevor Max zurückkam, damit es nicht wieder zum Streit kam. Jetzt spürte sie, daß Alan im Begriff war aus ihrem Leben auszuscheiden und wollte ihn noch nicht gehen lassen.

»Kannst du nicht noch auf einen Drink bleiben?«

, Er blickte zu Max hinüber und schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß das klug wäre.«

Max sagte nichts. Er machte keine Bewegung. Kein Lächeln, nicht einmal ein Augenzwinkern. Sein Arm, mit dem er Mary umfaßt hielt, war wie ein Steingeländer, auf das sie sich stützte.

Sie sagte: »Wir haben noch gar nicht besprochen, was heute abend passiert ist. Es gibt noch so viel zu besprechen.«

»Ein andermal«, sagte Alan.

»Und du willst wirklich in deinem Urlaub nur die Küste hinauffahren?«

»Ja. Ich bleibe einige Zeit in San Francisco. Ein Mädchen dort hat mich zu Weihnachten eingeladen. Vielleicht fahre ich anschließend noch nach Seattle.«

»Rufst du mich an?«

»Gewiß.«

»Wann?«

»In etwa einer Woche oder so.«

»Zu Weihnachten?«

»Gut.«

»Du wirst mir fehlen, Alan.«

»Paß auf dich auf.«

»Ich werde auf sie aufpassen«, sagte Max.

Alan beachtete ihn nicht. »Sei vorsichtig«, sagte er zu Mary. »Und denke daran, was ich dir gesagt habe.«

Er ging hinaus, schloß die Tür hinter sich und ließ sie mit Max allem.

In der kleinen, matt beleuchteten Taverne in der Innenstadt herrschte kurz vor Mitternacht noch reger Betrieb. Trotz des Gedränges war es gemütlich. Max und Mary saßen in einer Ecknische bei zwei perfekt gemixten Wodka-Martinis. Anschließend verzehrten sie ein paar Rostbeef-Sandwiches und teilten sich eine Flasche Rotwein.

Mary aß nur die Hälfte ihres reichlich belegten Brotes, schob dann den Teller von sich und schenkte sich ein drittes Glas Wem ein. »Ich würde gern wissen, wer Dan Goldmans Krankenhausrechnung bezahlt«, sagte sie.

»Die Stadt hat eine umfassende Unfallversicherung für ihre Polizeibeamten abgeschlossen«, erklärte ihr Max. »Goldman wurde in der Ausübung seiner dienstlichen Pflichten verwundet und braucht keinen Pfennig der Kosten selbst zu tragen.«

»Woher weißt du das so genau?«

»Ich sah diese Frage kommen.«

»Was meinst du damit?«

»Ich wußte, du würdest nach Goldmans Krankenhausspesen fragen, also habe ich mich beim Bürgermeister danach erkundigt.«

»Aber auch wenn die Spesen gedeckt sind«, meinte sie, »wird er doch wohl einen Verdienstausschlag haben, während er krankgeschrieben ist.«

»Nein«, sagte Max. »Danach habe ich auch gefragt.«

Sie blickte ihn erstaunt an. »Bist du Gedankenleser?«

»Ich kenne dich zu gut. Du bist das weichherzigste Geschöpf, das mir je untergekommen ist.«

»Nein, das bin ich nicht. Ich glaube nur, daß wir etwas für ihn tun sollten.«

Max legte sein Sandwich weg. »Wir könnten ihm entweder einen neuen Elektroherd kaufen, oder vielleicht auch einen Mikrowellenofen.«

Sie starrte ihn verdutzt an. »Was?«

»Ich habe einige seiner Kollegen gefragt, was er brauchen könnte. Goldman ist ein begeisterter Amateurkoch, nur seine

Kücheneinrichtung läßt zu wünschen übrig.«

Sie lächelte ihn an. »Wir werden ihm einen Herd und einen Ofen kaufen und eine Garnitur der besten Töpfe und Pfannen.. .«

»Moment mal«, unterbrach sie Max, »er hat eine kleine Apartmentküche, kein Restaurant. Und warum glaubst du, daß du ihm überhaupt etwas schuldest?«

Sie blickte in ihr Glas und sagte: »Wenn ich nicht hergekommen wäre, würde er nicht verletzt sein.«

»Mary Bergen, der weibliche Atlas, der die Welt auf den Schultern trägt.« Er streckte den Arm über den Tisch und ergriff ihre Hand. »Erinnerst du dich an unser erstes Gespräch, als wir uns trafen?«

»Wie könnte ich es vergessen? Ich hielt dich für ziemlich eigenartig.«

Bei ihrer ersten Begegnung war er ungewöhnlich scheu gewesen. Sie trafen sich auf einer Party. Allen anderen Gästen gegenüber war er ungezwungen und selbstsicher aufgetreten, nur nicht ihr. Seine Annäherungsversuche waren so schüchtern und tapsig ausgefallen, daß er ihr leid tat. Es hatte mit einem jener Gesellschaftsspiele begonnen, bei dem jeder sich selbst analysieren mußte.

Sie lächelte bei der Erinnerung. »Du fragtest mich, wie meine Wahl ausfallen würde, wenn ich eine Maschine sein müßte und mir aussuchen könnte, was für eine. Blödsinnige Idee.«

»Die letzte Dame, die ich gefragt hatte, antwortete, sie wäre gerne ein Rolls-Royce, der immer zu den besten Gesellschaften fuhr. Aber du sagtest, du wärest lieber ein Stück medizinischer Apparatur zur Rettung von Menschenleben.«

»War das eine gute Antwort?«

»Damals kam sie mir gekünstelt vor«, erwiderte Max.

»Aber später, als ich dich besser kennenlernte, wurde mir klar, daß du es ernst meintest. Heute weiß ich genau, wer du bist.«

»Und wer bin ich?«

»Jemand, der immer fragt, wem die Glocke schlägt, und der im Kino heult wie ein Schoßhund, wenn der Film auch nur ein bißchen traurig ist.«

Sie nippte an ihrem Wein. »An dem Abend habe ich mich aber noch revanchiert und dich gefragt, was für eine Maschine du gerne wärest. Erinnerst du dich?«

Max nickte. Er schob sein unaufgeessenes Sandwich zur Seite und nahm sein Weinglas zur Hand. »Ich sagte, ich wollte ein Computer bei einem Heiratsvermittlungsbüro sein, damit ich uns zusammenbringen könnte.«

Sie lachte hell auf. »Das gefiel mir damals, und heute gefällt es mir auch. Ich war überrascht, unter diesem rauhen Äußeren einen Romantiker zu entdecken.«

Max lehnte sich über den Tisch und sagte zärtlich: »Weißt du, was für eine Maschine ich heute am liebsten wäre?« Er deutete auf den Musikautomaten am Ende der Bar. »Diese Musikmaschine da drüben. Und auf welchen Knopf man auch drückte, würde ich dir ein Liebeslied spielen.«

»Aber Max, das ist doch pures Schmalz.«

»Aber es gefällt dir.«

»Und wie! Schließlich bin ich die Lady, die im Kino heult wie ein Schoßhund, auch wenn der Film nur ein ganz kleines bißchen traurig ist.«

## 5

Der Alptraum hätte sie aus dem Schlaf geschreckt, aber er hörte nicht auf. Eine volle Minute lang, nachdem sie angstvoll aus den Kissen hochgefahren war, zogen einzelne Szenen des Alptraums in grellen Farben an ihren Augen vorbei. Ätherische Schnapsschüsse. Blut. Zerschmetterte Körper. Aufgebrochene Schädel. Klarer und deutlicher, als alle Visionen, die sie je gehabt hatte.

Dann umring sie wieder das Dunkel des Hotelzimmers. Sobald ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten und sie die Umrisse des Mobiliars erkennen konnte, erhob sie sich.

Das Zimmer drehte sich um sie wie ein Karussell. Um sich festzuhalten, griff sie nach einem Messingständer, den es nicht gab.

Als sie ihr Gleichgewicht wieder erlangt hatte, ging sie ins Badezimmer. Sie ließ die Tür hinter sich offen, um Max nicht zu wecken. Aus demselben Grund unterließ sie es, Licht zu machen. Statt dessen schaltete sie den elektrischen Heizkörper an, der ein organefarbenes Licht ausströmte.

Sie erschrak, als sie bei der geisterhaften Beleuchtung ihr Spiegelbild betrachtete: Dunkle Ringe unter den Augen, die Haut schlaff und feucht. Was sie im Spiegel zu sehen gewohnt war, war ein Anblick, um den sie die meisten Frauen beneidet hätten: seidenartiges schwarzes Haar, blaue Augen, feingeschnittene Gesichtszüge, einen makellosen Teint. Jetzt starrte ihr eine Unbekannte entgegen.

Sie fühlte sich persönlich gefährdet durch das, was ihr in ihrem Alptraum erschienen war. Die Toten bildeten eine Kette, in der sie das letzte Glied sein konnte.

Sie füllte sich ein Glas Wasser aus der Leitung und trank es gierig aus. Dann ein zweites. Das Wasserglas stieß klappernd an ihre Zähne. Sie mußte es mit beiden Händen festhalten. Jedesmal, wenn sie die Augen schloß, sah sie die gleiche Szene des Alptraums vor sich. Ein schwarzhaariges Mädchen, das aus einem toten Auge sightlos an die Decke starrte. Das andere Auge war zugeschwollen und schien auf makabre Art zu zwinkern. Das Gesicht war zerschlagen, aufgerissen und verquollen.

Das Schlimmste: Mary war ganz sicher, daß sie das Mädchen erkennen würde, wenn man das Blut abwusch und sein Gesicht wiederherstellte.

Sie setzte das Wasserglas ab und lehnte sich ans Waschbecken.

Wer war es? Wer war dieses Mädchen?

Das entstellte Gesicht verriet nichts.

Als ob die Angst, die ihr Traum ihr eingeflößt hatte, noch nicht ausreichte, erinnerte sie sich jetzt an den psychopathischen Killer, der heute nacht getötet worden war: Sein verzerrtes Gesicht; seine brüchigen Zähne; seine Hände, ans Fenster des Streifenwagens gekrallt; seine Flüsterstimme, kühl wie Kellerluft, als er ihren Namen sprach.

Es mußte ein Omen gewesen sein, eine Warnung an sie.

Aber ein Omen für was?

Der Tatsache, daß er sie erkannt hatte, mußten nicht unbedingt mysteriöse Ursachen zugrunde liegen. Er konnte gewußt haben, daß sie in der Stadt war, obgleich diese Information nur einer kleinen, erlesenen Gruppe zugänglich war. Oder er konnte sie nach ihrem Bild in der Zeitung erkannt haben, das allerdmgs sechs Jahre alt und nicht sehr gut war. Das war Alans Erklärung.

Es bestand kein logischer Grund, Alans Erklärung abzulehnen, doch spürte Mary instinktiv, daß sie nicht ausreichte. Vielleicht hatte der Irre in den Sekunden vor seinem Tod seine erste (und zwangsläufig letzte) telepathische Eingebung gehabt.

Oder vielleicht war es auch eine Erscheinung, die sich nicht rationalisieren ließ. Wenn sie sich an die dämonische Fratze des Irren erinnerte, kam ihr nur ein Gedanke: *Er ist ein Bote der Hölle... ein Bote der Hölle...* Sie wußte selbst nicht, was sie sich darunter vorstellte. Aber sie war nicht gewillt, den Gedanken abzuweisen, nur weil er einen übernatürlichen Klang hatte.

Auf ihren ausgedehnten Reisen hatte Mary Gespräche mit Hellsehern wie Peter Hurkos und Gerard Croiset geführt. Sie stand auch in persönlicher und brieflicher Verbindung mit anderen Menschen, die übernatürliche Gaben besaßen, und war zu der Einsicht gelangt, daß nichts unmöglich war. Sie hatte Häuser besucht, wo Poltergeister ihr Wesen trieben, wo Geschirr, Bilder und Möbelstücke unvermittelt durch die Luft segelten und an die Wand krachten, ohne daß jemand sie berührt hatte oder ihnen nahe gekommen wäre. Sie konnte nicht entscheiden, ob dabei Geister an der Arbeit waren oder ob jemand im Hause unwissentlich telekinetische Kräfte besaß, - sie wußte nur, daß *irgend, etwas* da war. Sie war dabei gewesen, wie Ted Seriös einige seiner berühmten spiritistischen Fotos anfertigte, welche *Time* und *Populär Photography* sowie andere große Zeitschriften vergeblich zu diskreditieren versuchten. Vor den Augen skeptischer Wissenschaftler projizierte Seriös seine Gedanken auf unbelichteten Film. Sie hatte gesehen, wie ein indischer Fakir das Unmögliche vollbrachte. Er pflanzte ein Saatkorn in einen Topf mit Erde, bedeckte ihn mit einem dünnen Musselintuch und versetzte sich in Trance. Während Mary zuschaute, ging innerhalb von fünf Stunden die Saat auf, und ein Bäumchen mit winzigen Mangofrüchten sproß aus der Erde. Nach zwei Jahrzehnten, in denen sie in stetem Kontakt mit dem Unglaublichen gestanden hatte, hielt sie nichts mehr für unmöglich. Bis jemand den klaren Beweis dafür erbrachte, daß spiritistische Erscheinungen purer Schwindel waren (was keinem jemals gelingen würde), würde sie an unnatürliche, übernatürliche und suprarationale Dinge ebenso glauben, wie an das, was Dogmatiker für die einzige, wahre, natürliche Welt hielten.

... Bote der Hölle.

Obgleich sie halb davon überzeugt war, daß es ein Leben nach dem Tod gab, glaubte sie nicht, daß es die im jüdisch-christlichen Mythos beschriebene Form annahm. Die allgemeinüblichen Vorstellungen von Himmel und Hölle akzeptierte sie nicht. Das war übervereinfacht. Wenn sie jedoch nicht daran glaubte, woher dann die feste Überzeugung, der Irre sei ein satanisches Omen gewesen? Warum formulierte sie dann ihre Vorahnung in religiösen Begriffen?

Mary erschauerte. Sie war bis auf die Knochen durchgefroren.

Als sie ins Schlafzimmer zurückging, ließ sie das Licht im Badezimmer brennen. Die Dunkelheit beunruhigte sie. Sie zog sich ihren Morgenmantel über.

Max schnarchte friedlich vor sich hin. Sie streichelte seine Wange mit den Fingerspitzen.

Er war sofort wach. »Was gibt es?«  
»Ich habe Angst. Ich muß mit jemandem sprechen. Allein ertrage ich es nicht.«  
Er umfaßte sanft ihr Handgelenk. »Ich bin ja da.«  
»Ich habe etwas... etwas Schreckliches gesehen.« Die Erinnerung ließ sie wieder erschauern.  
Er setzte sich auf, schaltete die Lampe an und sah sich im Zimmer um.  
»Ich hatte Visionen«, sagte sie.  
Sie immer noch am Handgelenk haltend, zog er sie aufs Bett.  
»Sie begannen im Schlaf«, erklärte sie ihm, »und gingen dann weiter, nachdem ich aufgewacht war.«  
»Im Schlaf? Das ist doch noch nie passiert, oder?«  
»Nein, noch nie.«  
»Dann war es vielleicht nur ein Traum.«  
»Nein, ich kann das unterscheiden.«  
Er ließ ihr Handgelenk los und strich sich das Haar aus der Stirn. »Was für Visionen waren es?«  
»Tote.«  
»Ein Unfall?«  
»Mord. Erschlagene und Erstochene.«  
»Wo?«  
»Ziemlich weit weg.«  
»In welcher Stadt?«  
»Südlich von hier.«  
»Ist das alles, was du weißt?«  
»Ich glaube, es war in Orange County. Vielleicht Santa Ana. Oder Newport Beach. Laguna Beach. Anaheim. Irgendwo da unten.«  
»Wieviel Tote?«  
»Eine Menge. Vier oder fünf Frauen. Alle an einem Ort. Und...«  
»Und was?«  
»Es sind nur die ersten von vielen.«  
»Spürst du das?«  
»Ja.«  
»Spürst du es spiritistisch?«  
»Ja.«  
»Die ersten von wie vielen sind es?«  
»Ich weiß nicht.«  
»Hast du den Mörder gesehen?«  
»Nein.«  
»Nicht einmal seine Haarfarbe?«  
»Nichts, Max.«



»Sind diese Morde bereits geschehen?«

»Ich glaube nicht. Aber ich bin nicht sicher. Die Erscheinung hat mich so überrascht, daß ich keinen Versuch machte, sie restzuhalten. Ich bin ihr nicht nachgegangen, wie ich es hätte tun sollen.«

Er erhob sich vom Bett und schlüpfte in seinen Bademantel. Sie stand ebenfalls auf und schmiegte sich an ihn. »Du zitterst ja«, sagte er.

Sie spürte das Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Schutz. »Es war schrecklich.«

»Das ist es immer.«

»Diesmal war es schlimmer als sonst.«

»Es ist vorbei.«

»Nein. Vielleicht ist es für diese Frauen schon vorbei oder wird es bald sein, aber nicht für uns. Diesmal sind wir dann verwickelt. O Gott, so viele Leichen, soviel Blut. Und ich glaube, daß ich eines dieser Mädchen kannte.«

»Wer war sie denn?«

»Das Gesicht war so entstellt, daß ich sie nicht erkennen konnte, aber irgendwie kam sie mir doch bekannt vor.«

»Es muß ein Traum gewesen sein«, versicherte er ihr.

»Deine Visionen kommen doch nicht einfach aus heiterem Himmel. Du mußt dich immer erst konzentrieren und ihnen deine ganze Aufmerksamkeit widmen, bis sie dir klar erschienen. Wenn du zum Beispiel beginnst einen Mörder zu verfolgen, mußt du immer erst einen Gegenstand betasten, der seinem Opfer gehörte, bevor du ihn vor Augen siehst.«

Er sagte ihr nichts, was sie nicht bereits wußte und beruhigte sie wie ein Vater, der seinem verängstigten Töchterchen erklärt, daß die Geister, die es im dunklen Schlafzimmer gesehen hatte, nur die Gardinen waren, welche der Wind bewegt hatte, wovon sie sich jetzt bei eingeschaltetem Licht selbst überzeugen konnte.

Im Grunde spielte es keine Rolle, was er sagte. Allein der Klang seiner Stimme und das Gefühl, ihm nahe zu sein, beruhigten Mary.

»Sogar wenn du nur einen Ring oder eine verlorene Halskette suchst«, sagte Max, »mußt du zuerst die Schachtel oder die Schublade betrachten, in der das Schmuckstück aufbewahrt war. Was du heute nacht gesehen hast, *mußte* ein Traum sein, weil du die Vision nicht herbeigewünscht hast.«

»Es geht mir schon besser.«

»Das ist gut.«

»Aber nicht, weil ich glaube, daß es ein Traum war. Ich bin ganz sicher, es war eine Vision. Die Frauen waren Wirklichkeit. Entweder sind sie bereits tot, oder werden es bald sein.«

Sie dachte an die brutal zerschlagenen Gesichter, die sie gesehen hatte, und sagte« »Gott hab Erbarmen.«

»Mary...«

»Es war echt«, versicherte sie ihm. Sie ließ seine Hand los und setzte sich aufs Bett. »Und wir werden in die Sache verwickelt werden.«

»Meinst du damit, daß die Polizei uns um Hilfe bitten wird?«

»Mehr als das. Es wird uns persönlich berühren. Es ist der Beginn eines Geschehens, das unser Leben verändern wird.«

»Wie kannst du das wissen?«

»So wie ich alles darüber weiß. Ich fühle es spiritistisch.«

»Ob es nun unser Leben verändern wird oder nicht«, sagte er, »können wir diesen Frauen irgendwie helfen?«

»Wir wissen so wenig. Auch wenn wir die Polizei benachrichtigen, könnte ich ihr kaum Hinweise geben.«

»Und da wir noch nicht einmal wissen, in welcher Stadt es geschehen wird - wie könnten wir die Polizei einschalten? Kannst du die Vision nicht noch einmal zurückbringen?«

»Es hat keinen Zweck, es zu versuchen. Sie ist weg.«

»Vielleicht kehrt sie spontan wieder, so wie beim erstenmal.«

»Vielleicht.« Der Gedanke machte sie schauern. »Hoffentlich nicht. Es gibt ohnehin schon zu viele schaurige Visionen in meinem Leben. Ich will damit nicht überrallen werden, wenn ich sie nicht selbst herbeirufe, Wenn so was öfters passiert, komme ich noch ins Irrenhaus.«

»Wenn es nichts gibt, was wir tun können«, sagte Max, »sollten wir die Sache für heute vergessen. Du brauchst erstmal einen Drink.«

»Ich habe schon etwas Wasser getrunken.«

»Würde ich dir jemals Wasser anbieten? Was ich im Sinn hatte, war etwas Stärkeres.«

Sie lächelte. »Zu dieser frühen Morgenstunde?«

»Es ist noch gar nicht Morgen. Wir sind doch früh zu Bett gegangen und haben kaum eine halbe Stunde geschlafen.«

Sie blickte auf ihren Reisewecker. Elf Uhr zehn. »Mir kam es vor, als hätte ich schon stundenlang gepennt.«

»Nur minutenlang«, sagte er. »Wodka und Tonic?«

»Scotch, wenn du mittrinkst.«

Er ging zu dem kleinen Frühstückstisch vor dem Fenster. Dort standen Flaschen, Gläser und Eiswürfel. Trotz seiner Größe war Max nicht ungeschickt. Er bewegte sich wie ein Raubtier-gleitend und geräuschlos. Sogar wenn er Getränke mixte, wirkten seine Bewegungen graziös.

Wenn alle so wären wie er, dachte Mary, würde man das Wort >schwerfällig< aus dem Lexikon streichen.

Er setzte sich neben sie auf die Bettkante. »Wirst du weiterschlafen können?«

»Das bezweifle ich.«

»Trink erst mal aus.«

Sie nippte an ihrem Scotch. Er brannte ihr in der Kehle.

»Worum machst du dir Sorgen?« fragte er sie.

»Um nichts weiter.«

»Denkst du immer noch an deine Vision?«

»Nein, gar nicht mehr.«

»Sorgenmachen bringt nichts«, sagte er. »Vor allem darfst du nicht an die blaue Giraffe denken, die mitten auf der Apfeltorte steht.«

Sie starrte ihn verdutzt an.

Er grinste. »Woran denkst du jetzt?«

»Na, an eine blaue Giraffe auf einer Apfeltorte.«

»Siehst du! Schon habe ich dich von der Vision abgelenkt.«

Sie lachte. Er besaß so ein ernstes, abweisendes Gesicht, daß seine Anflüge von Humor sie stets überraschten.

»Apropos blau«, sagte er. »In diesem Morgenmantel siehst du entzückend aus.«

»Ich habe ihn doch schon oft getragen.«

»Und jedesmal verschlägt es mir den Atem. Perfekt.«

Sie küßte ihn. Dabei ließ sie ihre Zungenspitze über seine Lippen gleiten und neckte ihn, indem sie sie gleich wieder zurückzog.

»Ja, du siehst entzückend aus in deinem Morgenmantel, aber noch viel besser ohne ihn.« Er setzte sein Glas neben ihrem auf der Konsole ab und öffnete ihre blaue Robe. Sie erschauerte vor Glück, empfand die kühle Luft auf ihrer bloßen Haut wie eine Liebkosung. Da sie sich schwach und verletzlich fühlte, brauchte sie ihn sehr. Seine riesigen Hände waren federleicht, als er jetzt ihre Brüste umfaßte, sie sanft zusammenpreßte und sie mit langsamen kreisförmigen Bewegungen massierte. Er ließ sich vor ihr auf die Knie nieder und küßte ihre Brustwarzen.

Sie nahm seinen Kopf in beide Hände und ließ ihre Finger durch sein dichtes, glänzendes Haar gleiten.

Alan hatte sich bestimmt in ihm geirrt.

»Mein herrlicher Max«, sagte sie.

Sie legte sich zurück. Er strich mit den Lippen über ihre gespannten Bauchmuskeln, küßte ihre Schenkel und leckte

zart ihre Mitte. Dann schob er ihr die Hände unter das Gesäß und hob sie an.

Viele köstliche Minuten später, während sie sick stöhnend seinen Liebkosungen hingab, hob er den Kopf und sagte:

»Ich liebe dich.«

»Dann liebe mich doch.«

Er streifte seinen Bademantel ab und legte sich zu ihr aufs Bett.

Es war gegen Mitternacht, als sie sich, angenehm geschwächt, voneinander lösten. Mary lag mit geschlossenen Augen und gab sich verückt dem Zauber des Augenblicks hin. Das Gefühl, das sie erfüllte, war jetzt sogar noch stärker als während des Liebesaktes.

Minuten später jedoch kehrten die Erinnerungen an ihre Vision zurück: Blutige, zerfetzte Gesichter. Ihre geschlossenen Augenlider waren wie Bildschirme, auf denen nichts als Mord und Abschachtung zu sehen war.

Sie schlug die Augen auf, und das verdunkelte Zimmer schien voll schattenhafter Gestalten. Sie wollte Max nicht aufwecken, brachte es aber nicht fertig, still liegenzubleiben und wälzte sich von einer Seite auf die andere.

Schließlich knipste Max das Licht an. »Du brauchst ein Beruhigungsmittel.« Er schwang seine Beine vom Bett.

»Ich hole mir schon eins.«

»Bleib liegen.«

Kurz darauf kam er aus dem Badezimmer mit einem Glas Wasser und einer der Kapseln, die sie in letzter Zeit viel zu häufig benötigte.

»Vielleicht sollte ich das nach all dem Alkohol jetzt nicht einnehmen«, sagte sie.

»Du hast doch nur die Hälfte von deinem Scotch getrunken.«

»Aber abends hatte ich Wodka.«

»Den hat dein Körper längst verarbeitet.«

Sie schluckte das Beruhigungsmittel. Die Kapsel blieb ihr im Hals stecken. Sie mußte sie mit einem Schluck Wasser hinunterspülen.

Als sie sich wieder hingelegt hatten, hielt er ihre Hand. Er hielt sie immer noch, während das Schlafmittel zu wirken begann.

Noch beim Einschlafen dachte sie daran, wie sehr sich Alan in Max geirrt hatte. Wie schrecklich falsch hatte er ihn eingeschätzt.

DIENSTAG, 22. DEZEMBER.

»Polizeiwache Anaheim.«

»Sind Sie Polizeibeamtin, Fräulein?«

»Ich bin die Emprangsdame.«

»Könnte ich bitte einen Polizeibeamten sprechen?«

»Welcher Art ist Ihre Beschwerde?«

»Oh, ich habe keine Beschwerde vorzubringen. Meiner Ansicht nach macht ihr euren Job großartig.«

»Ich meinte, wollten Sie ein Verbrechen melden?«

»Da bin ich mir nicht ganz sicher. Etwas ganz Eigenartiges ist hier passiert.«

»Ihr Name?«

»Alice. Alice Barnable.«

»Anschrift?«

»Peregrine Apartments, Euclid Avenue. Ich wohne im Apartment B.«

»Ich verbinde Sie mit jemand.«

»Sergeant Erdman am Apparat.«

»Sind Sie wirklich ein Sergeant?«

»Wer spricht da bitte?«

»Mrs. Alice Barnable.«

»Und was kann ich für Sie tun?«

»Sind Sie auch wirklich ein Sergeant? Ihre Stimme klingt so jung.«

»Ich bin seit zwanzig Jahren Polizeibeamter. Wenn Sie...«

»Ich bin achtundsiebzig, aber noch lange nicht senil.«

»Das habe ich nicht behauptet.«

»So viele Leute behandeln uns Senioren, als ob wir kleine Kinder wären.«

»Das tue ich bestimmt nicht, Mrs. Barnable. Meine Mutter ist fünfundsiebzig und hat ihre Sinne besser beisammen als ich.«

»Dann sollten Sie mir glauben, was ich Ihnen zu erzählen habe.«

»Und das wäre?«

»Da sind vier Krankenschwestern, die sich die Wohnung über mir teilen. Bei denen ist was passiert. Ich habe oben angerufen, und keiner meldet sich.«

»Und woher wissen Sie, daß denen etwas zugestoßen ist?«

»In meinem Badezimmer ist eine Blutpfütze.«

»Wessen Blut? Ich verstehe nicht ganz, fürchte ich.«

»Also, das ist SO: Die Wasserrohre der Wohnung über mir laufen außen an der Wand entlang und in der Ecke meines zweiten Badezimmers nach unten. Jetzt dürfen Sie aber nicht annehmen, daß ich in irgendeiner billigen Bude wohne. Die Rohre sind weiß gestrichen und kaum zu bemerken. Das Haus ist zwar alt, aber auf seine Weise elegant. Keineswegs billig. Malerisch, würde ich sagen. Mein verstorbener Charlie hat mir genug vererbt, daß ich davon bequem leben kann.«

»Davon bin ich überzeugt, Mrs. Barnable. Was ist nun mit dem Blut?«

»Ja. Also, diese Rohre laufen durch ein Loch in der Decke. Das Loch ist ein klein wenig größer als nötig. Etwa einen Zentimeter weiter als das Rohr. Das ganze Rohr ist verschmiert damit, und auf meinem Fußboden ist ein klebriger Fleck.«

»Sind Sie sicher, daß es Blut ist? Es könnte doch zum Beispiel Rostwasser sein oder...«

»Jetzt behandeln Sie mich auch wie ein Kind, Sergeant Erdman.«

»Entschuldigung.«

»Ich erkenne doch noch Blut, wenn ich es sehe. Und da kam mir der Gedanke... also der Gedanke, daß Ihre Leute vielleicht mal nachsehen sollten.«

Die Streifenbeamten Stambaugh und Pollini fanden die Wohnungstür offen. Sie war mit Fingerabdrücken aus verklebtem Blut bedeckt.

»Glaubst du, daß er noch drin ist?« fragte Stambaugh.

»Man kann nie wissen. Gib mir Deckung.«

Pollini stürmte mit gezogener Schußwaffe hinein, und Stambaugh folgte ihm.

Das Wohnzimmer war mit Korb- und Rattanmöbeln bescheiden aber nett eingerichtet. An den weißgestrichenen Wänden hingen gerahmte Drucke von Palmen, Eingeborenen und barbrüstigen, nußbraunen Mädchen in gestreiften Sarongs.

Die erste Leiche lag in der Küche. Es war eine Junge Frau im schwarz-grünen Schlafanzug. Sie lag auf dem Fußboden. Auf dem Rücken. Langes blondes Haar, mit roten Streifen verklebt, umrahmte ihren Kopf wie ein Fächer. Sie war erstochen worden und hatte Verletzungen im Gesicht.

»Mein Gott«, sagte Stambaugh.

»Allerhand, was?«

»Wird dir nicht übel?«

»Hab das alles schon mal gesehen.«

Pollini deutete auf einige Gegenstände auf der Abstellfläche neben dem Becken - ein Pappteller, zwei Scheiben Brot, ein Töpfchen Senf, eine Tomate, ein Päckchen Käse.

»Ist das wichtig?« fragte Stambaugh.

»Sie ist nachts aufgewacht. Vielleicht litt sie unter Schlaflosigkeit. Als er hereinkam, machte sie sich gerade was zu essen. Sieht nicht so aus, als wenn sie sich gewehrt hätte. Entweder hat er sie überrascht, oder sie kannte ihn und vertraute ihm.«

»Sollten wir hier stehen und reden?«

»Warum denn nicht?«

Stambaugh wies auf die Zimmer, die sie noch nicht durchsucht hatten.

»Du meinst den Killer? Der ist längst weg.«

Stambaugh bewunderte seinen Kollegen sehr. Er selbst war acht Jahre jünger als Pollini. Er war erst seit sechs Monaten im Polizeidienst, während sein älterer Kollege schon sieben Jahre dabei war. Nach Stambaughs Ansicht besaß Pollini alle Attribute eines guten Polizisten - Intelligenz, Mut und gründliche Kenntnis der Straße.

Am wichtigsten: Pollini ließ sich durch seinen Job nicht unterkriegen. Der Anblick zeretzter Leichen schreckte ihn nicht - nicht einmal das Schlimmste von allem, tote Kinder. Pollini war ein Felsen.

Obgleich Stambaugh stets bemüht war, seinem Vorbild alles nachzumachen, wurde ihm doch beim Anblick von zuviel vergossenem Blut regelmäßig übel.

»Los jetzt«, sagte Pollini.

Er ging Stambaugh durch die Vorhalle voran ins Badezimmer, wo die grelle Deckenbeleuchtung auf blutbespritzte Kacheln und eine entsetzlich verschmierte weiße Kommode fiel.

»Hier hat es einen Kampf gegeben«, sagte Stambaugh.

»Keinen sehr heftigen. Nicht länger, als ein paar Sekunden. Dann war alles vorbei.«

Eine junge Frau, nur mit einem Schlüpfer bekleidet, lag zusammengerollt wie ein Embryo in der Ecke des Badezimmers. Sie wies tiefe Stichwunden in Brust und Bauch, sowie im Rücken und im Gesäß auf.

Die Frau war mit Wunden übersät - mindestens fünfzig, vielleicht aber auch hundert.

Das Blut bildete eine Lache um die Rohrleitungen herum, die von Alice Barnables Wohnung im i. Stockwerk heraufführten.

»Komisch«, sagte Pollini.

»*Komisch?*« Stambaugh hatte noch nie im Leben ein derartiges Blutbad gesehen. Er war unfähig zu begreifen, was den Täter motiviert haben konnte.

»Komisch, daß er keine der beiden vergewaltigt hat.«

»Tun die das im allgemeinen?«

»Neunzig Prozent von ihnen.«

Ein Gästezimmer auf der anderen Seite der Halle enthielt zwei ungemachte Betten, aber keine Leiche.

Im Schlafzimmer fanden sie eine nackte, rothaarige Frau. Sie lag auf dem Bett neben der Tür. Man hatte ihr die Kehle durchgeschnitten.

»Auch hier keine Anzeichen eines Kampfes«, sagte Pollini.

»Er hat sie im Schlaf überrascht, und auch die hat er anscheinend nicht vergewaltigt.«

Stambaugh nickte stumm. Er war nicht imstande zu sprechen.

Beide Frauen im Schlafzimmer waren offenbar Katholiken gewesen. Wenn nicht fromm, so doch gläubig. Eine Anzahl religiöser Requisiten war über den Fußboden verstreut.

Ein beschädigtes Kruzifix lag neben dem Nachttisch der Rothaarigen. Das hölzerne Kreuz war in vier Stücke gebrochen. Die Christusfigur aus Aluminium war an der Hüfte nach vorne gebogen, so daß der Kopf mit der Dornenkrone die Füße berührte. Der Kopf war nach hinten gedreht, als sollte sich Christus selbst über die Schulter blicken. Aber er hing ja nicht mehr aufrecht.

»Das ist auch nicht bei einem Handgemenge passiert«, sagte Pollini und beugte sich über das zerbrochene Kruzifix.

»Das hat der Kerl von der Wand heruntergerissen und sich dann die Zeit genommen, es in Stücke zu brechen.«

Zwei kleine Heiligenbilder hatten ebenfalls auf dem Nachttisch der Rothaarigen gestanden. Auch diese hatte man zerbrochen. Einige der Scherben hatte der Killer mit dem Fuß zermalmt. Die Abdrücke seiner Absätze waren auf dem Teppich noch sichtbar.

»Er scheint etwas gegen Katholiken zu haben«, meinte Pollini. »Oder gegen Religion überhaupt.«

Zögernd folgte Stambaugh ihm zum letzten Bett.

Der Mörder hatte mehrmals auf sein viertes Opfer eingestochen und es dann mit einem Rosenkranz erwürgt.

Im Leben war die Frau offenbar sehr schön gewesen. Sogar jetzt, kalt und starr mit verkrustetem Blut im Haar, mit



gebrochener Nase, einem völlig zugeschwollenen Auge und Blutergüssen und blauen Flecken im Gesicht, wies sie noch Spuren ehemaliger Schönheit auf. Im Leben mußten ihre blauen Augen klar wie ein Bergsee gewesen sein. Gewaschen und gekämmt wäre ihr Haar dicht und glänzend gewesen. Sie hatte lange, gutgeformte Beine, schmale Hüften und herrliche Brüste. Solche Frauen kenne ich, dachte Stambaugh traurig. Aufrechte Haltung, Schultern zurück, Frohsinn und Selbstbewußtsein in jedem Schritt.

»Sie war Krankenschwester«, sagte Pollini.

Stambaugh blickte auf die Schwestertracht, die neben dem Bett über einem Stuhl lag. Seine Knie gaben nach.

»Was hast du?« fragte Pollini.

Stambaugh zögerte mit der Antwort und räusperte sich.

»Na ja, meine Schwester ist auch Krankenpflegerin.«

»Aber das ist doch nicht deine Schwester, oder?«

»Nein, aber sie ist im gleichen Alter.«

»Kennst du sie? Arbeitete sie mit deiner Schwester zusammen?«

»Ich habe sie noch nie gesehen«, sagte Stambaugh.

»Na also. Was hast du dann?«

»Dieses Mädchen könnte meine Schwester sein.«

»Fall mir bloß nicht um.«

»Ist schon gut. Alles okay.«

»Mit der Zeit gewöhnst du dich daran.«

Stambaugh schluckte. Ihm war schwindlig.

»Siehst du das?« fragte Pollini.«

»Was?«

»Hier auf den Schamhaaren. Das ist Sperma.«

»Oh.«

»Ich möchte wissen, ob er es vorher oder nachher getan hat.«

»Vor oder nach was?«

»Bevor er sie ermordet hat oder hinterher.«

Stambaugh rannte ins Bad, kniete vor der Toilette und erbrach sich.

Als sein Magen wieder zur Ruhe kam, wurde ihm klar, daß er in den letzten Minuten etwas Wichtiges über sich selbst erfahren hatte. Trotz allem, was er sich bisher eingeredet hatte, wollte er *niemals* so werden wie Ted Pollini.

Max kam um halb zwölf ins Hotelzimmer zurück, als Mary gerade mit dem Ankleiden fertig war. Er küßte sie sanft auf die Lippen. Der Geruch von Seife, Rasierwasser und dem Pfeifentabak mit dem kirschartigen Aroma, den er bevor-

zugte, strömte von ihm aus. »Spazierengegangen?« fragte Mary.

»Wann bist du aufgewacht?«

»Erst vor einer Stunde.«

»Ich war schon um halb neun auf.«

»Du, ich habe zehn volle Stunden geschlafen. Als ich dich endlich dazu aufraffte, aus dem Bett zu kriechen, war ich noch ganz benommen. Ich hätte nach dem vielen Alkohol nicht auch noch das Schlafmittel nehmen dürfen.«

»Du hattest es aber nötig.«

»Diese Benommenheit am Morgen habe ich durchaus nicht nötig.«

»Jetzt siehst du aber großartig aus.«

»Wo warst du denn?«

»Unten in der Cafeteria. Ich habe mir Orangensaft und Toast bestellt und Zeitung gelesen.«

»Irgendwas in der Zeitung von gestern abend?«

»Eine nette Geschichte im Lokalanzeiger. Wie du und Barnes den >Schlitzer< erwischt habt. Goldman soll außer Lebensgefahr sein.«

»Das meine ich nicht. Diese toten Frauen, die mir erschienen sind. Was ist mit denen?«

»Davon steht nichts in der Zeitung.«

»Die Abendzeitungen werden es bringen.«

Sein Gesicht nahm einen besorgten Ausdruck an. Er legte ihr die Hand auf die Schulter. »Du mußt dich ab und zu mal entspannen. Lauf dieser Sache nicht nach, Mary. Bitte. Tue es für mich. Vergiß es.«

»Ich kann es aber nicht vergessen«, sagte sie unglücklich.  
»Ich wünschte so sehr, ich könnte es.«

Bevor sie die Stadt verließen, gingen sie noch in ein Geschäft für Elektroartikel und suchten für Dan Goldman einen Mikrowellenofen und einen elektrischen Herd aus.

Auf halber Strecke bogen sie bei Ventura von der Schnellstraße ab und aßen zu Mittag in einer Gaststätte, die sie kannten. Sie bestellten sich Salat, Manicotti und eine Flasche Cabernet Sauvignon der Kellerei Robert Mondavi.

Von ihrem Tisch hatten sie Ausblick auf das Meer. Der dunkle, stürmische Himmel spiegelte sich auf der schiefergrauen See wider. Die Brandung war hoch und heftig. Ein paar Möwen flitzten am Ufer entlang.

»Es wird schön sein, wieder nach Hause zu kommen«, sagte Max. »Wir dürften noch vor zwei in Bei Air sein.«

»So wie du fährst, sind wir lange vor zwei da.«

»Eigentlich könnten wir über Beverly Hills fahren und Weihnachtseinkäufe machen.«

»Nein, wenn wir schon zeitig ankommen, würde ich lieber noch meinen Psychoanalytiker aufsuchen. Ich habe einen Termin um halb fünf. Gerade in letzter Zeit habe ich viel zu viele Termine ausgelassen. Meine Einkäufe kann ich morgen erledigen. Außerdem habe ich mir über Weihnachtsgeschenke noch gar keine Gedanken gemacht. Ich habe keine Ahnung, was ich dir schenken könnte.«

»Ich verstehe dein Problem«, sagte er. »Schließlich bin ich ein Mann, der alles hat.«

»Oh, bist du das?«

»Natürlich. Ich habe dich.«

»Schon wieder Schmalz.«

»Aber es ist mir ernst.«

»Jetzt bringst du mich zum Erröten.«

»Das war noch nie schwer.«

Sie legte die Hand an ihre Wange. »Ich fühle es. Ich wünschte, ich könnte dieses ewige Rotwerden unterdrücken.«

»Ich bin froh, daß du es nicht kannst«, sagte er. »Ich finde es reizend. Ein Zeichen deiner Unschuld.«

»Was? Ich bin unschuldig?«

»Wie ein Baby.«

»Erinnerst du dich noch an heute nacht im Bett?«

»Wie konnte ich es vergessen?«

»War das so unschuldig?«

»Es war paradiesisch.«

»Na also.«

»Aber du errötest noch immer.«

»Ach, trink doch deinen Wein aus und halte den Mund.«

»Du bist immer noch rot.«

»Das ist der Wein.«

»Du errötest.«

»Zum Teufel mit dir«, sagte sie zärtlich.

»Immer noch.«

Sie lachte. Geballte schwarze Wolken rollten vom Meer her auf die Küste zu.

Sie nahmen Spumoni und Kaffee zum Nachtschisch, Und Mary fragte; »Was hältst du von Adoption?«

In gespielter Verzweiflung schüttelte Max den Kopf. »Wir sind zu alt, um noch Adoptiveltern zu finden. Wer will schon so große Kinder haben?«

»Sei doch mal ernst«, sagte sie.

Er sah sie längere Zeit schweigend an. Dann legte er seinen

Löffel weg, ohne die Spumoni zu essen. »Meinst du wirklich, du und ich... wir sollten ein Kind adoptieren.«

Das Erstaunen in seiner Stimme ermutigte sie. »Wir haben doch schon davon gesprochen, eine Familie zu gründen. Und da ich kein eigenes Kind haben kann...«

»Vielleicht doch.«

»Nein, nein, der Arzt hat das mit Bestimmtheit gesagt.«

»Auch Ärzte haben sich schon geirrt.«

»Diesmal nicht.« Sie sprach so leise, daß er sie kaum hörte.

»Bei mir ist zuviel kaputt... da drinnen. Ich kann nie ein Kind bekommen, Max. Nie.«

»Adoption...« Max nippte nachdenklich an seinem Kaffee. Allmählich begann er zu grinsen. »Ja. Das wäre doch nett. Ein niedliches kleines Mädchen.«

»Ich hatte eher an einen kleinen Jungen gedacht.«

»Da gibt es leider keinen Kompromiß.«

»Aber doch. Wir adoptieren ganz einfach ein Mädchen *und* einen Jungen.«

»Du hast schon an alles gedacht, nicht wahr?«

»Ach, Max, du bist doch auch dafür. Ich sehe es dir an. Wir können uns noch diese Woche an die Agentur wenden und...«

»Moment mal.« Das Lächeln schwand von seinem Gesicht. »Wir sind doch erst vier Monate verheiratet. Wir sollten uns Zeit lassen, uns besser kennenlernen. Abwarten, bis wir soweit sind, daß wir Kinder haben sollten.«

Sie verbarg ihre Enttäuschung nicht. »Und wie lange wird das dauern?«

»Solange es eben dauert. Sechs Monate... ein Jahr.«

»Schau mal - ich kenne dich. Du kennst mich. Wir lieben uns, und wir mögen uns. Wir besitzen Intelligenz und Verstand und jede Menge Geld. Was brauchen wir denn noch, um gute Eltern sein zu können?«

»Wir müssen inneren Frieden finden«, sagte er.

»Ich habe aufgehört zu kämpfen. Und du besitzt auch inneren Frieden.«

»Nur zur Hälfte«, erwiderte er. »Und du hast auch Probleme, die auf dich zukommen.«

Obgleich sie die Antwort wußte, fragte sie trotzig: »Was zum Beispiel?«

»Du mußt erst mit dem fertigwerden, was dir vor vierundzwanzig Jahren passiert ist. Die Erinnerung, die dir dein Unterbewußtsein verweigert. Jede Einzelheit... die Schläge... alles, was dir dieser Mann angetan hat, als du sechs Jahre alt warst. Bis du damit fertig wirst, werden diese

Alpträume immer wiederkehren. Du wirst nie zur Ruhe kommen, bis die Erinnerungen herausgebracht und ausgelöscht sind.«

Sie warf den Kopf zurück, daß ihr langes Haar ihr über die Schultern fiel. »Ich brauche mich nicht an damals zu erinnern, um heute eine gute Mutter zu sein.«

»Ich glaube doch.«

»Aber Max, es gibt so viele Kinder ohne Heim, ohne jede Hoffnung für die Zukunft. Wir könnten sofort zwei von ihnen...«

Er drückte ihre Hand. »Du spielst schon wieder Atlas. Mary, ich verstehe dich ja. Du hast mehr Liebe in dir, als irgend jemand, den ich je gekannt habe. Du willst Liebe schenken, das gehört zu deinem Wesen. Ich verspreche, dir die Gelegenheit dazu zu geben. Aber Adoption ist ein großer und ernster Schritt, den wir erst tun werden, wenn es soweit ist.«

Sie konnte ihm nicht böse sein. Lächelnd sagte sie: »Ich werde dich schon mürbe machen. Ich verspreche es dir.«

Er seufzte. »Das befürchte ich auch.«

Mary fuhr ungern schnell. Als sie neun Jahre alt war, war ihr Vater bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Sie war dabei gewesen, und seither betrachtete sie das Automobil als ein heimtückisches Mordinstrument.

Als Beifahrerin ertrug sie hohe Geschwindigkeiten nur, wenn Max am Steuer saß. Wenn sie mit ihm fuhr, war sie entspannt und fand sogar Vergnügen daran, die Landschaft am Fenster vorbeiflitzen zu sehen. Er war ihr Schutzengel, der über sie wachte und sie behütete. Nichts konnte ihr geschehen, solange sie bei ihm war.

Es machte ihm großen Spaß, seinen Mercedes mit Höchstgeschwindigkeit über die Schnellstraße zu jagen und gleichzeitig den Fallen der Verkehrspolizei zu entgehen. Er liebte sein Auto ebenso sehr wie seine Waffensammlung, und wenn er fuhr, tat er es mit der gleichen Hingabe und Konzentration wie bei einer Frau im Bett. Auf der schnurgeraden, nur mäßig befahrenen Schnellstraße, wo seine ganze Aufmerksamkeit auf sein Fahrzeug gerichtet war, ließ er sich nur ungern durch Gespräche ablenken. Schweigsam und scharfäugig über das Lenkrad gebeugt, sah er aus wie ein Raubvogel.

Wenn er so fuhr, konnte Mary verstehen, wie er durch seinen Spaß an tollen Wagnissen und Gewaltanwendung immer wieder in Raufereien verwickelt worden war. Merkwürdigerweise bereitete ihr diese Seite seines Charakters

überhaupt keine Angst. Im Gegenteil - es machte ihn eher anziehender.

Mit hundertfünfzig Stundenkilometern rasten sie in Richtung Los Angeles.

Das Haus in Bel Air war im Tudorstil erbaut. Es hatte achtzehn Zimmer und wirkte im Schatten der zehn Meter hohen Bäume kühl und elegant. Dieses Besitztum hatte sie praktisch alles gekostet, was ihr die ersten beiden Bestseller eingebracht hatten, doch es tat ihr um das viele Geld kein bißchen leid.

Sobald sie in der halbkreisförmigen Auffahrt angehalten hatten, kam Emmet Churchill aus dem Haus, um sie zu begrüßen. Der grauhaarige Mann mit dem ordentlich gestutzten Schnurrbart war sechzig Jahre alt, hatte aber noch ein ganz glattes Gesicht. Emmet und seine Frau hatten es immer als sehr angenehm empfunden, daß er Berufssoldat gewesen war.

»Wie war die Fahrt, Mr. Bergen?« erkundigte sich Emmet.

»Danke, wir sind gut vorangekommen«, sagte Max. »Eine kurze Strecke sogar mit hundertachtzig Sachen, ohne daß Mary aufgeschrien und protestiert hat.«

»Beinahe hätte ich das getan«, erklärte Mary.

Mary hatte fest damit gerechnet, in der Auffahrt noch einen Mercedes stehen zu sehen. »Ist Alan nicht da?«

»Er hat nur kurz hereingeschaut, um sich frische Wäsche zu holen und konnte es kaum erwarten, in Urlaub zu fahren«, erzählte Emmet. Mary war enttäuscht. Sie hatte so gehofft, ihn doch noch davon überzeugen zu können, daß er sich mit Max vertragen würde, wenn beide sich mehr Mühe gäben.

»Was macht Anna?« wollte Mary wissen.

»Die ist in Hochform. Als ihr euren Besuch heute morgen telefonisch angekündigt habt, hat sie sofort mit den Vorbereitungen für das Essen angefangen. Sie ist in der Küche.«

»Sobald sich Max erholt hat und sich wieder frisch fühlt,

fährt er nach Beverly Hills, um Besorgungen zu machen«,

wandte sich Mary an Emmet. »Vielleicht sollten wir schon mal das Gepäck aus dem Mercedes holen.«

Sie erhob sich und ging auf die Haustür zu. »Und ich brauchte meinen Wagen aus der Garage. Um halb fünf habe ich einen Termin bei Dr. Cauvel. Ich möchte...«

Der Mann stürzte sich ohne Erbarmen auf sie, holte aus und stieß ihr das Messer tief in den Körper. Er drehte es auch noch in der Junge und schnitt so zu, daß das Blut sturzbachartig ans ihr herausgequollen kam. Schwarze Wolken wälzten sich über sie, bis der Schmerz ihr die Besinnung raubte...

Ihr Bewußtsein kehrte zurück, als er sie in ihrem Schlafzimmer im zweiten Stock aufs Bett legte. Zitternd klammerte sie sich an ihn.

»Wieder alles in Ordnung?«

»Halte mich fest«, bat sie ihn.

Er hielt sie im Arm. »Schon gut, schon gut.«

Sie spürte seine starken, ruhigen Herzschläge. Nach einer Weile sagte sie; »Ich habe Durst.«

»Ist das alles ? Tut dir nichts weh ? Soll ich einen Arzt rufen ?«

»Gib mir nur ein bißchen Wasser zu trinken.«

»Du bist ohnmächtig geworden.«

»Es geht schon wieder.«

Er brachte ihr Wasser aus dem Badezimmer und half ihr, sich aufzusetzen. Wie einem kranken Kind hielt er ihr das Glas an die Lippen und flößte ihr das Wasser ein. Als sie ausgetrunken hatte, fragte er: »Was ist passiert?«

Sie lehnte sich gegen die Kopfstütze des Bettes. »Wieder eine Vision, die ich nicht selbst herbeigeführt habe. Nur... war sie diesmal ganz anders als sonst.«

Er sah, wie blaß sie wurde und sagte: »Beruhige dich. Es ist ja vorbei.«

Wie gut er aussah. Fantastisch. So groß und zuverlässig.

In der Tat wurde sie etwas ruhiger, nur weil er es ihr gesagt hatte.

»Gesehen habe ich überhaupt nichts, Max. Nur *gefühlt*, verdammt noch mal. Ein Messer. Ein Messer, das mir in den Leib stach und mich auseinander riß...«

Sie legte ihre Hand auf den Bauch. Es war keine Wunde zu sehen. Kein Bluterguß. Nicht einmal eine Abschürfung.

»Erkläre mir das mal genau«, sagte Max. »Du hast gesehen, wie man dich erstach?«

»Nein.«

»Was hast du dann gesehen?«

Sie stand auf und winkte ab, als er sie stützen wollte. Sie stellte sich ans Fenster und blickte hinunter auf das dreizehn Meter lange Schwimmbecken hinter dem Hauptgebäude und auf das kleine Häuschen der Churchills am Ende des Grundstücks. Gewöhnlich erfreute und beruhigte sie der Anblick ihres Anwesens, aber heute verfehlte die herrliche Aussicht auf die gepflegten Anlagen - Zeugen ihres Wohlstands — ihre Wirkung. »Ich sah eine andere Frau. Nicht mich selbst. Aber ich fühlte ihren Schmerz wie meinen eigenen.«

»Das ist dir doch noch nie passiert.«

»Aber diesmal.«

»Hast du jemals gehört, daß andere Hellseher die gleiche Erfahrung gemacht haben? Hurkos? Croiset? Dykshoorn?«  
»Nein.« Sie wandte sich vom Fenster ab. »Was heißt das? Was passiert mit mir?«  
»Nichts wird dir passieren.« Nachdem er sich vergewissert hatte, daß sie nicht krank war, begann er die übliche Befragung, mit der er sie gewöhnlich durch ihre Visionen führte oder anschließend ihre Erinnerung auffrischte. »Ist das, was du eben gesehen hast, schon geschehen?«  
»Nein.«  
»Diese Frau, die erstochen werden wird... war das eine von denen aus deinem Alptraum von gestern?«  
»Nein, eine Neue.«  
»Hast du ihr Gesicht deutlich gesehen?«  
»Ja, aber nur ganz kurz.«  
Mary setzte sich in den großen Lehnstuhl am Fenster. Ihre Hände hoben sich bleich, fast durchsichtig, von dem braunen Samtpolster ab. Es kam ihr vor, als sei sie leichter als Luft, als würde sie sich auflösen.  
»Wie sah die Frau aus?« fragte Max.  
»Hübsch.«  
Er schritt vor ihr auf und ab. »Haarfarbe?«  
»Brünnett.«  
»Augen?«  
»Grün oder blau.«  
»Jung?«  
»Ja. Etwa in meinem Alter.«  
»Hast du ihren Namen gefühlt?«  
»Nein. Aber ich habe sie schon mal gesehen, glaube ich.«  
»Das hast du gestern auch von einer geglaubt.«  
Sie nickte.  
»Warum glaubst du, sie zu kennen.«  
»Ich weiß es nicht. Nur ein Eindruck.«  
»War der Tatort der gleiche, wie der von gestern?«  
»Nein. Diese Frau wird... in einem Schönheitssalon ermordet.«  
»Bei einem Friseur?«  
»Ja. Der Inhaber ist ein Mann.«  
»Und was geschieht mit ihm?«  
»Er wird auch ermordet.«  
»Noch irgendwelche Opfer?«  
»Ein drittes. Noch eine Frau.«



In den wenigen Sekunden, in denen die spiritistischen Erscheinungen aufgetreten waren, hatten sich ihr viele Einzelheiten eingeprägt. Doch mit jeder von ihnen kehrte jetzt die grausige Erinnerung an das Messer zurück, das sie mystisch mit der sterbenden Frau verband.

»Wie heißt dieser Friseurladen?« fragte Max.

»Ich weiß es nicht.«

»Wo liegt er?«

»Nicht weit von hier.«

»Auch in Orange County?«

»Ja.«

»In welcher Stadt?«

»Das weiß ich nicht.«

Er seufzte und setzte sich in einen Sessel ihr gegenüber.

»Ist der Mörder derselbe, den du gestern gesehen hast?«

»Kein Zweifel.«

»Also ist er ein Rückfalltäter, ein Psychopath, ein Massenmörder. Er wird an einem Ort vier oder fünf Menschen ermorden und weitere drei woanders.«

»Und das ist vielleicht erst der Anfang«, sagte sie leise.

»Wie sieht er aus?«

»Das weiß ich immer noch nicht.«

»Ist er groß oder klein?«

»Ich weiß nicht.«

»Wie heißt er?«

»Ich wünschte, ich wüßte es.«

»Ist er jung oder alt?«

»Noch nicht einmal das weiß ich.«

Das Zimmer war stickig. Die Luft war verbraucht und übelriechend. Sie stand auf und öffnete das Fenster.

»Wenn du keine Vorstellung von seiner Erscheinung hast, woher weißt du dann, daß es derselbe Killer ist?«

»Ich weiß es ganz einfach.« Sie ließ sich wieder in ihrem Lehnstuhl nieder, das Gesicht zum Fenster gewandt.

Sie kam sich vor wie ausgehöhlt. So leicht, als ob der leiseste Luftzug sie davonwehen würde. Die unfreiwilligen Visionen hatten an ihr gezehrt und einen guten Teil ihrer Energie verbraucht. Lange würde sie es nicht mehr ertragen können. Keinesfalls ein Leben lang.

»Bald brauche ich keinen Tornado mehr wie Dorothy«, sagte sie sich. »Dann trägt mich der leiseste Windhauch schon nach Oz.«

»Was können wir tun, ihn daran zu hindern, weiter zu morden?« fragte Max.

»Nichts.«

»Dann sollten wir jetzt nicht an ihn denken.«

Ihr Gesicht verfinsterte sich. »Weißt du, was das Schlimmste ist? Wenn mir so dreckig zumute ist, daß ich kaum noch weiterleben möchte?«

Max schwieg.

Sie hielt die Hände im Schoß, die Finger ineinander verkrampft. »Es ist, als wenn ich fühle, daß etwas Entsetzliches passieren wird und nicht genug Einzelheiten weiß, es verhindern zu können. Wenn ich schon diese Gabe besitze, warum nicht uneingeschränkt? Warum kann ich mich nicht ein- und ausschalten wie einen Fernseher? Warum verschimmt die Erscheinung immer dann, wenn ich sie am nötigsten brauche? Warum werde ich auf die Folter gespannt? Ist das alles ein grausamer Scherz? Menschen müssen sterben, weil ich nicht klar sehen kann. Verdammt, verdammt, verdammt noch mal!« Sie sprang auf und schaltete den Fernseher ein, dann wieder aus. Ein, aus, ein, aus. Fast brach sie dabei den Schaltknopf ab.

»Du kannst dich doch für die Visionen, die dir erscheinen, nicht verantwortlich fühlen«, sagte Max.

»Aber ich tue es.«

»Du mußt deine Einstellung ändern.«

»Will ich nicht. Kann ich nicht.«

Er erhob sich, ging auf sie zu und zog ihre Hand vom Fernsehgerät weg. »Mach dich doch ein bißchen frisch, und dann gehen wir einkaufen.«

»Keine Zeit«, sagte sie. »Ich habe einen Termin bei Dr. Cauvel.«

»Erst in zweieinhalb Stunden.«

»Mir ist nicht danach. Geh du nur. Ich mache morgen meine Einkäufe.«

»Ich kann dich Jetzt nicht allein lassen.«

»Ich bin nicht allein. Anna und Emmet sind hier.«

»Du solltest aber nicht Auto fahren.«

»Warum nicht?«

»Weil du noch einen Anfall bekommen könntest, während du am Steuer sitzt.«

»Oh. Dann kann Emmet mich fahren.«

»Und was willst du inzwischen tun, bis du zu deinem Psychoanalytiker fährst?«

»Einen Artikel schreiben.«

»Wir haben erst vorige Woche ein ganzes Bündel an die Redaktion geschickt. Du bist deinen Einsendeterminen um zwanzig Artikel voraus.«

Trotz ihres Unwohlseins schlug sie einen leichten Ton an.  
»Dann werden es eben einundzwanzig sein. Davon hast du fünfzehn geschrieben. Es wird Zeit, daß ich auch mal was tue.«

»Ich habe da Material auf meinem Schreibtisch über die Frau in North Carolina, die das Geschlecht eines ungeborenen Babys bestimmen kann, indem sie der Mutter die Hand auflegt. Sie ist zur Zeit unter Beobachtung der Duke-Universität.«

»Dann schreibe ich darüber.«

»Also gut, wenn du glaubst...«

»Ganz bestimmt. Du zieh nur los in all die teuren Geschäfte, zu Gucci, Giorgio, The French Corner, Juel Park, Courreges, Van Cleef und Arpels - und kaufe mir schöne Geschenke zu Weihnachten.«

Er unterdrückte ein Lächeln und sagte; »Dabei habe ich schon bei Woolworth etwas für dich ausgesucht.«

Sie ging auf seinen Scherz ein. »Dann wird es dir ja nichts ausmachen, wenn du von mir einen Gutschein für einen Hamburger bei McDonald's bekommst.«

Er mimte Enttäuschung. »Na ja, ich könnte ja mal eben bei Gucci und Edwards Lowell vorbeischaun und etwas besorgen, was zu dem Woolworth-Geschenk paßt.«

Sie grinste. »Mach das nur. Vielleicht lasse ich dich dann heute nacht hier schlafen, statt auf der Couch nebenan.«

Er lachte und küßte sie auf den Mund.

»Mmmmm«, sagte sie. »Wiederholung bitte.«

Sie wußte, wie sehr er sie liebte, und das tröstete sie ein wenig über die Schrecknisse der letzten Tage hinweg.

## 8

Das Auffälligste in Dr. Cauvels Sprechzimmer war eine Sammlung Hunderter von Glashunden, die auf Regalen aus Glas und Chrom neben seinem Schreibtisch aufgebaut waren. Keines der Glastiere in dieser Menagerie war größer als Marys Hand - die meisten erheblich kleiner. Es gab blaue Hunde, rote Hunde, braune Hunde, durchsichtige Hunde, solche aus Milchglas, schwarze Hunde, orangefarbene Hunde, gelbe und grüne, gestreift oder getupft, handgeblasen oder aus massivem Glas. Einige in liegender Stellung, andere saßen aufrecht, standen, sicherten oder rannten. Verschiedene Rassen waren vertreten: Bassets, Windhunde, Airdales, Schäferhunde, Pekinesen, Terrier, Bernhardiner und Dutzende an-

derer. Eine Hündin mit einem Wurf zerbrechlicher Glaswellen stand neben einer lustigen Gruppe von Hunden, die auf winzigen Glasinstrumenten spielten - Flöten, Trommeln und Jagdhörnern. Besonders eigenartig machten sich in diesem schweigsamen Zoo ein paar Höllenhunde aus - Dämonen mit Hundegesichtern und gespaltenen Zungen.

Glas war auch das Auffallendste an Dr. Cauvel selbst. Er trug eine Brille mit besonders dicken Linsen, die seine Augen außergewöhnlich groß erscheinen ließen. Er war ein kleiner, sportlich aussehender Mann - überpedantisch, was seine Erscheinung betraf. Seine Augengläser waren niemals trübe, da er sie dauernd polierte.

Mary und der Doktor saßen sich an einem Klapp Tisch in der Mitte des Sprechzimmers gegenüber.

Der Psychiater mischte ein Päckchen Spielkarten. Er legte zehn Karten in einer Reihe umgekehrt auf den Tisch.

Mary nahm eine achtzehn Zentimeter lange Drahtschlinge zur Hand, die er ihr gegeben hatte, und hielt sie über die Karten.

Langsam schwenkte sie die Schlinge über dem Tisch von einer Seite zu anderen. Zweimal zuckte der Draht, als wenn unsichtbare Finger ihn ihr aus der Hand nach unten zu reißen versuchten. Nach knapp einer Minute legte sie die Drahtschlinge weg und zeigte auf zwei Karten. »Das sind die beiden höchsten.«

»Wie hoch?« fragte Cauvel.

»Eine könnte ein As sein.«

»Welche Farbe?«

»Das weiß ich nicht.«

Er drehte die zwei Karten um. Ein Pik-As und eine Herz-Dame.

Mary entspannte sich.

Cauvel deckte die anderen Karten auf. Die Höchste war ein Bube.

»Unglaublich«, sagte er. »Dies ist eines der schwierigsten Experimente, die wir bis jetzt gemacht haben. Bei zehn Versuchen haben Sie neunmal richtig getippt. Haben Sie schon mal daran gedacht, nach Las Vegas zu gehen?«

»Um beim Blackjack die Bank zu brechen?«

»Warum nicht?«

»Da hätte ich nur eine Chance, wenn sie alle Karten vor mir ausbreiten würden und ich die Drahtschlinge anwenden könnte.«

Wie alle seine Bewegungen und Äußerungen, fiel auch sein Lächeln sparsam aus. »Das wohl kaum.«

Seit zwei Jahren hatte sie regelmäßig jeden Dienstag und Freitag von vier Uhr dreißig bis sechs Uhr eine Verabredung bei ihm. In der ersten Dreiviertelstunde nahm sie an seinen Versuchen auf dem Gebiet übernatürlicher Wahrnehmungen teil, die er in medizinischen Fachzeitschriften zu veröffentlichen gedachte. Während der zweiten fünfundvierzig Minuten behandelte er sie in seiner Eigenschaft als Psychiater. In Anerkennung ihrer Mitarbeit verzichtete er auf ein Honorar. Sie hätte es sich ohne weiteres leisten können, ihn zu bezahlen, doch hatte sie dieser Regelung zugestimmt, weil die Experimente sie interessierten.

»Brandy?« fragte er sie.

»Ja, bitte.«

Er schenkte ihnen beiden Remy Martin ein.

Sie wechselten vom Kartentisch zu zwei bequemen Sesseln hinüber, die sich vor einem Cocktailtischchen gegenüberstanden.

Cauvel wandte bei der Behandlung seiner Patienten keine Standardmethode an. Sein Stil war eher eigenwillig und Mary mochte seine ruhige, freundliche Art.

»Womit möchten Sie anfangen?« fragte er sie.

»Ich weiß nicht.«

»Nehmen Sie sich Zeit.«

»Ich möchte überhaupt nicht anfangen.«

»Das sagen Sie immer, und dann fangen Sie doch an.«

»Heute nicht. Ich möchte ganz einfach hier sitzen.«

Er nickte und nippte an seinem Brandy.

»Warum mache ich es Ihnen immer so schwer?« fragte sie.

»Das kann ich nicht beantworten. Nur *Sie* können es.«

»Warum will ich nicht mit Ihnen sprechen.«

»Aber Sie wollen es ja. Sonst waren Sie nicht hier.«

Mary runzelte die Stirn. »Helfen Sie mir einen Anfang zu machen.«

»Woran dachten Sie auf dem Weg hierher?«

»Das ist kein Anfang.«

»Versuchen Sie mal.«

»Na ja. Ich dachte darüber nach, was ich bin.«

»Und was ist das?«

»Eine Hellseherin.«

»Na und?«

»Warum gerade ich? Warum nicht jemand anders?«

»Die größten Experten auf diesem Gebiet glauben, daß wir alle die gleichen paranormalen Fähigkeiten besitzen.«

»Vielleicht stimmt das«, sagte sie. »Aber die meisten Menschen besitzen es nicht im gleichen Maße wie ich.«

»Wir kennen ganz einfach unser Potential nicht«, sagte er.

»Nur wenige Menschen können diese Gabe praktisch anwenden.«

»Warum kann ich es?«

»Haben nicht einige der bekanntesten Hellseher eine Kopfverletzung erlitten, bevor sie ihre spiritistischen Kräfte entdeckten?«

»Bei Peter Hurkos war es so«, sagte sie. »Und bei einigen anderen auch. Aber nicht bei uns allen.«

»Bei Ihnen?«

»Eine Kopfverletzung? Nein.«

»Aber doch.«

Sie kostete ihren Brandy. »Schmeckt wundervoll.«

»Sie wurden verletzt, als Sie sechs Jahre alt waren. Ein paarmal erwähnten Sie es schon, wollten aber nie genauer darauf eingehen.«

»Ich will auch jetzt nicht darauf eingehen.«

»Das sollten Sie aber«, sagte Cauvel. »Ihr Widerstand beweist...«

»Sie reden heute zuviel.« Ihre Stimme war hart und schrill.

»Ich zahle Ihnen dafür, daß Sie mir zuhören.«

»Sie zahlen mir überhaupt nichts.« Wie immer sprach er in sanftem Ton.

»Ich kann ja aufstehen und gehen.«

Er nahm seine Brille ab und polierte sie sorgfältig mit einem Taschentuch.

Seine unerschütterliche Ruhe irritierte Mary. »Ohne mich«, sagte sie scharf, »hätten Sie kein Material für Ihre Artikel, die Sie zu einem großen Mann unter den anderen Klugscheißern machen.«

»So wichtig sind mir die Artikel nun auch wieder nicht. Wenn Sie unbedingt gehen wollen, tun Sie es doch. Wollen wir unsere Vereinbarung rückgängig machen?«

Sie sank in ihren Sessel zurück. »Verzeihung.« Mary erhob selten die Stimme, und es war ihr peinlich, ihn angeschrien zu haben. Sie errötete heftig.

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen«, sagte er. »Aber sehen Sie nicht ein, daß dieses Ereignis vor vierundzwanzig Jahren die grundlegende Ursache ihrer Probleme sein könnte? Der Grund für Ihre Schlaflosigkeit, Ihre Depressionen, Ihre gelegentlichen Anfälle von Beklemmung.«

Mary fühlte sich schwach und erschöpft. Sie schloß die Augen. »Wollen Sie, daß ich darüber spreche?«

»Ich halte es für eine gute Idee.«  
 »Helfen Sie mir anfangen.«  
 »Sie waren sechs Jahre alt.«  
 »Sechs...«  
 »Ihr Vater hatte Geld.«  
 »Ziemlich viel.«  
 »Sie lebten auf dem Land und hatten Grund und Boden.«  
 »Zwanzig Hektar«, sagte sie. »Das meiste davon waren  
 Gartenanlagen. Wir hatten einen vollberuflichen... einen  
 vollberuflichen...«  
 »Gärtner?«  
 »Ja, einen Gärtner«, sagte sie. Ihr Gesicht war nicht mehr  
 gerötet, Wangen und Hände eiskalt.  
 »Wie hieß er?«  
 »Ich weiß nicht mehr.«  
 »Natürlich wissen Sie es.«  
 »Berton Mitchell.«  
 »Mochten Sie ihn?«  
 »Zuerst ja.«  
 »Sie haben mal erzählt, daß er Sie zu necken pflegte.«  
 »Nur zum Spaß. Er hatte einen Namen für mich erfunden.«  
 »Wie nannte er Sie dann?«  
 »Er nannte mich >Contrary<. - Widerspenstig.«  
 »Waren Sie widerspenstig?«  
 »Überhaupt nicht. Das stammt aus einem Kinderlied:  
 >Mary, Mary, quite contrary<.«  
 »Wann hörten Sie auf, ihn zu mögen?«  
 Mary sehnte sich nach Max. Sie wollte von ihm im Arm  
 gehalten werden.  
 »Wann hörten Sie auf, Berton Mitchell zu mögen, Mary?«  
 »An jenem Tag im August.«  
 »Was ist da passiert.«  
 »Das wissen Sie doch.«  
 »Ja, ich weiß es.«  
     »Na also.«  
     »Es scheint, als ob wir nie tiefer in diese Sache eindringen  
 könnten, wenn wir nicht ganz von vorne anfangen.«  
     »Ich will aber nicht tiefer eindringen.«  
 Er ließ nicht von ihr ab. »Was geschah an jenem Tag im  
 August, als Sie sechs Jahre alt waren?«  
     »Haben Sie sich in letzter Zeit nicht ein paar neue Glashun-  
 de angeschafft?«

»Was hat Ihnen Berton Mitchell an jenem Tag im August angetan?«

»Er hat versucht, mich zu vergewaltigen.«

Sechs Uhr abends. Winter. Die Luft war kühl und frisch. Er ließ das Auto vor dem Cafe stehen und ging die Straße hinunter, den Rücken dem Verkehr zugewandt.

In der einen Tasche hatte er ein Messer, in der anderen einen Revolver. Beide Waffen hielt er mit den Händen umschlossen.

Seine Schuhe knirschten auf dem Kies.

Der Luftzug der vorbeifahrenden Autos drängte ihn auf die Seite, zerzauste sein Haar und schlang ihm den Mantel eng um die Beine.

Der Friseursalon >Hair Today< befand sich in einem kleinen Einzelhaus an der Main Street, knapp außerhalb der nördlichen Stadtgrenze von Santa Ana. Mit seinem künstlichen Schieferdach, den freiliegenden Holzbalken, den Fensterläden und dem Stuck war es die Imitation eines englischen Bauernhauses. Alles, außer den Scheinwerfern, die es anstrahlten, und der Bemalung in rosa und grün.

Es war eine reine Geschäftsgegend. Tankstellen, Imbißstuben, Maklerbüros und Dutzende kleiner Firmen mit Neonleuchten, umrahmt von Hecken und Zierpalmen, lagen dicht beieinander. Südlich von >Hair Today< erstreckte sich das Grundstück eines Autohändlers, wo chromblitzende Neuwagen in langen Reihen aufgestellt waren. Auf der anderen Seite neben dem Friseursalon lag ein Lichtspielhaus, dahinter ein Einkaufszentrum.

Ein verschmutzter weißer Cadillac und ein blankpolierter Triumph waren vor dem Eingang von >Hair Today< geparkt. Er schlenderte über das Grundstück des Autohändlers zwischen den ausgestellten Fahrzeugen hindurch, öffnete die Tür des Friseursalons und ging hinein.

Der schmale Raum hinter dem Eingang diente als Wartezimmer, wo sich die Kundinnen die Zeit vertrieben, bis sie an die Reihe kamen. Der dicke Teppich war purpurrot, die Stühle grellgelb, die Gardinen weiß. Abstellische mit Aschenbechern und Stapeln von Zeitschriften standen herum, doch zu dieser späten Stunde warteten keine Kunden mehr. Am hinteren Ende des Raumes stand ein Rasantisch in purpur und weiß. Eine junge Frau mit platinblond gefärbtem Haar saß an der Rasse.

Ein verhängter, bogenförmiger Eingang hinter dem Kas-



sentisch führte in den eigentlichen Frisierraum. Das Geräusch eines handbetätigten Haartrockners drang durch den Vorhang, wie das ärgerliche Summen eines Bienenschwarms. »Wir haben geschlossen«, sagte die Platinblonde.

Er ging an den Rassistisch.

»Suchen Sie jemand?« fragte sie.

Er zog den Revolver aus der Tasche. Er fühlte sich gut an, wie ein Werkzeug der Gerechtigkeit.

Sie starrte auf die Waffe, dann in seine Augen. Nervös fuhr sie sich mit der Zunge über die Lippen. »Was wollen Sie?«

Er schwieg.

»Nicht doch«, sagte sie.

Er drückte auf den Abzug. Der Schuß wurde von dem Geräusch des Haartrockners teilweise übertönt.

Sie fiel vom Stuhl und blieb liegen.

Der Haartrockner wurde abgeschaltet. Jemand sagte: »Tina?«

Er ging um die tote Frau herum, zog den Vorhang auf und trat ins Frisierzimmer.

Drei der Frisierstühle waren unbesetzt. Die letzte Kundin des Tages saß auf dem vierten Stuhl. Sie war jung und hübsch und besaß einen zauberhaften Teint. Ihr Haar war klitschnaß.

Der Friseur war ein kräftiger Mann mit einer Glatze und buschigem Schnurrbart. Er trug eine purpurfarbene Jacke. Auf der linken Brusttasche war sein Name - Kyle - in Gelb eingestickt.

Die Kundin tat einen tiefen Atemzug, fand aber nicht den Mut zum Schreien.

»Wer sind Sie?« fragte Kyle.

Der Mann gab zwei Schüsse auf ihn ab.

»Mein Vater war an dem Tag nicht zu Hause«, sagte Mary.

»Und Ihre Mutter?«

»Die war im Hauptgebäude. Betrunkene wie immer.«

»Und Ihr Bruder?«

»Alan war in seinem Zimmer und bastelte an seinen Flugzeugmodellen herum.«

»Der Gärtner, Berton Mitchell?«

»Seine Frau und sein Sohn waren auf eine Woche weggefahren, Er lockte mich ins Haus.«

»Wo war das?«

»Ganz am Ende des Anwesens, ein kleines Häuschen mit einem grünen Schieferdach. Er hatte mir oft erzählt, daß Elfen bei ihnen wohnten.«

Sie spürte einen entsetzlichen Druck von allen Seiten. Wie lederne, furchtbare starke Flügel, die alle Wärme und Lebenskraft aus ihr herauspreßten.

»Weiter«, sagte Cauvel.

Die Wärme floß aus ihr heraus, wie Quecksilber aus einem zerbrochenen Thermometer. Sie fror. »Kann ich noch etwas Brandy haben?«

»Wenn Sie mir alles erzählt haben«, sagte Cauvel.

»Dazu brauche ich Hilfe.«

»Ich bin hier, um Ihnen zu helfen, Mary.«

»Wenn ich es sage, tut er mir weh.«

»Wer? Mitchell? Das können Sie doch nicht wirklich glauben. Sie wissen doch, daß er tot ist. Er wurde wegen unsittlicher Handlungen an einem Kind und wegen versuchten Mordes verurteilt. Darauf erhängte er sich in seiner Zelle. Ich bin der einzige Mensch hier und werde nicht zulassen, daß man Ihnen wehtut.«

»Ich war allein mit ihm.«

»Sie sprechen zu leise. Ich kann Sie nicht hören.«

»Ich war allein mit ihm«, wiederholte sie. »Er hat mich... angeraßt... und... sich entblößt.«

»Hatten Sie Angst?«

»Ja.«

Der Druck wurde immer stärker... unerträglich.

Cauvel sprach nichts, und sie sagte: »Ich hatte Angst, weil er verlangte, daß ich... etwas tue.«

»Was sollten Sie tun?«

Die Luft war stickig. Obgleich nur sie und Cauvel anwesend waren, spürte sie, daß Irgendeine Kreatur den Mund auf ihre Lippen gepreßt hielt und ihr einen stinkenden Atem in die Lunge blies.

»Ich brauche einen Brandy«, sagte sie.

»Was Sie jetzt brauchen, ist, mir alles zu erzählen, sich an jede Einzelheit zu erinnern und sich ein für allemal alles vom Herzen zu reden. Was verlangte er von Ihnen? Was sollten Sie tun?«

»Helfen Sie mir. Sie müssen mich führen.«

»Er wollte Geschlechtsverkehr, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht genau.«

Ihre Hände waren empfindungslos. Sie fühlte nur, wie die Stricke in ihre Gelenke einschnitten. Aber es gab keine Stricke.

»Oralverkehr?« fragte Cauvel,

»Nicht nur das.«

Ihre Fußgelenke taten weh. Sie spürte die Stricke, die es nicht gab. Als sie *die* Füße bewegte, waren sie schwer wie Blei.

»Was wollte er noch?« fragte Cauvel.

»Ich erinnere mich nicht.«

»Sie können sich erinnern, wenn Sie wollen.«

»Nein. Wirklich - ich kann es nicht. Ich kann es nicht.«

»Was wollte er noch von Ihnen?«

Die Umklammerung der unsichtbaren Flügel war jetzt so stark, daß sie kaum atmen konnte. Sie konnte die Flügel in der Luft flattern hören... wicka... wicka... wicka.

Sie stand auf und ging vom Sessel weg. Die Flügel hielten sie umklammert.

»Was wollte er noch?« fragte Cauvel.

»Etwas Entsetzliches, Unaussprechliches.«

»Eine sexuelle Handlung irgendwelcher Art?«

Wicka... Wicka... Wicka.

»Nicht nur Sex. Mehr als das.«

»Was denn?«

»Schmutzig, dreckig.«

»Auf welche Art?«

»Augen, die mich ansahen.«

»Mitchells Augen?«

»Nein, nicht seine.«

»Wessen Augen dann?«

»Ich kann mich nicht mehr erinnern.«

»Doch, Sie können es.«

Wicka... Wicka... Wicka.

»Flügel«, flüsterte sie.

»übel? Sie sprechen wieder zu leise.«

»Flügel«, sagte sie. »Flügel.«

»Was soll das heißen?«

Sie zitterte - schüttelte sich. Sie fürchtete, ihre Beine würden unter ihr nachgeben und setzte sich wieder in den Sessel. »Flügel. Ich höre sie flattern. *Ich fühle* sie.«

»Hielt sich Mitchell einen Vogel im Haus?«

»Das weiß ich nicht.«

»Vielleicht einen Papagei?«

»Keine Ahnung.«

»Versuchen Sie, sich daran zu erinnern, Mary. Lassen Sie diesen Gedanken nicht los. Sie haben noch nie etwas von Flügeln gesagt. Es könnte wichtig sein.«

»Die waren überall.«

»Die Flügel?«

»Überall auf mir. Kleine Flügel.«

»Denken Sie nach. Was hat er mit Ihnen gemacht? «

Sie schwieg längere Zeit. Der Druck begann nachzulassen. Das Flattern der Flügel verstummte.

»Mary?«

Schließlich sagte sie: »Das ist alles, Ich kann mich an nichts weiter erinnern.«

»Es gibt eine Methode, diese Erinnerungen zu erschließen.«

»Hypnose?« sagte sie.

»Das funktioniert tadellos.«

»Ich fürchte mich vor den Erinnerungen.«

»Sie sollten sich eher davor fürchten, sich nicht erinnern zu können.«

»Wenn ich mich erinnere, sterbe ich.«

»Das ist kompletter Unsinn.«

Sie strich sich das Haar aus dem Gesicht. Cauvel zuliebe zwang sie sich zu einem Lächeln. »Jetzt höre ich die Flügel nicht mehr, und fühle sie auch nicht, Wir brauchen nicht mehr darüber zu sprechen.«

»Doch, wir müssen es.«

»Ich will aber nicht, verdammt noch mal!« Sie schüttelte den Kopf, erstaunt über ihre heftige Reaktion. »Wenigstens nicht heute.«

»Also gut«, sagte Cauvel. »Ich akzeptiere das. Es ist nicht dasselbe, als wenn Sie sagen würden, Sie brauchen nicht darüber zu sprechen.« Er polierte wieder einmal seine Brillengläser. »Kommen wir zurück zu dem, an was Sie sich erinnern. Hat Berton Mitchell Sie geschlagen?«

»Ich nehme es an.«

»Man fand Sie in seinem Haus.«

»In seinem Wohnzimmer.«

»Brutal zusammengeschlagen?«

»Ja.«

»Und später erzählten Sie, daß er es getan hat.«

»Ich erinnere mich nicht mehr, wie es passierte. Die Schmerzen sind mir noch in Erinnerung - schreckliche Schmerzen. Aber nur einen Moment lang.«

»Möglicherweise sind Sie nach dem ersten Schlag bewußtlos geworden.«

»Das sagten sie alle. Er muß mich noch weiter geschlagen haben, nachdem ich schon bewußtlos war. Lange hätte ich es nicht ertragen können. Schließlich war ich nur ein kleines Mädchen.«

»Hat er auch ein Messer benutzt?«

»Ich hatte überall Schnitte.«

»Wie lange waren Sie im Krankenhaus?«

»Über zwei Wochen.«

»Wieviel Nähte hatten Sie für Ihre Wunden?«

»Alles zusammen mehr als hundert.«

Der Friseursalon roch nach Shampoo, Creme und Eau de Cologne. Er konnte auch den Schweiß der Frau riechen. Abgeschnittenes Haar lag auf dem Fußboden herum und wirbelte zur Seite, als er sich auf sie warf und in sie eindrang. Sie zeigte keinerlei Reaktion. Weder kooperierte sie, noch wehrte Sie Sich. Sie lag ganz still da. Ihre Augen waren starr und leblos.

Ihm machte das nichts aus. Er mochte keine leidenschaftlichen Frauen. In den ersten paar Monaten einer neuen Liebschaft ertrug er ihre Leidenschaft und ihr sexuelles Entgegenkommen. Auf kurze Zeit konnte er zärtlich sein. Dann aber wollte er die Angst in ihren Augen sehen. Das brachte ihn zum Höhepunkt. Je mehr sie ihn fürchteten, um so besser gefielen sie ihm.

Als er auf der Frau lag, spürte er, wie stürmisch ihr Herz vor Angst und Entsetzen schlug.

»Mitchell hat Sie also mehrmals auf den Kopf geschlagen«, sagte Cauvel.

»Mein ganzes Gesicht war grün und blau. Mein Vater nannte mich seine Flickenpuppe.«

»Hatten Sie eine Gehirnerschütterung?«

»Ich weiß, worauf Sie anspielen. Aber ich muß Sie enttäuschen. Keine Gehirnerschütterung. Absolut nicht.«

»Wann fingen Sie an, Visionen zu haben?«

»Etwas später im selben Jahr.«

»Vorhin fragten Sie mich, warum gerade Sie ausersehen wurden, hellseherische Gaben zu besitzen. Im Grunde ist das gar nicht so verwunderlich. So wie bei Peter Hurkos manifestierten sich Ihre spiritistischen Fähigkeiten als Folge einer schweren Kopfverletzung.«

»Die war nicht so schwer.«

Er war mit dem Polieren seiner Brille fertig, setzte sie auf und betrachtete Mary mit seinen ins Überdimensionale vergrößerten Augen. »Wäre es nicht möglich, daß ein schwerer psychologischer Schock, ebenso wie gewisse Kopfverletzungen, spiritistische Fähigkeiten wecken könnte?«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Wenn Ihre übernatürlichen Fähigkeiten nicht durch ein physisches Trauma geweckt wurden, dann sind sie vielleicht die Folge von dem psychologischen Trauma. Halten Sie das für möglich?«

»Das könnte sein.«

»Wie auch immer«, sagte er, mit seinem knöchigen Zeigefinger auf sie zu stoßend, als klopfte er an eine Fensterscheibe,

die zwischen ihnen stand, »wie auch immer, führt uns Ihre hellseherische Gabe zu Berton Mitchell zurück. Zu dem, was er Ihnen getan hat, und woran Sie sich nicht erinnern können.«

»Vielleicht.«

»Und Ihre Schlaflosigkeit ist auch darauf zurückzuführen. Ihre regelmäßigen Depressionen ebenfalls. Was er Ihnen antat, ist die versteckte Ursache für Ihre Anfälle von Beklemmung. Ich sage Ihnen ganz offen, Mary - je früher Sie dieses Problem anpacken, um so besser. Lassen Sie mich Hypnose anwenden und Sie in die vergessene Vergangenheit zurückführen - und Sie werden nie wieder meine Hilfe brauchen.«

»Ich werde immer Ihre Hilfe brauchen.«

Er blickte sie finster an. Sein sonnengebräuntes Gesicht war von tiefen Falten durchzogen, wie von Duellnarben. Ein ehrgeiziger Porträtmaler hätte sich gefreut, diesen Ausdruck einzufangen und auf die Leinwand zu bannen. Grimmig, aber stark und zuverlässig. Auf einer Party vor drei Jahren hatte sich Mary von diesem Gesicht angezogen gefühlt. Es war seine distanzierte und doch väterliche Art, die sie bewogen hatte, ihn aufzusuchen, als ihre Abhängigkeit von Schlafmitteln ihr Sorge zu bereiten begann.

»Wenn Sie immer meine Hilfe brauchen sollten, habe ich Ihnen überhaupt nicht geholfen. Als Psychiater ist es meine Aufgabe, Ihre eigenen inneren Kräfte zu wecken.«

Sie ging an die Bar und griff nach der Karaffe mit dem Brandy. »Sie haben versprochen, ich könnte noch einen haben, wenn ich weiterspreche!«

»Ich breche nie ein Versprechen.« Er trat zu ihr an die Bar.

»Der Tag ist rast vorüber. Da werde ich mir auch noch einen genehmigen.«

Sie schenkte ihnen ein und sagte: »Bei Mitchell haben Sie sich geirrt.«

»In welcher Hinsicht?«

»Ich glaube nicht, daß alle meine Probleme zu ihm zurückrühren. Einige davon begannen an dem Tag, wo mein Vater starb.«

»Diese Theorie haben Sie mir auch schon vorgetragen.«

»Ich war mit ihm im Auto, als er getötet wurde. Ich saß im Fond und er am Steuer. Ich sah, wie er starb. Sein Blut bespritzte mich. Ich war erst neun. Und die Jahre, nachdem er starb, waren auch nicht leicht. In drei Jahren hatte meine Mutter die ganze Erbschaft durchgebracht. Zwischen meinem neunten und meinem zwölften Geburtstag wurden aus

wohlhabenden Leuten arme Schlucker. So etwas hinterläßt auch Narben, glauben Sie nicht?«

»Bestimmt.« Er nahm sein Brand yglas zur Hand. »Aber die schlimmsten Narben stammen nicht davon.«

»Woher wissen Sie das?«

»Sie können darüber sprechen.«

»Und?«

»Aber Sie sind nicht imstande, darüber zu sprechen, was Ihnen Mitchell getan hat.«

Als er mit der Frau fertig war, stand er auf, zog sich die Hosen hoch und machte den Reißverschluß zu. Er hatte sich nicht einmal den Mantel ausgezogen.

Er trat einen Schritt zurück und betrachtete sie.

Auch jetzt machte sie keinen Versuch, sich zu bedecken. Ihr Rock war um ihre Hüfte gebündelt. Ihre Bluse war aufgeknöpft. Eine rundliche Brust sichtbar. Die Hände hielt sie zu Fäusten geballt. Die Handflächen waren blutig, wo ihre Fingernägel sie aufgerissen hatten. In diesem Zustand - voller Terror und kaum mehr als ein zu Tode geängstigtes Tier - war sie die ideale Frau für ihn.

Er zog das Messer aus der Manteltasche.

Er hatte erwartet, daß sie schreien würde und versuchen würde, ihm zu entkommen, als sie sah, daß er sie töten wollte - aber sie lag da, als sei sie bereits tot. Sie war nicht länger imstande etwas zu fühlen; nicht einmal Angst.

Er kniete sich neben sie hin und setzte ihr das Messer an die Kehle. Die Haut gab etwas nach, aber sie zuckte nicht einmal.

Er erhob das Messer und richtete die Klinge auf ihre Brust.

Keinerlei Reaktion.

Er war tief enttäuscht. Wann immer Zeit und Umstände es gestatteten, zog er es vor, langsam zu töten. Um volle Befriedigung zu finden, brauchte er eine lebhafte Frau als Opfer.

Wütend darüber, daß sie ihm den Spaß verdorben hatte, stieß er mit voller Kraft zu.

Mary Bergen stöhnte auf.

Die Klinge riß ihre Haut auf, drang durch den Muskel bis tief an die Stelle, wo Schmerz und Blut waren..

Sie lehnte sich in die Ecke am Ende der antiken Bar aus Eichenholz ohne zu merken, daß sie dabei eine ungeöffnete Flasche Scotch umstieß.

»Was ist Ihnen?« fragte Cauvel.

»Es tut so weh.«

Er faßte sie an der Schulter. »Ist Ihnen schlecht? Kann ich Ihnen helfen?«

»Mir ist nicht schlecht. Es ist die Vision. Ich fühle sie. «  
Wieder das Messer. Der tiefe Stich.

Sie preßte beide Hände an den Leib und versuchte, den Schmerz zu unterdrücken. »Diesmal werde ich nicht wieder ohnmächtig, Keinesfalls!«

»Was für eine Vision?« fragte Cauvel besorgt.

»Der Friseursalon. Derselbe, der mir vor ein paar Stunden erschienen ist. Aber jetzt passiert es! Dieses Gemetzel... allmächtiger Gott... irgendwo passiert es... jetzt, in dieser Minute.« Sie schlug die Hände übers Gesicht, konnte aber die Vision nicht verdecken. »O Gott. Lieber Gott. Hilf mir!«

»Was sehen Sie?«

»Einen toten Mann auf dem Fußboden.«

»Auf dem Fußboden des Friseursalons?«

»Er hat eine Glatze... Schnurrbart... rotes Hemd.«

»Was fühlen Sie?«

Das Messer.

Sie begann zu schwitzen - weinte.

»Mary? Mary?«

»Ich fühle... wie die Frau... erstochen wird.«

"Welche Frau? Ist dort eine Frau?«

»Ich darf jetzt nicht umfallen.«

Sie begann umzusinken, und Cauvel hielt sie an beiden Schultern fest. Wieder sah sie, wie das Messer ins Fleisch schnitt, fühlte jedoch diesmal keinen Schmerz. Die Frau war tot. Es gab keinen Schmerz mehr, den sie mit ihr teilen konnte.

Ich muß sein Gesicht sehen, seinen Namen erfahren«, sagte sie.

Der Killer, neben seinem Opfer stehend, in einem Cape, nein, einem langen Mantel...

Ich darf jetzt den Faden nicht verlieren, die Vision nicht verlieren. Ich muß sie festhalten, herausfinden wo er ist, wer er ist, was er ist, ihn von diesen entsetzlichen Morden abhalten.«Da steht der Killer, steht mit dem Fleischermesser in der Hand. Sein Gesicht ist im Schatten, aber jetzt dreht er sich um, langsam und bedächtig, gleich kann sie sein Gesicht sehen, er wendet sich ihr zu, als ob er nach ihr suchte...

»Er weiß, ich bin bei ihm«, sagte sie.

»Wer?«

»Er weiß, daß ich ihn beobachte.«

Sie begriff nicht, wie das alles kam. Aber der Killer wußte, daß sie da war. Dessen war sie ganz sicher, und sie fürchtete sich.

Auf einmal sprangen sechs oder acht der gläsernen Hunde



von den Regalen, flogen durch die Luft und krachten mit beträchtlicher Kraft dicht neben Mary gegen die Wand.

Sie schrie auf.

Cauvel drehte sich um, zu sehen, wer sie geworfen hatte.

»Was, zum Teufel...«

Als ob sie lebendig geworden und ihnen Flügel gewachsen waren, hoben ein Dutzend Glashunde vom oberen Regal ab. Wie bunte Fragmente zersplitternder Prismen schossen sie zur Zimmerdecke empor. Dort prallen sie ab und stießen klirrend aneinander, wie chinesische Windglocken.

Dann rasten sie im Sturzflug auf Mary zu.

Sie hob die Arme und verdeckte ihr Gesicht.

Die Miniaturhunde trafen sie härter, als sie erwartet hatte. Sie stachen auf sie ein wie Bienen.

»Aufhören«, rief sie, wobei sie nicht sicher war, wen sie damit ansprach.

Ein Höllenhund mit spitzen Hörnern traf den Doktor auf die Stirn zwischen den Augen. Die Stelle begann zu bluten. Cauvel wandte sich vom Regal ab und versuchte Mary mit seinem Körper zu decken.

Weitere zehn bis fünfzehn Hunde schossen durch den Raum. Zwei von ihnen durchschlugen die Glasscheibe an der Bar. Andere zerschlugen sich an der Wand dicht neben Mary und besprühten ihr Haar mit bunten Glassplittern.

»Es will mich töten«, schrie sie. Sie kämpfte erfolglos gegen einen Anfall von Hysterie an.

Cauvel drückte sie in die Ecke.

Immer mehr Glashunde zischten durch die Luft, stießen auf den Schreibtisch des Psychiaters nieder und verstreuten einen Stapel Papiere im Zimmer. Ohne zu zerbrechen prallten die Figuren an den Rolladen vor den Fenstern ab, kreuzten wie irre durch den Raum und attackierten mit voller Kraft Cauvels Rücken und Schultern. Scherben und Splitter regneten auf Marys eingezogenen Kopf hinunter.

Dann stieg das nächste Geschwader auf. Die Figuren schwärmten aus, flatterten um Mary herum, flogen wieder davon und kehrten zum Angriff zurück. Sie hingen in der Luft wie Heuschrecken und stachen und schlugen mit unglaublicher Kraft auf sie ein.

So plötzlich, wie der makabre Angriff begonnen hatte, hörte er auf. Fast hundert Glasminiaturen standen noch auf den Regalen, bewegten sich jedoch nicht.

Mary und Cauvel kauerten in der Ecke. Sie trauten der Ruhe nicht und warteten auf den nächsten Angriff.

Alles blieb ruhig.

Schließlich ließ er sie los und trat zurück.

Mary war nicht imstande, ihr Zittern zu unterdrücken.

»Alles in Ordnung?« fragte er sie, ohne die blutigen Wunden auf seinem Gesicht zu beachten.

»Ich sollte ihn nicht sehen«, sagte sie.

Cauvel war noch immer benommen. Er starrte sie verständnislos an.

»Sein Gesicht«, sagte sie. »Ich durfte sein Gesicht nicht sehen.«

»Wovon sprechen Sie eigentlich?«

»In meiner Vision«, erklärte sie ihm. »Als ich versuchte, den Killer zu sehen, wurde ich davon abgehalten. Wer oder was hielt mich ab?«

Cauvel betrachtete die Glasscherben, die überall herumlagen. Er begann die Splitter von seiner Jacke zu entfernen.

»Haben Sie das gemacht? Haben Sie die Hunde zum Fliegen gebracht?«

»Ich?«

»Wer sonst?«

»Aber nein! Wie könnte ich so was tun?«

»Irgend jemand hat es offenbar getan.«

»Irgend etwas.«

Er starrte sie an.

»Es war ein... ein Geist«, sagte sie,

»Ich glaube nicht an ein Leben nach dem Tod.«

»Ich war mir auch nicht ganz sicher. Bis heute.«

»Also spukt es hier?«

»Was sonst?«

»Es gibt viele Möglichkeiten.« Er blickte sie besorgt an.

»Ich bin nicht verrückt«, sagte sie.

»Das habe ich nicht behauptet.«

»Wir haben eben einen Poltergeist in Aktion gesehen.«

»Daran glaube ich auch nicht.«

»Aber ich. Ich habe schon gesehen, was sie anstellen.

Dabei war ich nie sicher, ob es Geister waren oder nicht. Jetzt bin ich es.«

»Mary...«

»Es war ein Poltergeist. Er kam, um mich daran zu hindern, das Gesicht des Mörders zu sehen.«

Das Regal hinter ihnen kippte um und krachte donnernd zu Boden.

Max war nicht zu Hause. Ohne ihn kam Mary das Haus wie ein Mausoleum vor. Ihre Schritte hallten lauter als sonst auf dem Hartholz-Fußboden und erschienen ihr wie das Echo unheimlicher Stimmen.

»Er hat vorhin angerufen«, berichtete Anna Churchill, sich die Hände an ihrer Schürze abwischend. »Er bat mich, das Abendessen um eine halbe Stunde zu verschieben.«

»Warum denn?«

»Ich soll Ihnen ausrichten, daß er erst um acht zurückkommt, weil Woolworth zum Weihnachtsverkauf länger offen hat.«

Sie wußte, daß Max sie mit dieser Nachricht verulken und zum Lachen bringen wollte, aber sie brachte nicht einmal ein Lächeln zustande. Das einzige, was sie aufheitern konnte, war seine Anwesenheit. Sie wollte nicht allein sein.

Sie ging durchs Wohnzimmer zu der breiten Mahagonitreppe, die nach oben führte. Die schweren altamerikanischen Möbel engten sie ein. Der Poltergeist war ihr noch zu frisch in Erinnerung. Wie sollte sie sich davor retten, wenn die einzelnen Möbelstücke, Stühle, Sofas, Eckschränke, jetzt in mörderischer Absicht auf sie einstürmen würden?

Die Möbel rührten sich nicht.

Oben im Badezimmer nahm sie ein Fläschchen Valium aus dem Medizinkasten. Emmet und Anna gegenüber hatte sie sich beherrscht und ihre Nervosität niedergekämpft. Jetzt zitterten ihre Hände so heftig, daß sie fast eine Minute benötigte, bis sie den Sicherheitsverschluß gelöst hatte. Sie goß sich ein Glas kaltes Wasser ein und schluckte eine der Kapseln. Nicht genug, dachte sie. Sie brauchte zwei. Vielleicht drei. »Mein Gott, nein«, sagte sie und stellte das Fläschchen schnell auf seinen Platz zurück, bevor die Versuchung zu groß wurde.

Als sie das Badezimmer verließ, fiel das leere Wasserglas auf den Fußboden und zersplitterte in kleine Teile. Erschrocken fuhr sie herum. Sie war ganz sicher, das Glas nicht an den äußersten Rand des Beckens gestellt zu haben. Es war nicht einfach heruntergefallen, sondern gestoßen worden.

»Max, bitte, komm nach Hause«, flüsterte sie vor sich hin. Sie wartete auf ihn in seinem Studio im zweiten Stock. Es war sein Lieblingszimmer, vollgestopft mit Büchern und Waffen verschiedener Art. Antike Gewehre, fachmännisch restauriert, hingen in Glaskästen an der Wand neben Sonderauflagen von Hemingway, Stevenson, Poe, Shaw, Fitzgerald und Dickens. Ein Paar Nr. 5 Colt Derringers aus dem Jahr 1872 in

einer seidengefütterten, messingbeschlagenen Tragtasche. Es gab Romane von John D. MacDonald, Clavell, Bellow, Woolrich, Levin, Vidal sowie Bände von Gay Talese, Colin Wilson, Hellman, Toland und Shirer. Dazwischen Schrotbüchsen, Gewehre, Revolver und automatische Pistolen. Dann wieder Bücher von Raymond Chandler, Dashiell Hammett, Ross MacDonald, Mary McCarthy, James M. Cain und Jessamyn West.

Eine eigenartige Zusammenstellung von Waffen und Büchern, dachte Mary. Aber außer ihr waren es diese Dinge, die Max am meisten liebte.

Sie nahm einen Bestseller zur Hand, den sie seit Wochen lesen wollte, konnte sich jedoch nicht auf das Buch konzentrieren. Sie setzte sich an Max' Schreibtisch und nahm einen Schreibblock und Kugelschreiber aus der mittleren Schublade.

Eine Zeitlang starrte sie die leere Seite an. Schließlich begann sie zu schreiben:

Seite 1

Fragen:

Warum habe ich diese Visionen, wenn ich sie nicht selbst herbeiführe?

Warum kann ich plötzlich und zum erstenmal den Schmerz der Opfer in meinen Visionen mitfühlen?

Warum hat noch kein anderer Hellseher diesen Schmerz jemals gefühlt?

Wie konnte der Killer im Friseurladen wissen, daß ich ihn beobachtete?

Warum sollte ein Polstergeist mich daran zu hindern versuchen, das Gesicht des Mörders zu sehen?

Was hat das alles zu bedeuten?

Schon als Kind, in großen und kleinen Krisen, hatte sie gefunden, daß es ihr half, ihre Probleme niederzuschreiben. Wenn sie sie schwarz auf weiß vor sich sah, erschienen sie ihr oftmals nicht mehr so unlösbar. Nachdem sie die Liste zusammengestellt hatte, las sie jede Frage mehrmals durch. Erst still, dann laut. Auf die nächste Seite schrieb sie; Antworten.

Sie dachte eine Weile nach. Dann schrieb sie: Ich habe keine Antworten,

»Verdammt noch mal«, sagte sie und schleuderte den Kugelschreiber quer durchs Zimmer.

»Harley Barnes am Apparat.«

»Chief Barnes, hier spricht Mary Bergen.«

»Oh, hallo! Sind Sie noch in der Stadt?«

»Nein, ich rufe aus Bel Air an.«  
 »Was kann ich für Sie tun?«  
 »Ich schreibe einen Artikel über das, was gestern vorgefallen ist, und hätte ein paar Fragen an Sie. Dieser Mann, den wir erwischt haben... wie hieß er noch?«  
 »Als Hellseherin sollten Sie das doch wissen.«  
 »Ich kann leider nicht alles sehen, was ich will.«  
 »Er heißt Richard Lingard.«  
 »Ein Einwohner der Stadt, oder ist er von außerhalb eingereist?«  
 »Hier geboren und aufgewachsen. Ich kannte seine Eltern. Er besaß eine Apotheke.«  
 »Wie alt?«  
 »Anfang dreißig oder so.«  
 »Ist er... war er verheiratet?«  
 »Vor Jahren geschieden. Keine Kinder, Gott sei Dank.«  
 »Sind Sie sicher...?«  
 »Sicher, daß er keine Kinder hat? Ja, absolut.«  
 »Nein. Ich meine... ist er wirklich tot?«  
 »Tot? Natürlich ist er tot. Sie haben ihn doch gesehen?«  
 »Ich dachte nur... haben Sie irgend etwas Ungewöhnliches über ihn herausgefunden?«  
 »Etwas Ungewöhnliches? Wie meinen Sie das?«  
 »Ist er seinen Nachbarn irgendwie komisch vorgekommen?«  
 »Die mochten ihn. Alle mochten ihn.«  
 »Haben Sie bei ihm zu Hause etwas Ungewöhnliches gefunden?«  
 »Nichts. Ein Normalverbraucher wie jeder andere. Fast beängstigend, wie normal der war. Wenn Dick Lingard sich als psychopathischer Killer entpuppte, wem kann man dann noch trauen?«  
 »Niemand.«  
 »Mrs. Bergen...« Barnes zögerte. »Haben Sie das Messer mitgenommen?«  
 »Welches Messer?«  
 »Lingards Messer.«  
 »Können Sie es nicht finden?«  
 »Es ist vom Tatort verschwunden.«  
 »Verschwunden? Kommt das öfters vor?«  
 »Mir ist so was noch nie passiert.«  
 »Also ich habe es nicht.«  
 »Vielleicht hat Ihr Bruder es aufgehoben.«  
 »Alan würde das nicht tun.«

»Oder Ihr Mann?«

»Chief, wir haben schon sehr oft mit der Polizei gearbeitet. Wir kennen uns zu gut aus, um Beweisstücke als Andenken mitzunehmen.«

»Wir haben Mrs. Harringtons Haus von oben bis unten durchsucht. Da ist das Messer auch nicht.«

»Vielleicht hat es Lingard auf dem Rasen vor dem Haus fallenlassen.«

»Da haben wir auch jeden Zentimeter abgesucht.«

»Vielleicht fiel das Messer in den Rinnstein, als er gegen den Streifenwagen prallte.«

»Oder auf den Gehsteig. Wir haben nicht sofort nach dem Messer gesucht, was wir hätten tun sollen, und es standen eine Menge Leute herum. Vielleicht hat einer von denen es aufgehoben. Wir werden uns mal umfragen. Ich nehme an, wir finden das Ding früher oder später. Es wird ja keinen Prozeß geben, für den wir es brauchen. Dieses Problem hat der Tod bereits gelöst. Auch der gerissenste Anwalt kriegt Richard Lingard nicht wieder frei.«

Um sieben Uhr dreißig berichteten alle Sender in Los Angeles in den Nachrichten von dem Fall der vier jungen Krankenschwestern, die in ihrer Wohnung in Anaheim erstochen und erschlagen aufgefunden worden waren.

Beverly Puchalski.

Susan Haven.

Linda Proctor.

Marie Sanzini.

Mary kannte keine von ihnen.

Erstaunt schob sich Mary von der Stuhlkante zurück. Sie erinnerte sich an das zerschlagene Gesicht in ihrer Vision von gestern abend: Eine schwarzhaarige Frau mit blauen Augen. Sie war ganz sicher, daß sie dieses Gesicht kannte.

Acht Uhr abends.

Sie erwartete Max an der Eingangstür. Er kam herein, machte die Tür hinter sich zu und schloß Mary in die Arme. Sein Anzug fühlte sich kalt an von der frischen Abendluft, aber sie konnte durch den Stoff die Wärme seines Körpers spüren.

»Sechs Stunden Einkäufe und keine Pakete?« fragte sie.

»Die bekommen alle eine schöne Geschenkverpackung. Morgen hole ich sie ab.«

Mary grinste. »Ich wußte gar nicht, daß Woolworth Geschenkverpackungen hat.«

Er küßte sie auf die Wange. »Ich habe Sehnsucht nach dir gehabt.«

Sie lehnte sich in seinen Armen zurück, »Sag mal, wo hast du denn deinen Mantel? Du wirst dir eine Grippe holen.«  
»Der war ganz mit Dreck bespritzt. Ich habe ihn zur

Reinigung gebracht.«

»Wie ist der denn so schmutzig geworden.«

»Ich hatte einen Platten.«

»Das passiert doch nicht bei einem Mercedes.«

»Bei unserem doch. Die Stelle, wo ich den Reifen wechseln mußte, war ziemlich schlammig, und ein vorbeifahrender Wagen bespritzte mich von oben bis unten.«

»Hast du dir die Nummer gemerkt? Dann werde ich...«

»Leider nicht«, sagte Max. »Nachher fiel mir ein: >Wenn ich die Nummer von diesem Arschloch hätte, würde Mary herausfinden wer er ist und ihn fürchterlich verdreschen.«

»Niemand tut ungestraft meinem Max etwas an.«

»Den Finger habe ich mir auch aufgeschnitten, als ich den Reifen wechselte«, sagte er und hielt seine rechte Hand in die Höhe. Seine Hemdmanschette war mit Blut durchtränkt, und um den Finger hatte er ein blutiges Taschentuch gebunden.

»Da ist so eine scharfe Kante am Wagenheber«, sagte er. Sie faßte ihn am Handgelenk. »Soviel Blut. Laß mich mal den Schnitt sehen.«

»Ach, es ist gar nichts.« Er zog seine Hand weg, bevor sie das Taschentuch abwickeln konnte, »Es hat schon aufgehört zu bluten.«

»Vielleicht muß die Wunde genäht werden.«

»Ich brauche nur einen Druckverband. Der Schnitt ist tief, aber zu klein, um ihn zu nähen oder zu klammern. Und der Anblick würde dir nur den Appetit verderben.«

»Laß mal sehen! Ich bin schon ein großes Mädchen. Außerdem muß die Wunde gereinigt und verbunden werden.«

»Das kann ich selber. Geh du nur zu Tisch. Ich komme in ein paar Minuten nach.«

»Das kannst du aber nicht allein machen.«

»Natürlich kann ich es. Schließlich war ich nicht immer verheiratet. Ich habe jahrelang allein gelebt.« Er küßte sie auf die Stirn. »Wir wollen doch Mrs. Churchill nicht aufregen. Wenn wir nicht bald zu Tisch kommen, löst sie sich in Tränen auf.«

Mit seiner gesunden Hand schob er Mary aufs Eßzimmer zu.

»Wenn du verblutest«, sagte sie, »verzeihe ich dir das nie.«

Lachend ging er zur Treppe und eilte, zwei Stufen auf einmal nehmend, hinauf ins Obergeschoß.

Das Abendessen war ganz nach Marys Geschmack, herzlich aber nicht schwer. Es gab Zwiebelsuppe, Salat, Chateaubriand mit Sauce Bernaise und Zucchini-Streifen in Öl und Knoblauch mariniert und dann kurz überbacken.

Beim Kaffee, den sie in der Bibliothek tranken, war Mary entspannt - fast heiter. Die zweite Valiumkapsel, welche sie kurz vor Max' Ankunft eingenommen hatte, wirkte beruhigend. Sie erzählte ihm alles, was sich während des Tages ereignet hatte: Von Cauvel, von ihrer schmerz erfüllten Vision und von dem Poltergeist, der sie daran gehindert hatte, das Gesicht des Mörders zu sehen und seine Identität aufzudecken. Sie besprachen die Nachrichten im Radio über die ermordeten Krankenschwestern in Anaheim, die Max ebenfalls gehört hatte, und dann erzählte sie ihm noch von ihrem Telefongespräch mit Harley Barnes.

»Warum machst du so ein Aufheben von dem fehlenden Messer?« fragte Max. »Was Barnes sagt, klingt doch recht überzeugend. Einer der Zuschauer könnte es an sich genommen haben.«

»Er hätte es tun können, aber er hat es nicht getan.«

»Wer denn sonst?«

Mary saß neben ihm auf dem Sofa. Sie streifte ihre Schuhe ab und zog ein Bein an und ließ sich Zeit, die richtigen Worte zu finden. Sie war in einer prekären Lage. Wenn Max nicht glauben konnte, was sie ihm zu erklären hatte, würde er sie bestenfalls für ein wenig verrückt halten.

»Diese Visionen sind völlig verschieden von allen, die ich je hatte«, sagte sie schließlich. »Das heißt, daß der Killer- also die Quelle der spiritistischen Ausstrahlung - anders ist, als jeder, den ich bisher aufgespürt habe. Er ist kein gewöhnlicher Mensch. Seit gestern zerbreche ich mir den Kopf nach einer vernünftigen Erklärung dafür, was mir passiert ist, und mein Gespräch mit Barnes gab mir den Schlüssel. Der Schlüssel ist das verlorene Messer. Verstehst du nicht? Richard Lingard hat das Messer in seinem Besitz!«

»Lingard? Der ist doch mausetot. Barnes hat ihn erschossen. Lingard kann doch das Messer nicht mitgenommen haben - es sei denn ins Leichenschauhaus.«

»Er kann es mitgenommen haben wohin er wollte. Barnes hat lediglich Lingards Körper getötet. Lingards Geist nahm das Messer mit.«

Max war völlig verblüfft. »Ich glaube nicht an Geister.



Selbst wenn es sie geben sollte, haben sie keine Substanz. Wenigstens nicht nach unseren Begriffen, Wie hätte also Lingards Geist, ein Ding ohne Substanz, ein sehr wirkliches und konkret vorhandenes Messer mitnehmen können?«

»Ein Geist hat keine Substanz, aber er besitzt Macht«, sagte sie mit Nachdruck. »Vor zwei Monaten, bei dieser Story in Connecticut, hast du selbst einen Poltergeist in Aktion gesehen.«

»Na und?«

»Na eben. Ein Poltergeist hat auch anscheinend keine Substanz, trotzdem wirft er mit massiven Gegenständen um sich. Stimmt das nicht?«

»Ja«, gab er widerwillig zu. »Aber ich glaube nicht daran, daß ein sogenannter Poltergeist der Geist eines Verstorbenen ist.«

»Was sonst könnte er sein?« Bevor Max etwas erwidern konnte, sagte sie: »Lingards Geist hat das Fleischarmesser mitgenommen. Ich weiß es.«

Er trank seinen Kaffee in drei langen Schlucken aus. »Angenommen das stimmt. Wo befindet sich der Geist jetzt?«

»In einer lebenden Person.«

»Was?«

»Als Lingard starb, verließ ihn sein Geist und ergriff Besitz von einem lebenden Menschen.«

Max stand auf und ging hinüber zu den Bücherregalen. Er betrachtete Mary mit forschendem, abwägendem Blick. »Mit jedem Besuch bei Cauvel kommst du der Erinnerung näher, was Berton Mitchell dir angetan hat.«

»Du glaubst also, daß ich jetzt, wo ich am Rande dieser Erinnerung stehe, vor der Wahrheit davonlaufe und mich in den Irrsinn flüchte.«

»Kannst du dich denn dem stellen, was er getan hat?«

»Ich habe seit Jahren damit gelebt, auch wenn ich es unterdrückte.«

»Damit leben und es verkraften können sind zwei verschiedene Dinge.«

»Bin ich also in deinen Augen eine Kandidatin für die Gummizelle? Da kennst du mich schlecht.« Trotz des Valiums konnte sie ihren Arger nicht zügeln.

»Das glaube ich nicht. Aber an dämonische Besessenheit glaube ich auch nicht.«

»Nicht dämonisch. Das ist ein zu großartiges Wort. Ich spreche von einem lebenden Menschen, der vom Geist eines Toten besessen ist.«

Sein kantiges, fast häßliches Gesicht war von Besorgnis gezeichnet. Er breitete die Arme aus, Handflächen nach

oben, wie ein bettelnder Bär. »Und wer ist dieser lebende Mensch?«

»Der Mann, der die Krankenschwestern in Anaheim ermordet hat. Er ist von Lingards Geist besessen, und darum sind seine spiritistischen Ausstrahlungen so verschieden.« Max kehrte zum Sofa zurück. »Ich kann das nicht akzeptieren.«

»Das beweist noch lange nicht, daß ich unrecht habe.«

»Diese Poltergeisterscheinungen in Cauvels Sprechzimmer ... glaubst du...«

»Das war Lingard«, sagte sie mit Bestimmtheit.

»Deine Theorie hat ein Loch«, sagte er.

Sie zog fragend die Augenbrauen hoch.

»Wie konnte Lingards Geist an zwei Orten gleichzeitig sein?« fragte er. »Wie konnte er in einem Menschen stecken, den er zum Morden zwang, und zur gleichen Zeit in Cauvels Sprechzimmer mit Glashunden um sich werfen?«

»Keine Ahnung. Wer weiß, was so ein Geist alles kann?«

Gegen zehn Uhr kam Max ins Schlafzimmer. Er war nach unten gegangen, sich aus der Bibliothek etwas zu lesen zu holen. Jetzt kam er mit einem dicken Buch unter dem Arm zurück - nicht das, was er gesucht hatte. »Ich habe eben mit Dr. Cauvel gesprochen«, sagte er.

Mary saß aufrecht im Bett. Sie gebrauchte den Schutzumschlag ihres Buches als Lesezeichen und markierte damit die Seite, die sie gerade las. »Und was hatte der hochgelehrte Herr Doktor dir zu sagen?«

»Er glaubt, du bist der Poltergeist.«

»Ich?«

»Er sagt, du warst im Streß...«

»Sind wir das nicht alle?«

»Du besonders.«

»War ich das?«

»Ja, weil du dich an die Sacke mit Berton Mitchell erinnerst.«

»Ich habe mich doch schon früher daran erinnert.«

»Aber diesmal mehr als sonst. Cauvel sagt, daß du diesmal unter besonders schwerem psychologischem Druck standest, und daß du die Glashunde zum Fliegen brachtest.«

Sie lächelte ihn an. »Ein Mann von deiner Figur sieht im Schlafanzug saukomisch aus.«

»Mary...«

»Besonders in einem gelben Schlafanzug. Du solltest nur einen Morgenmantel tragen.«

»Du weichst mir aus.« Er trat ans Fußende des Bettes.  
 »Wie war das nun mit den Glashunden?«  
 »Cauvel will ja nur, daß ich sie ihm ersetze«, sagte sie leichthin.  
 »Er hat nichts von Geld erwähnt.«  
 »Aber darauf läuft es hinaus.«  
 »Er ist nicht der Typ dazu«, meinte Max.  
 »Ich zahle ihm die Hälfte des Wertes.«  
 »Mary, das ist vollkommen unnötig«, sagte er gereizt.  
 »Ich weiß«, sagte sie gleichmütig. »Ich habe sie ja auch nicht zerbrochen.«  
 »Ich meine, Cauvel hat keinen Schadenersatz verlangt. Du versuchst lediglich, mich vom Thema abzubringen.«  
 »Okay, okay. Also wie soll ich die Hunde zum Fliegen gebracht haben?«  
 »Aus dem Unterbewußtsem heraus. Cauvel sagt...«  
 »Psychiater schieben dem Unterbewußtsein immer die Schuld für alles zu.« |  
 »Und wer sagt, daß das nicht stimmt.«  
 »Sie sind blöd.«  
 »Mary...«  
 »Und du bist auch blöd, weil du Cauvel glaubst.«  
 Sie hatte nicht die Absicht, sich mit ihm zu streiten, konnte sich aber nicht länger beherrschen. Das Thema, das er angeschnitten hatte, beängstigte sie, obgleich sie nicht sagen konnte warum. Irgend etwas in ihr, ein Wissen, das sie selbst nicht definieren konnte, versetzte sie in Schrecken. Er stand mit seinem Buch am Fußende des Bettes, wie ein Prediger mit der Bibel in der Hand. »Willst du mir bitte zuhören?«  
 Irritiert schüttelte sie den Kopf, als fände sie sein Gerede unerträglich. »Wenn ich für diese zerbrochenen Glasfiguren verantwortlich bin, dann trage ich auch die Schuld für das schlechte Wetter an der Ostküste, für den Krieg in Afrika, die Inflation, die Armut und die letzte Fehlernte.«  
 »Alberner Sarkasmus.«  
 »Du bringst mich dazu.«  
 Das Beruhigungsmittel, das sie genommen hatte, wirkte überhaupt nicht. Sie war aufs äußerste angespannt und zitterte am ganzen Leib. Eine unbekannte Macht war darauf aus, sie zu vernichten.  
 Mit einmal fühlte sie sich von Max bedroht.  
 Das ist doch Unsinn, dachte sie. Max ist doch keine Gefahr für mich. Er will mir doch nur helfen, die Wahrheit zu finden.

Verwirrt und benommen lehnte sie sich in die Kissen zurück.

Max schlug sein Buch auf und las ihr mit ruhiger aber eindringlicher Stimme vor: »Telekinesis ist die Fähigkeit, durch geistige Einwirkung allein Gegenstände zu bewegen oder ihre Form zu verändern. Nach zuverlässigen Berichten tritt dieses Phänomen am häufigsten bei schweren nervlichen Krisen und in Streß-Situationen auf. Als Beispiel werden Fälle angeführt, bei denen Fahrzeuge, unter denen Verletzte lagen, oder Trümmer von eingestürzten oder ausgebrannten Gebäuden, die Menschen unter sich begraben hatten, durch telekinetische Kraft angehoben wurden.«

»Ich weiß, was Telekinesis ist«, sagte Mary.

Ohne sich von ihr unterbrechen zu lassen las Max weiter: »Telekinesis wird oft mit dem Erscheinen von Poltergeistern verwechselt. Diese jedoch sind verspielte, gelegentlich bösertige Geister. Die Existenz von Poltergeistern als überirdische Wesen ist bestritten und keineswegs erwiesen. Dazu ist zu bemerken, daß sich in den meisten Häusern, in denen Poltergeister in Erscheinung traten, ein Jugendlicher mit ernststen Identitätsproblemen aufhielt oder eine Person, die unter beträchtlichem nervlichen Druck stand. Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß das Auftreten von Poltergeistern gewöhnlich durch unbewußte Telekinesis hervorgerufen wird.«

»Das ist lächerlich«, sagte Mary. »Warum sollte ich gerade in dem Augenblick, wo ich Gelegenheit hatte, das Gesicht des Killers zu sehen, diese Hunde durchs Zimmer werfen?«

»Weil du es in Wirklichkeit gar nicht sehen wolltest. Dein Unterbewußtsein zwang dich, diese Figuren herumfliegen zu lassen, um dich von deiner Vision abzulenken.«

»Das ist absurd! Ich wollte ihn doch sehen. Ich will diesen Mann aufhalten, bevor er weitemordet.«

Max' harte graue Augen waren wie Messerspitzen. »Bist du ganz sicher, daß du ihn aufhalten willst?«

»Was soll diese Frage?«

Er seufzte. »Weißt du, was ich glaube? Ich glaube, du spürst durch dein Hellsehen, daß dieser Mann dich umbringen wird, wenn du ihn weiterverfolgst. Du hast ein mögliches Zukunftserlebnis gesehen und versuchst jetzt mit allen Mitteln, diesem Ereignis auszuweichen.«

»Nichts dergleichen«, sagte sie erstaunt.

Der Schmerz, den du gefühlt hast...«

»Das war der Schmerz des Opfers, aber doch nicht die Vorahnung meines eigenen Todes.«

»Vielleicht hast du die Gefahr nicht bewußt erkannt«, sagte Max. »Aber im Unterbewußtsein hast du dich möglicherweise selbst als Opfer gesehen, falls du der Sache nachgehst. Das wäre eine Erklärung dafür, warum du dich selbst mit Poltergeistern in die Irre führst.«

»Ich werde aber nicht sterben«, sagte sie schrill. »Und ich verstecke mich vor nichts.«

»Warum hast du dann Angst, mal darüber nachzudenken?«

»Ich habe keine Angst.«

»Ich glaube doch.«

»Ich bin kein Feigling. Und ich bin keine Lügnerin.«

»Mary, ich will dir doch bloß helfen.«

»Dann solltest du mir glauben.«

Er blickte sie nachdenklich an, »Du brauchst nicht so zu schreien.«

»Du hörst mir ja nie zu, wenn ich nicht schreie.«

»Mary, warum willst du dich streiten?«

Das will ich doch nicht, dachte sie. Halte mich doch ab davon. Nimm mich in den Arm.

»Du hast angefangen«, sagte sie.

»Ich habe dich nur gebeten, über eine alternative Möglichkeit nachzudenken. Deine Reaktion ist maßlos übertrieben.«

Das weiß ich, dachte sie. Und ich weiß nicht warum. Ich will dir doch nicht wehtun. Ich brauche dich so sehr.

Aber alles, was sie sagte, war: »Wenn man dir so zuhört,

habe ich noch nie mit etwas recht gehabt. Entweder ist meine Reaktion immer maßlos übertrieben, oder ich bin getäuscht worden, oder ich bin verwirrt. Du behandelst mich wie ein Kind.«

»Du behandelst dich doch selbst mit Herablassung.«

»Nur ein dummes kleines Kind.«

Umarme mich doch, liebe mich, dachte sie. Bring mich doch dazu aufzuhören. Ich will mich nicht streiten. Ich habe Angst.

Er drehte sich um und ging zur Tür. »Es hat keinen Sinn, jetzt etwas besprechen zu wollen. Du bist nicht in der Stimmung für konstruktive Kritik.«

»Weil ich mich wie ein Kind benehme?«

»ja.«

»Weißt du, manchmal kotzt du mich an. Scheiße!«

Er hielt an und wandte sich zu ihr um. »Recht kindisch, meinst du nicht?« fragte er ganz ruhig. »Wie ein kleines Kind,

das die Erwachsenen mit schmutzigen Redensarten beeindrucken will.«

Sie schlug ihr Buch auf der Seite auf, wo das Lesezeichen war, und schenkte ihm keine weitere Beachtung.

Sie hätte lieber die schlimmsten Schmerzen ertragen, als auch nur eine vorübergehende Entfremdung von Max. Wenn sie sich zankten, was nicht oft vorkam, fühlte sie sich ganz elend. Die zwei oder drei Stunden der Stille nach dem Krach, an dem sie gewöhnlich Schuld hatte, waren ihr unerträglich.

Heute blieb sie für den Rest des Abends im Bett mit einem Buch von Colin Wilson. »The Occult.« Wann immer sie eine neue Seite anfang, konnte sie sich nicht an den Inhalt der vorigen erinnern.

Max lag auf seiner Seite des Bettes, las einen Roman und rauchte Pfeife. Er hätte ebenso gut tausend Kilometer weit weg sein können.

In den Elf-Uhr-Nachrichten brachte das Fernsehen, das sie vom Bett aus per Fernsteuerung eingeschaltet hatte, die Story des dreifachen Mordes in Santa Ana. Der Film zeigte den blutverschmierten Friseursalon und Interviews mit Polizeibeamten, die nichts zu sagen wußten.

»Siehst du«, sagte Mary, »ich hatte recht mit diesen Krankenschwestern und mit dem Friseursalon. Und, bei Gott, ich habe auch mit Richard Lingard recht.«

Noch beim Sprechen bereute sie ihre Worte – besonders den Ton, in dem sie gesprochen hatte.

Max blickte sie an, sagte aber nichts.

Sie sah weg und steckte die Nase wieder in ihr Buch. Es war nicht ihre Absicht gewesen, neuen Streit heraufzubeschwören. Im Gegenteil. Sie wollte ihn nur zum Reden bringen. Seine Stimme hören.

Ogleich sie oft diejenige war, die ein Streitgespräch begann, konnte sie es niemals von sich aus beenden. Psychologisch war sie unfähig, als erste eine Friedensgeste zu machen. Das überließ sie den Männern. Immer. Sie wußte, es war nicht fair, aber sie konnte es nicht ändern.

Wenn sie darüber nachdachte, kam sie zu dem Schluß, daß der gewaltsame Tod ihres Vaters die Ursache war. Er war ihr so plötzlich genommen worden, daß sie bis heute oft noch das Gefühl hatte, von ihm verlassen worden zu sein. In ihrem ganzen Leben als Erwachsene hatte sie immer befürchtet, der jeweilige Mann würde sie verlassen, bevor sie das Verhältnis zu beenden beschloß.

Selbstverständlich dachte sie nicht im Traum daran, ihre Ehe zu beenden. Die war für immer. Jedesmal, wenn sie mit Max Streit hatte und fürchtete, er könnte sie verlassen, brach-

te sie ihn dazu, seinerseits die Versöhnung einzuleiten. Es war ein Test, bei dem er mehr von seinem Stolz aufgeben mußte als sie, was der Beweis dafür war, daß er sie liebte und sie niemals verlassen würde, wie ihr Vater es getan hatte. Der Tod ihres Vaters war ein ungleich wichtigerer Faktor in ihrem Leben, als alles, was Berton Mitchell ihr angetan hatte.

Warum wollte Dr. Cauvel das nicht einsehen?

Als es beiden klar wurde, daß keiner von ihnen imstande war zu schlafen, streckte Max im Dunkeln die Hand nach ihr aus. Seine Berührung wirkte auf Mary wie die einer Stimmgabel auf ein Stück feines Kristall. Am ganzen Körper zitternd warf sie sich an ihn und brach in Tränen aus.

Er sagte nichts. Worte erübrigten sich.

Ein paar Minuten lang hielt er sie fest im Arm und fing dann an, sie zu liebkosen. Er ließ seine Hand über ihren Seidenpyjama gleiten, streichelte ihre Hüfte und ihr Gesäß mit langsamen, warmen Bewegungen. Dann knöpfte er ihre Bluse auf und befühlte ihre bebende Brust, wobei seine Finger nur für einen kurzen Augenblick an ihrer Brustwarze verweilten. Sie preßte ihren offenen Mund gegen die harten Muskeln an seinem Nacken. Mit den Lippen fühlte Sie seinen kräftigen Puls. Er entkleidete erst sie, dann sich selbst. Der Verband an seiner Hand streifte ihre nackte Hüfte.

»Dein Finger«, sagte sie.

»Macht nichts.«

»Die Wunde kann aufbrechen und wieder anfangen zu bluten«, sagte sie.

»Schhh.«

Er war voller Ungeduld und, obgleich sie kein Wort gesagt hatte, spürte er, daß sie ebenso begierig war. Er erhob sich über ihr in der Dunkelheit und legte sich auf sie. Obwohl sie nicht mehr als eine zärtliche Umarmung erwartet hatte, gelangte sie in einer Minute zum Höhepunkt. Kein intensiver Orgasmus, nur ein kurzer, genußvoller Moment. Als sie jedoch gleich darauf ein zweites Mal kam, Sekunden bevor er sich tief in sie ergoß, schrie sie vor Lust auf.

Eine Zeitlang kuschelte sie sich an ihn und hielt seine Hand. »Du darfst mich nie verlassen«, sagte sie. »Bleib bei mir solange ich lebe.«

»Solange du lebst«, versprach ihr Max.

Mittwoch morgen gegen fünf Uhr dreißig wurde Mary in der Mitte einer Alptraum-Vision von dem nächsten Verbrechen des Killers durch einen Schuß aus dem Schlaf gerissen. Eine

ohrenzerreißende Explosion, ganz dicht neben ihr. Noch während der Knall von den Wänden des Schlafzimmers widerhallte, warf sie ihr Bettzeug von sich und rühr hoch.

»Max! Was ist los? Max!«

Er knipste die Nachttischlampe an und sprang mit einem Satz aus dem Bett. Benommen und blinzelnd versuchte er sich zu orientieren.

Das plötzliche Licht tat ihren Augen weh. Obgleich sie halb geblendet war, konnte sie sehen, daß sich außer ihnen niemand im Zimmer befand.

Max griff nach der geladenen Waffe, die er immer auf seinem Nachttisch liegen hatte. Sie war nicht an ihrem Platz.

»Wo ist die Pistole?« fragte er.

i

»Ich habe sie nicht angerührt«, erwiderte sie.

Dann, als sich ihre Augen ans Licht gewöhnten, sah sie die Pistole. Sie schwebte in der Luft über dem Fußende des Bettes in einer Höhe von anderthalb Metern, als hinge sie an einem Draht. Nur gab es keinen Draht. Die Mündung war auf Mary gerichtet.

Der Poltergeist.

»Mein Gott«, sagte May.

Obwohl kein Finger den Abzug berührte, löste sich ein zweiter Schuß. Das Projektil schlug am Kopfende des Bettes ein, wenige Zentimeter neben Marys Kopf.

Panik erfaßte sie. Keuchend und wimmernd rannte sie durchs Zimmer, gebückt wie ein Krüppel. Die Pistole machte eine Wendung nach links und blieb auf sie gerichtet. Mary erreichte eine Ecke des Zimmers und saß dort fest, wie in einer Falle. Jetzt fiel ihr ein, sie hätte in die entgegengesetzte Richtung laufen müssen, wo sie sich ins Badezimmer retten konnte.

Der dritte Schuß schlug in den Fußboden vor ihr ein.

Teppichfetzen und Holzsplitter spritzten umher.

»Max!«

Er griff nach der Waffe, aber sie entglitt ihm, wich ihm aus, schwebte auf und nieder und von einer Seite zur anderen.

Seine Bemühungen wirkten wie ein ungeschickter Tanz.

Mary sah sich nach einem Versteck um.

Es gab keines.

Der vierte Schuß ging über ihren Kopf hinweg und zersplitterte ein gerahmtes Aquarell, das den Hafen von Newport Beach darstellte.

Endlich bekam Max die Pistole zu fassen. Sie wand sich in seiner Hand, bis die Mündung auf seine Brust gerichtet war.

Schwitzend und fluchend mühte er sich ab, jemandem, den er



nicht sehen konnte, die Waffe zu entreißen. Überraschenderweise gab sein unsichtbarer Gegner nach wenigen Sekunden auf, und Max stolperte ein paar Schritte rückwärts - die Waffe in seinem Besitz.

Mary stand mit dem Rücken zur Wand, die Hände auf den Mund gepreßt. Sie konnte die Augen nicht von der Pistole abwenden.

»Du bist jetzt sicher«, sagte Max. »Es ist alles vorbei.« Er ging auf sie zu.

»Um Gottes willen, entlade das Ding doch«, rief sie, auf die Pistole in seiner Hand deutend.

Er hielt an, starrte einen Moment auf die Waffe und zog den Ladestreifen aus dem Griff.

»Du solltest alle Patronen aus dem Ladestreifen nehmen«, sagte sie.

»Das ist nicht nötig wenn ich...«

»Tue es!«

Seine mächtigen Hände zitterten, als er die Patronen herausnahm. Er legte alles aufs Bett: Die Pistole, den leeren Ladestreifen, die unverbrauchte Munition. Eine Zeitlang betrachteten sie beide die einzelnen Teile auf dem Bett in der Erwartung, daß sie sich wieder selbständig machen würden.

Nichts rührte sich.

»Was war denn das?« fragte er.

»Der Poltergeist.«

»Was immer es war - ist es noch hier?«

Mary schloß die Augen, versuchte sich zu entspannen und konzentrierte sich. Nach einer Weile sagte sie: »Nein. Es ist weg.«

## 10

Percy Osterman, der Sheriff von Orange County, hielt Max und Mary die Tür auf und bedeutete ihnen, sie möchten vorgehen.

Der Raum war grau. Die Wände waren grau gestrichen, der gekachelte Fußboden war grau, und grau war auch der Staub an den Fensterrahmen. Eine Reihe grauer Metallregale war mit Bolzen an der Wand befestigt. In die gegenüberliegende Wand waren zahlreiche Aktenschränke aus poliertem Stahl eingebaut. Die wenigen Möbelstücke waren aus Stahl und grauem Kunststoff. Fluoreszenzlampen hinter grauen Schirmen tauchten die Szene in ein surrealistisch anmutendes Licht.

Die einzigen hellen Punkte im Raum waren die sorgfältig geschrubben Porzellanbecken und der schräge Obduktionstisch, schneeweiß und mit blitzendem Zubehör aus rostfreiem Stahl.

Der Sheriff selbst schien aus harten Ecken und Kanten zu bestehen. Er war fast so groß wie Max, aber um die vierzig Pfund leichter und nicht annähernd so muskulös. Trotzdem machte er nicht den Eindruck eines schwachen oder verbrauchten Mannes. Seine Hände waren groß und knochig, fast fleischlos, seine Finger krallenähnlich. Er hatte abfallende Schultern und einen dünnen Hals mit hervorstehendem Adamsapfel. Die flinken, unruhigen Augen in dem faltigen, sonnengebräunten Gesicht besaßen eine eigenartige, bernsteinfarbene Tönung.

Ostermans Stirnrunzeln wirkte unheilverheißend, sein Lächeln frei und freundlich. Als er jetzt einen der großen Metallbehälter ausrollte und das Gesicht des Leichnams aufdeckte, lächelte er nicht.

Mary ließ Max stehen und trat näher an den Toten heran. »Kyle Noian«, sagte Osterman. »Er war der Besitzer des Friseursalons und arbeitete selbst dort als Haar-Stylist.«

Nolan war untersetzt und breitschultrig. Großer Brustkorb. Glatze. Buschiger Oberlippenbart. Wenn man den abrasiert, dachte Mary, sieht er aus wie der Schauspieler Edward Asner.

Sie berührte den Behälter mit der Hand und wartete auf spiritistische Impressionen. Obgleich sie keine Erklärung dafür hatte, wußte sie, daß Tote für einige Zeit nach ihrem Ableben eine besondere Energie ausstrahlten, wie eine unsichtbare Kapsel, die Erinnerungen an bedeutende Ereignisse und im Besonderen an die letzten Minuten vor dem Tod enthielt. Für gewöhnlich erweckte eine Berührung des Toten, oder eines Gegenstandes, der ihm gehört hatte, einen Strom hellseherischer Erscheinungen in ihr. Meist waren sie klar und deutlich, oft aber auch verschwommen und ergaben keinen Sinn. Fast immer jedoch vermittelten sie den Augenblick des Todes und die Identität des Mörders.

Heute, zum erstenmal in ihrer Karriere, spürte sie absolut nichts. Nicht einmal ein formloses Flackern oder einen Farbheck. Sie berührte das kalte Gesicht des Toten.

Immer noch nichts.

Osterman schob den Behälter zurück und rollte den nächsten aus. Er zog das Leichentuch weg und sagte: »Tina Nolan. Kyles Ehefrau.«

Tina war nicht unattraktiv, hatte jedoch harte Gesichtszüge und sprödes, gebleichtes Haar - keine gute Reklame für

das Geschäft ihres Mannes. Ihre Augen hatten sich wieder geöffnet, obgleich der Leichenbeschauer sie schon vor Stunden zuge drückt hatte. Die toten Augen starrten Mary an, als ob sie ihr etwas Wichtiges und Schreckliches mitteilen wollten. Aber schließlich erfuhr Mary auch von ihr nicht mehr als von Kyle.

Die Frau im dritten Behälter war Ende zwanzig. Sie war einmal sehr schön gewesen.

»Rochelle Drake«, erklärte Osterman. »Nolans letzte Kundin an dem Tag.«

»Rochelle Drake?« sagte Max. Er trat näher heran und blickte in den Behälter. »Ist mir dieser Name nicht bekannt?«

»Erkennen Sie sie?« fragte Sheriff Osterman.

Max schüttelte den Kopf. »Nein. Aber... Mary? Sagt dir der Name etwas?«

»Nein«, erwiderte sie.

»Als du diese Morde voraussagtest, dachtest du doch, daß dir eines der Opfer bekannt vorkam.«

»Ich habe mich geirrt«, sagte sie. »Ich kenne keinen dieser Leute.«

»Eigenartig«, bemerkte Max. »Ich könnte schwören... ich weiß nicht recht, was ich schwören könnte... aber dieser Name... Rochelle Drake... der kommt mir sehr bekannt vor.«

Mary hörte ihm nicht zu, weil sie in diesem Moment den erwarteten Strom verspürte - die Bewegung spiritistischer Kräfte. Diese Drake würde ihr die Einsicht vermitteln, die sie von den anderen Toten nicht erhalten hatte. Mary ließ die Spiritistischen Ausstrahlungen voll auf sich einwirken und legte der Toten die Hand auf die Stirn.

Wicka-Wicka-Wicka!

Wieder die Flügel!

Erschrocken zog Mary ihre Hand zurück, als sei sie gebissen worden.

Sie Spürte die Flügel - lederartige Flügel, die bebten, wie die Membrane einer Trommel.

Das ist doch nicht möglich, dachte sie entsetzt. Die Flügel haben doch mit Berton Mitchell zu tun. Nicht mit dieser toten Frau hier. Und nicht mit dem Mann, der sie ermordet hat. Die Flügel gehören der Vergangenheit an, nicht der Gegenwart. Berton Mitchell kann nichts damit zu tun haben. Er hat sich doch in seiner Zelle erhängt vor fast vierundzwanzig Jahren.

Aber jetzt konnte sie die Flügel nicht nur fühlen, sondern auch riechen. Die Flügel und die Kreatur, der sie gehörten — ein feuchter, modriger Moschusgeruch, von dem ihr übel wurde.

Vielleicht war der Mörder von Rochelle Drake und den anderen gar nicht vom Geist Richard Lingards besessen? Vielleicht statt dessen von der Seele eines anderen Psychopaten - von Benon Mitchell? Wäre es nicht möglich, daß Lingard selbst von Berton Mitchell besessen war? Und als Lingard von Barnes erschossen wurde, schlüpfte Mitchell möglicherweise in einen anderen Körper. Vielleicht hatte Mary unwissentlich den Pfad einer alten Nemesis gekreuzt und würde zeit ihres Lebens Benon Mitchell verfolgen müssen. Vielleicht war sie jetzt gezwungen, ihm von einem Opfer zum anderen zu folgen, bis er eines Tages die Gelegenheit benutzte, sie zu töten.

Nein. Das war Wahnsinn. Die Gedanken einer Irren.

»Ist dir was?« fragte Max.

Die Flügel streiften ihr Gesicht, ihren Nacken, Schultern und Brüste und Bauch, flatterten um ihre Fußgelenke, ihre Waden und dann an der Innenseite ihrer Schenkel hoch.

Sie war entschlossen, sich nicht einschüchtern zu lassen, war aber halb überzeugt, wenn sie nicht aufhörte daran zu denken, würden die Flügel sie in die ewige Dunkelheit entführen. Ein lächerlicher Gedanke. Trotzdem wandte sie sich von dem Leichenbehälter ab.

»Empfängst du etwas?« fragte Max.

»Jetzt nicht«, log sie.

»Aber vorhin?«

»Nur für einen Moment.«

»Was hast du gesehen?« fragte er.

»Nichts von Bedeutung. Nur eine undeutliche Bewegung.«

»Kannst du den Kontakt wieder aufnehmen?« fragte Max.

»Nein.«

Sie durfte der Sache nicht nachgehen. Sonst würde sie sehen, was sich hinter den Flügeln verbarg. Und das durfte sie niemals sehen.

Osterman rollte den Behälter auf seinen Platz zurück.

Mary seufzte erleichtert.

Sheriff Osterman begleitete sie zum Parkplatz vor dem Rathaus, wo sie ihren Wagen abgestellt hatten.

Der Dezemberhimmel war wie das Leichenschauhaus

Verschiedene Schattierungen von Grau. Die schnell vorbei-

ziehenden Wolken spiegelten sich auf der polierten Motorhaube des Mercedes. Fröstelnd steckte Mary die Hände in die Manteltaschen und stemmte sich gegen den Wind.

»Habe tolle Dinge von Ihnen gehört«, sagte Osterman in seiner knappen Sprechweise zu Mary. »Schon oft daran gedacht, Sie heranzuziehen. Mich gefreut, als Sie heute kamen. Hatte auf einen Hinweis gehofft.«

»Darauf hatte ich auch gehofft«, erwiderte sie.

»Sie haben diese Morde vorausgesehen, was?«

»Ja.«

»Auch die Krankenschwestern in Anaheim?«

»Ja, die auch.«

»Glauben Sie, es ist derselbe Killer?«

»Ja.«

Osterman nickte. »Glauben wir auch. Haben Hinweise.«

»Was für eine Art von Hinweisen?« fragte Max.

Osterman sprach präzise und schnell. »Als er die Schwestern umbrachte, hat er allerhand zerbrochen. Religiöse Gegenstände. Zwei Kruzifixe. Marienfiguren. Hat sogar eine mit einem Rosenkranz erdrosselt. War was ähnliches im Friseurladen.«

»Was denn?« fragte Mary.

»Ziemlich häßliche Sache. Vielleicht wollen Sie das gar nicht hören.«

»Ich bin schon daran gewöhnt, häßliche Dinge zu sehen und zu hören«, sagte sie.

Er blickte sie einen Moment lang an. Seine Bernsteinaugen waren von den Lidern halb verdeckt. »Das wird schon so sein.« Er lehnte sich an den Mercedes. »Diese Frau im Friseursalon. Rochelle Drake. Trug eine Halskette. Mit einem Kruzifix. Er vergewaltigte sie, tötete sie. Riß ihr das Kruzifix ab. Rammte es tief zwischen ihre Beine.«

Mary wurde übel. Sie preßte die Arme über der Brust zusammen.

»Dann muß es ein Psychopath mit einem religiösen Tick sein«, sagte Max.

»Scheint so«, meinte Osterman. Er sah Mary an und fragte: »Wo geht es jetzt hin?«

»An die Küste«, sagte sie.

»Ring's Point«, sagte Max.

»Warum gerade dorthin?«

Sie zögerte mit der Antwort und blickte Max an. »Dort finden die nächsten Morde statt.«

Osterman schien nicht überrascht. »Wieder eine Vision?«

»Heute früh«, sagte sie.

»Wann passiert es denn?«

»Morgen nacht.«

»Am Weihnachtsabend?«

»Ja.«

»Wo denn in King's Point?«

»Im Hafen.«

»Ganz schön großer Häfen dort.«

»Es wird in der Nahe der Geschäfte und Restaurants sein.«

»Wie viele wird er umbringen?« fragte Osterman.

»Ich bin nicht sicher.«

Sie fror. An der Kälte, die sie spürte, war nicht allein der Wind und der kalifornische Wintertag schuld. Es war ihr kalt in der Mägengrube, kalt im Herzen. Sie trug nur einen dünn gefütterten Kalbsledermantel und wünschte, sie hätte statt dessen ihren schwersten Pelz mitgenommen.

»Vielleicht kann ich ihn aufhalten, bevor er noch jemand ermordet«, sagte sie.

»Fühlen Sie eine Verantwortung ihn aufzuhalten?« fragte Osterman.

»Ich werde keinen Frieden finden, bis ich es tue.«

»Ihre hellseherische Gabe möchte ich nicht haben.«

»Ich habe sie mir nicht ausgesucht«, sagte Mary.

Ein Lastwagen ratterte die Straße hinunter. Osterman wartete ab, bis wieder Ruhe war. »King's Point gehörte früher zu meinem Dienstbereich«, sagte er. »Vor zwei Jahren schworen sie dann ihre eigene Polizeitruppe ein. Kann mich nicht mehr einmischen, außer sie bitten mich darum. Oder wenn ein Fall bei denen seine Anfänge in meinem Bezirk hat.«

»Ich wünschte, ich könnte mit Ihnen arbeiten«, sagte Mary.

»Sie werden mit einem Arschloch arbeiten müssen«, sagte Osterman.

»Wie bitte?«

»Mit dem Polizeichef von King's Point. Heißt Patmore. John Patmore. Ein Arschloch. Wenn er Ihnen Schwierigkeiten macht, sagen Sie ihm, er soll mich anrufen. Er hat einen gewissen Respekt vor mir, aber er ist trotzdem ein Arschloch.«

»Wir werden Ihren Namen erwähnen, wenn es nötig sein sollte«, sagte Mary, »aber wir sind auch nicht ganz ohne Einfluß dort unten. Wir kennen den Eigentümer der King's Point Press.«

Osterman lächelte. »Lou Pasternak?«

»Kennen Sie ihn?«

»Verdammt guter Journalist.«

»Ja, das ist er.«

»Komischer Typ.«

»Ein bißchen«, gab sie zu.

Der Sheriff reichte erst Mary, dann Max die Hand. »Hoffe, Sie beide können mir diesmal den Job abnehmen«, sagte er.

»Danke für Ihre Hilfe«, sagte Max.

»Zögern Sie nicht, mich um Hilfe zu bitten, falls Sie sie brauchen. Es war mir ein Vergnügen.«

Als Mary in den Mercedes stieg, pfiff ein Windstoß durch die Stromleitung genau über ihrem Kopf.

Sie erreichten King's Point um zwei Uhr dreißig nachmittags. Der erste Blick auf den Ort bot sich ihnen von einer Anhöhe hoch über dem Hafen. Der Himmel hing niedrig. Dicke graue Wolken fegten über die Küste aufs Festland zu. Eine Meile vom Hafen hing dichter Dunst über dem Wasser. Näher zum Strand zu tanzte ein halbes Dutzend Surfer in Scuba-Schutzanzügen auf den respektgebietenden Wellen, die über den Strand schäumten und an den steinernen Wellenbrechern zu beiden Seiten der Hafeneinfahrt zerbarsten. Die Stadt Ring's Point lag am Pazific Coast Highway - der Schnellstraße an der pazifischen Rüste -, wenige Kilometer südlich von Laguna Beach in einer Gegend, wo Sonnenschein und Geld vorherrschten. Heute hatte sich die Sonne einmal versteckt, aber das Geld war nirgends zu übersehen. Die Häuser an den grünen Hängen kosteten zwischen 75 000 und 500000 Dollar, waren von dekorativen und sorgfältig manikürten Gartenanlagen umgeben und boten Ausblick aufs Meer. Im Häfengebiet waren die Häuser mit eigenem Anlegesteg nicht ganz so teuer wie in Newport Beach, doch zeigten Grundstückmakler wenig Interesse für potentielle Käufer, die vor einem Grundpreis von einer Viertelmillion Dollar zurückschreckten. Auf dem flachen Land zwischen dem Hafen und den Bergen waren die Preise nicht ganz so hoch - es gab sogar eine Anzahl Mietwohnungen - aber auch hier war das Wohnen verhältnismäßig teuer.

Die Reisebroschüren bezeichneten King's Point als bezaubernde >reizend< und >malerisch<, und hatten damit zufällig einmal die Wahrheit gesagt. Die Rasenflächen waren von üppigem Grün, die zahlreichen Parkanlagen voller Zierpalmen verschiedener Art, Oleander, Magnolienbüsche, Olivenbäume und Blumen. Die sorgfältig gepflegten Häuser wurden jedes Jahr frisch gestrichen zum Schutz gegen die ätzende Seeluft. Geschäftsleute waren angehalten, auf allzu auffällige Neonreklamen zu verzichten und durften nach dem Gesetz ihre Läden nur in dezenten, unauffälligen Farben streichen.

Die Einwohner von King's Point schienen entschlossen zu sein, alles von sich fernzuhalten, was geschmacklos, billig und anstößig war.

Aber sie können nicht alles ausschließen, was ihnen nicht paßt, dachte Mary. Ein Killer ist von außen eingedrungen. Er bewegt sich in diesem Moment in ihrer Mitte. Man kann den Tod nicht durch Bestimmungen und Verordnungen fernhalten.

Vom Frühjahr bis zum frühen Herbst war die Einwohnerzahl von King's Point sechzig Prozent höher, als im Winter. Während der Urlaubsmonate waren die Motels schon Wochen im voraus ausgebucht, Gaststätten erhöhten ihre Preise - außer für Stammkunden, die Geschäfte stellten Hilfskräfte ein, und die schneeweißen Strände waren überfüllt. Jetzt, zwei Tage vor Weihnachten, war alles in der Stadt ruhig. Als Max von der Schnellstraße in die Innenstadt einbog, herrschte wenig Verkehr.

Die Polizeiwache von King's Point war ein einstöckiger Ziegelbau ohne jegliche architektonische Schönheit, Stil oder Charme. Sie sah aus wie ein übergroßer Lagerschuppen mit Fenstern. Sogar hier, drei Häuserblocks vom Hafen, auf der flachen Strecke außerhalb der eleganten Viertel am Hang und am Ufer, konnte das Polizeigebäude mit seiner äußeren Erscheinung keine Ehre einlegen.

Die Inneneinrichtung war gleichermaßen bedrückend: Der Fußboden war mit braunen Fliesen ausgelegt, Wände und Decke ein verwaschenes Grün, das Mobiliar streng funktionell. Hier waren keine Steuergelder sinnlos verschwendet worden. Es gab drei Schreibtische, einen Aktenschrank mit sechs Schubladen, IBM-Schreibmaschinen, eine Kopiermaschine, einen kleinen Kühlschrank, eine Fahne der Vereinigten Staaten, einen Waffenschrank mit Glastür, in dem Schrotgewehre und Revolver verwahrt wurden, und in der Ecke ein Funkgerät. Die einzige Person im Raum war eine Zivilsekretärin um die Fünfzig mit weißgelocktem Haar und enormem Busen. Sie hatte grellrot geschminkte Lippen, eine blasse Hautfarbe, und das Namensschild auf ihrem Schreibtisch wies sie als Mrs. Vidette Yancy aus.

»Ich möchte gern Polizeichef Patmore sprechen«, sagte Mary.

Mrs. Yancy ließ sich Zeit ein Wort zu verbessern, das sie gerade getippt hatte. »Den?« sagte sie schließlich. »Der ist nicht da.«

»Wann kommt er denn zurück?«

»Der Chef? Morgen früh.«

»Könnten Sie uns seine Privatadresse geben?« fragte Max.



»Seine Privatadresse? Ja, sicher. Die kann ich Ihnen geben. Aber er ist nicht zu Hause.«

»Wo ist er denn?« fragte Mary ungeduldig.

»Wo er ist? Na, der ist doch nach Santa Barbara gefahren. Kommt morgen gegen zehn zurück.«

Mary wandte sich an Max, »Vielleicht sollten wir mit seinem Vertreter sprechen.«

»Vertreter?« sagte Mrs. Yancy. »Dem Chef unterstehen fünf Beamte. Zur Zeit sind natürlich nur zwei von ihnen im Dienst.«

»Wenn der Kerl so ist, wie man ihn uns beschrieben hat«, sagte Max, »hat es wohl wenig Zweck, mit einem seiner Leute zu sprechen. Er wird die Sache persönlich behandeln wollen.«

»Aber die Zeit läuft uns davon.«

»Haben wir nicht bis morgen abend um sieben Zeit?« fragte Max.

»Wenn meine Vision sich als richtig erweist.«

»Dann können wir Patmore morgen früh sprechen, Das ist immer noch zeitig genug.«

»Die Beamten, die Dienst haben, sind gerade auf Streife«, sagte Mrs. Yancy. »Wollten Sie eine Strafanzeige machen?«

»Nicht genau das«, sagte Mary.

»Nicht genau das? Ich habe die Formulare hier, wissen Sie.« Sie zog ihre Schublade auf und begann darin herumzukramen. »Ich kann Ihre Meldung entgegennehmen, und einer der Beamten wird später mit Ihnen in Verbindung treten.«

»Lassen Sie nur«, sagte Max. »Wir kommen morgen um zehn.«

In der Bucht vor dem Hafen waren die Grundstücke am Ufer kommerziell voll ausgenutzt. Dort lagen Jachtklubs, Verkaufsbüros für Yachten und Boote, Trockendocks, Gaststätten und Läden verschiedener Art. Alle waren gleichermaßen sauber und gepflegt wie die eleganten Villen an beiden Ufern des Kanals, der die Einfahrt zum Hafen bildete.

Der >Laughing Dolphin< war eine Gaststätte und Cocktail-Bar direkt am Hafen. Im Obergeschoß war ein Freiluftdeck, das übers Wasser hinausragte. Hier konnten die Gäste bei schönem Wetter in der Sonne sitzen und sich einen antrinken. Heute jedoch war das Deck unbesetzt. Max und Mary hatten es für sich allein.

Mary hielt einen Becher Kaffee mit Brandy in der Hand und lehnte sich an das hölzerne Geländer.

Wenn man nicht direkt im Wind stand, war das Wetter lediglich kühl. Aber hier draußen in der scharfen Seebrise war

es richtig kalt. Die Meeresluft hatte Marys Gesicht eine gesunde Färbung verliehen.

Rechts oben konnte sie das Hotel >Spanish Court< sehen, wo sie und Max ein, Zimmer reserviert hatten. Es stand auf dem nördlichen Hügel hoch über dem Hafen. Mit seinem weißen Putz, naturfarbenen Holzbalken und rotem Schieferdach bot es ein majestätisches Bild.

Eine Gruppe von acht kleinen Booten segelte im geschlossenen Verband vor ihnen auf dem stillen, schiefergrauen Wasser. Vor dem Hintergrund von zwanzig, dreißig und vierzig Meter langen Segel- und Motorjachten war es ein hübscher Anblick. Sogar bei dem heutigen Wetter ohne einen Sonnenstrahl blitzten die Segel in makellosem Weiß. Ein Bild von heiterer Sorglosigkeit und zufriedenen Wohlstand.

»Sieh dir alles genau an«, sagte Max. »Die Boote, die Häuser, den ganzen Hafen. Vielleicht löst irgend etwas eine Vision aus.«

»Ich glaube kaum«, erwiderte sie. »Die Erscheinung ist für immer erloschen, seit ich aufwachte und man auf mich schoß.«

»Du mußt es versuchen.«

»Muß ich das?«

»Bist du nicht deshalb hergekommen?«

»Wenn ich diesen Killer weiter verfolge, wird er am Ende mir nachstellen.«

Ein plötzlicher Windstoß schlang Mary ihren Ledermantel um die Beine. Die Fensterscheiben der Cocktail Lounge hinter ihnen' klirrten.

Mary trank ihren Kaffee. Der Dampf stieg aus der Tasse, umrahmte ihr Gesicht und zerstob in der Winterluft.

Max sagte: »Vielleicht hilft es, wenn du mir noch mal erzählst, was sich abspielen wird.« Sie gab keine Antwort, und er drang weiter in sie: »Morgen abend um sieben. Nicht weit von der Stelle, wo wir jetzt stehen.«

»Höchstens ein paar Häuserblocks von hier«, sagte sie.

»Du sagtest, er kommt mit einem Fleischermesser.«

»Mit Lingards Messer.«

»Jedenfalls irgendein Messer.«

»Lingards Messer«, versicherte sie ihm.

»Du sagtest, er wird auf zwei Menschen einstechen.«

»Ja, zwei.«

»Wird er sie töten?«

»Vielleicht einen von ihnen.«

»Aber nicht den anderen.«

»Wenigstens einer bleibt am Leben. Vielleicht auch beide.«

»Wer sind diese Leute, die er mit dem Messer angreifen

wird?«

»Ich weiß die Namen nicht.«

»Wie sehen sie aus?«

»Die Gesichter konnte ich auch nicht sehen.«

»Junge Frauen, wie in Anaheim?«

»Ich weiß es wirklich nicht.«

»Und was ist mit dem Gewehr?«

»Das habe ich gesehen.«

»Also hat er ein Fleischermesser und ein Gewehr?«

»Nachdem er diese zwei Leute mit dem Messer gestochen hat, nimmt er das Gewehr und steigt auf einen Turm. Er hat die Absicht alle zu erschießen.«

»Alle?«

»So viele er kann.«

Vom Meer her flog ein Dutzend Möwen über das Hafenbecken auf sie zu. Ihre weißen Federn hoben sich scharf von dem dunklen, stürmischen Himmel ab. Sie schwebten hoch über dem Wasser und ließen sich vom Wind treiben.

»Wie viele wird er umbringen?« fragte Max.

»Die Vision verschwand, bevor ich es erkennen konnte.«

»Auf welchen Turm steigt er?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sieh dich mal um«, sagte Max. »Sieh dir einen Turm nach dem anderen an. Versuche zu fühlen, welcher es sein wird.« Zu ihrer Rechten, dreihundert Meter hinter der Biegung des Hafenbeckens und etwa fünfhundert Meter vom >Laughing Dolphin< entfernt, lag die römisch-katholische Kirche der Heiligen Dreieinigkeit. Ein finsternes, gotisches Bauwerk aus grauem, vom Wetter zerfressenen Granit mit hübschen Buntglasfenstern, das wie eine Burg aussah. Der dreißig Meter hohe Kirchturm war der höchste Punkt im Umkreis von mehreren Häuserblöcken. Unmittelbar unter dem zugespitzten Dach befand sich eine Aussichtsplattform mit einer niedrigen Balustrade.

Das Kreischen der Möwen lenkte Mary einen Moment lang ab. Sie flogen über die Segelboote hinweg landeinwärts und stießen aufgeregte Schreie aus. Es hörte sich an wie Fingernägel auf einer Schiefertafel.

Mary versuchte, die Vögel nicht zu beachten und sich auf den Kirchturm zu konzentrieren. Nichts. Reine Erscheinung. Keine spiritistischen Schwingungen. Nicht die leiseste Andeutung, daß der Killer von der Dreieinigkeitskirche aus zuschlagen würde.

Zwischen Mary und der Dreieinigkeitskirche lag die lutheranische Kirche von St. Luke. Sie befand sich zweihundert Meter nördlich und einen halben Häuserblock vom Hafen

entfernt. Die Kirche war im spanischen Stil erbaut, mit massiven, geschnitzten Eichentüren. Der Kirchturm von St. Luke war nur etwa halb so hoch wie der der Dreieinigkeitskirche.

Auch von dort empfing sie nichts.

Nur gespenstische Winde und die aufgeregten Schreie der Möwen.

Der dritte Turm lag zweihundert Meter zu ihrer Linken direkt am Ufer. Er war nur vier Stockwerke hoch und Teil eines Spielpavillons, >Kimball's Games and Snacks<. In der Sommersaison pflegten die Touristen mit ihren Kameras auf die Turmspitze zu klettern und Fotos vom Hafen zu machen. Im Winter war das Lokal geschlossen und verriegelt und stand still und leer da.

»Ist es der Kimball-Turm?« fragte Max.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Es könnte jeder von ihnen sein.«

»Du mußt dich mehr anstrengen«, sagte er.

Sie schloß die Augen und versuchte sich zu konzentrieren.

Mit ärgerlichem Kreischen stießen plötzlich die Möwen aus der Luft herunter, nur wenige Zentimeter an ihren Köpfen vorbei.

Mary fuhr erschrocken zurück und ließ ihren Kaffeebecher fallen.

»Ist dir was passiert?« fragte Max besorgt.

»Nein, es war nur der Schreck.«

»Haben sie dich berührt?«

»Nein.«

»Die schießen eigentlich nie so nahe an einem vorbei, wenn man nicht an ihre Nistplätze herankommt. Aber hier können sie nirgends ihre Eier legen. Außerdem ist es nicht die Jahreszeit.«

Die zehn oder zwölf Möwen kreisten über ihren Köpfen.

Sie ließen sich nicht vom Wind treiben, wie Möwen es gewöhnlich tun. Ihr Flug hatte nichts Gelassenes und Anmutiges an sich. Statt dessen flatterten sie aufgereggt durcheinander, schossen in die Höhe und wieder hinab - alles in einem eng gezogenen Kreis. Sie machten einen gequälten Eindruck, und es schien erstaunlich, daß sie nicht aneinanderprallten.

Sich gegenseitig ankreischend, vollführten sie einen unnatürlichen und hysterischen Tanz in der Luft.

»Was hat sie nur so verstört?« wunderte sich Max.

»Ich«, sagte Mary.

»Du? Was hast du ihnen denn getan?«

Sie begann, heftig zu zittern. »Ich habe versucht, eine Vision herbeizuführen, um zu sehen, welchen Turm der Killer benutzen wird.«

»Na und?«

»Die Möwen sind gekommen, es zu verhindern.«

»Aber Mary, das ergibt doch keinen Sinn«, sagte er verblüfft. »Abgerichtete Möwen?«

»Nicht abgerichtet. Gelenkt.«

»Von wem? Wer lenkt sie?«

Sie starrte die Vögel an.

»Wer lenkt sie?« wiederholte er seine Frage. »Lingards Geist?«

»Vielleicht.«

Er faßte sie an der Schulter. »Mary...«

»Du hast doch den Poltergeist selbst gesehen, der mich verfolgte, verdammt nochmal!«

In dem Sei-doch-vernünftig-Ton, der sie immer so aufbrachte, sagte er: »Ein Poltergeist kann vielleicht tote Gegenstände bewegen und umherwerfen, aber keine lebenden Tiere.«

»Hör mal, du weißt ja auch nicht alles«, sagte sie. »Du weißt nicht...« Sie wandte sich ab und blickte nach oben.

»Was ist denn?« fragte er.

»Die Vögel.«

Die Möwen flatterten immer noch wie verrückt herum, waren jetzt aber still. Keine gab einen Laut von sich.

»Eigenartig«, sagte Max.

»Ich gehe hinein«, sagte Mary.

Sie hatte fast den Eingang zur Cocktail Lounge erreicht, als eine der Möwen sie von hinten angriff und ihr einen harten Stoß zwischen die Schulterblätter versetzte, wie einen Hammerschlag. Mary stolperte und verdeckte instinktiv ihr Gesicht mit den Händen. Flügel schlugen ihr auf den Nacken, auf den Hinterkopf. Donnerten ihr um die Ohren. Nicht die gleichen Flügel wie bei Benon Mitchell, die sich ledern und membranartig anfühlten. Diese hier waren gefiedert. Aber das machte die Möwe nicht weniger gefährlich und furchteinflößend.

Sie dachte an den scharfen, gebogenen Schnabel des Vogels und stellte sich vor, wie er ihr die Augen aushackte. Sie schrie laut auf.

Max rief ihr etwas zu, was sie nicht verstand.

Sie griff nach der Möwe, fürchtete aber, sie würde ihr die Finger zerreißen und zog ihre Hand wieder zurück.

Max schlug den Vogel zur Seite. Er fiel halb benommen zu Boden.

Dann riß Max die Tür auf und stieß Mary hinein. Er folgte ihr und schloß die Tür hinter sich.

Der Bartender hatte den Angriff beobachtet und eilte herbei, sich die Hände an einem Handtuch abwischend.

Ein stämmiger, rothaariger Mann an der Bar drehte sich auf dem Bärhocker herum, um zu sehen, was los war.

In einer der mit schwarzem Kunststoff verkleideten Nischen am Fenster blickten ein hübsches blondes Mädchen und ein dunkelhaariger junger Mann von ihren Drinks auf.

Bevor der Bartender noch drei Schritte getan hatte, prallte eine Möwe mit voller Kraft gegen eine der kleinen Glasscheiben in der Tür. Die Scheibe zerbarst nach innen. Die Scherben klirrten auf den Boden.

Die Serviererin ließ ihr Tablett fallen und rannte zur Treppe, die ins Restaurant führte.

Mit einem Knall wie von einem Gewehrschuß schlug eine andere Möwe gegen das zwei Meter hohe Fenster, von wo aus man den Hafen überblickte. Die Glasscheibe splitterte, zerbrach aber nicht. Der verletzte Vogel fiel draußen aufs Sonnendeck und hinterließ einen schwärzlich-roten Blutfleck auf der Scheibe.

»Sie bringen mich um!«

»Nein«, tröstete sie Max.

»Das wollen sie aber.«

Er hielt schützend den Arm um sie. Zum ersten Mal, seit sie ihn kannte, schienen seine Arme nicht lang genug, seine Brust nicht breit genug, sein Körper nicht stark genug, um ihr Sicherheit zu bieten.

Eine Möwe prallte von dem Fenster neben dem jungen Paar ab. Das Glas wies einen gezackten Riß auf, wie ein einschlagender Blitz. Die hübsche Blonde schrie laut auf und stolperte aus der Nische.

Einen Augenblick nachdem ihr Begleiter ihrem Beispiel gefolgt war, rammte eine andere Möwe dasselbe Fenster und zerbrach es. Das Glas fiel in großen Scherben auf den Tisch. Tausend kleine Splitter übersäten die Kunststoffsitze, auf denen das junge Paar eben noch gesessen hatte.

Der kopflose Rumpf der Möwe landete mitten auf dem Tisch. Der abgetrennte Kopf kippte in das Martini-Glas des jungen Mädchens. Zwei weitere Möwen kamen durch das zerbrochene Fenster geflogen.

»Laßt sie nicht rein!« schrie Mary hysterisch, »Laßt sie nicht, laßt sie nicht, bitte nicht!«

Das junge Paar ging in die Knie und suchte hinter und halb unter dem Tisch Deckung.

Max schob Mary in die nächste Ecke und deckte sie so gut er konnte mit seinem Körper. Eine der Möwen flog direkt auf ihn zu. Er wehrte sie mit dem Arm ab. Der Vogel kreischte wütend und flatterte durch den Raum.

Ein anderer landete auf einem Tisch in der Mitte der Cocktail Lounge und streifte mit dem Flügel einen kupfernen Kerzenhalter mit brennender Kerze. Eine Kerze fiel um und setzte das Tischtuch in Brand.

Der Bartender erstickte die Flamme mit einem feuchten Handtuch,

Die Möwe hob vom Tisch ab und flog die Flaschenregale hinter der Bar an. Zwei, drei, vier, acht Flaschen krachten zu Boden. Der rothaarige Mann auf dem Barhocker war zu verblüfft, um Angst zu verspüren. Fasziniert sah er zu, wie die Möwe eine Flasche nach der anderen vom Regal stieß. Der Geruch von Whisky verbreitete sich im Raum.

Die erste Möwe flog wieder Max an. Sie kam von oben, flatterte wild in der Ecke und stieß dann mit unheimlicher Schläue auf Marys Kopf hinunter.

Ihre Füße verkrallten sich in Marys Haar.

»Mein Gott, nein! Nein!«

Sie griff nach dem Vogel ohne Rücksicht auf Schnabelhiebe. Er war unrein. Sie mußte ihn loswerden. Max griff ebenfalls nach der Möwe. Sie entkam ihm und begann wieder im Zimmer zu kreisen. Gleich darauf schoß sie wieder auf Mary zu und schlug an die Wand dicht neben ihrem Kopf. Dann fiel sie vor Marys Füßen zu Boden, wo sie zuckend liegenblieb.

Nach Atem ringend, die Hand mit gespreizten Fingern vor dem Gesicht haltend, trat Mary zurück.

»Die ist außer Gefecht«, sagte Max.

»Mach sie tot!« Sie erkannte ihre eigene Stimme nicht, die von Furcht und Haß verzerrt war.

Max zögerte. «Ich glaube nicht, daß die uns noch gefährlich werden kann.»

»Töte sie, bevor sie wieder hochfliegt!«

Er schob die Möwe mit dem Fuß in die Ecke und zertrat ihr mit sichtlichem Widerwillen den Kopf.

Mary wandte sich ab. Ihr wurde übel.

Die andere Möwe hob von der Bar ab und flog durch das zerbrochene Fenster ins Freie.

Alles war wieder ruhig. Es war totenstill im Raum.

Schließlich erhob sich der dunkelhaarige Mann vom Fußboden und half der Blonden auf die Füße.

Der rothaarige, kräftige Mann an der Bar trank seinen Whisky in einem Zug aus.

»So eine Scheiße«, sagte der Bartender. »Was ist denn passiert? Hat man jemals gesehen, daß sich Möwen so verhalten?«

Max berührte Marys Wange. »Alles okay?«

Sie lehnte sich an ihn und brach in Tränen aus.

## 11

6.30 Uhr abends. Die Lichter auf den Hügeln von King's Point funkelten wie tausend orangefarbene Sterne in der Dunkelheit. Im Westen schmolzen Himmel und Meer zu einer schwarzen Wand zusammen.

Max parkte am Rinnstein und schaltete die Scheinwerfer aus. Er beugte sich zu Mary hinüber und küßte sie. »Du siehst bezaubernd aus heute abend.«

Sie lächelte. Trotz allem, was heute geschehen war, fühlte sie sich angeregt, munter und feminin. »Das ist jetzt das sechstmal, daß du mir das sagst.«

»Und sieben ist eine Glückszahl. Also: Du siehst bezaubernd aus heute abend.« Er küßte sie nochmals. »Geht es dir jetzt besser? Bist du entspannt?«

»Der Mann, der das Valium erfunden hat, sollte heiliggesprochen werden.«

»Du solltest heiliggesprochen werden«, sagte er. »Steige noch nicht aus. Ich möchte den Kavalier spielen. Ich komme rum und öffne dir den Schlag.«

Der Meereswind blies nicht stärker als am Nachmittag, doch war es kälter geworden, und das Pfeifen des Windes erschien lauter. Er schüttelte die schlecht befestigten Fensterläden, daß sie klapperten und brachte die lose eingehängten Garagentüren zum Kreischen. Aste scheuerten sich an der Hauswand, die gefiederten Spitzen von Palmenblättern hißten im Chor wie gereizte Klapperschlangen, leere Müllkästen kippten auf die Seite, und ein paar weggeworfene Cola-Büchsen rollten über die Straße.

Das kleine, einstöckige Haus in der Ocean Hill Lane 440, durch eine dicke Hecke, Kiefern bäume und Dattelpalmen vom Winde geschützt, wirkte anheimelnd und gemütlich.



Sanftes Licht schien durch die Fenster. Neben der Eingangstür hing eine Stallaterne.

Lou Pasternak - Eigentümer, Verleger und Redakteur der zweimal wöchentlich erscheinenden Zeitung King's Point Press - öffnete ihnen die Haustür und hieß sie willkommen. Während sie sich gegenseitig versicherten, wie gut sie aussahen und wie froh sie waren, wieder einmal zusammenzukommen, küßte Pasternak Mary auf die Wange, schüttelte Max die Hand und hing die Mäntel seiner Gäste in den Schrank.

Wie immer, wenn sie sich trafen, wirkte Lous Gegenwart auf Mary wie ein Beruhigungsmittel. Mit Ausnahme von Max und ihrem Bruder mochte sie Lou mehr, als jeden Mann, der ihr je begegnet war. Er war äußerst intelligent, gutherzig und übermäßig großzügig. Nebenbei war er der größte Zyniker, den sie kannte, doch wußte er seinen Zynismus durch seine bescheidene Art und einen ausgeprägten Sinn für Humor zu mildern.

Was Mary Sorgen machte, war die Tatsache, daß er zuviel trank. Er war sich dessen bewußt und imstande, gelassen darüber zu sprechen. Er behauptete, daß er den Alkohol als eine Art Krücke benötigte, um sich in einer Welt zu bewegen, die ein Paradies sein könnte, wenn es nicht so viele Arschlöcher gäbe. Manche Menschen, sagte er, gebrauchten Geld oder Drogen oder hundert andere Dinge als Stütze, um nicht auszuflippen. Seine eigene Stütze war der Scotch oder ein verdammt guter Bourbon.

»Meine Mutter«, warf Mary manchmal ein, »war Alkoholikerin und führte ein recht elendes Leben.«

»Deine Mutter«, erwiderte Lou stets, »gehörte wahrscheinlich zu denen, die nicht wissen, wieviel sie vertragen können. Es gibt nichts Schlimmeres, als einen schlampigen Säufer oder einen, der sich selbst bemitleidet.«

Sein Trinken schien ihn nicht daran zu hindern, ein ausgefülltes Leben zu führen. Er hatte sich einen äußerst erfolgreichen Zeitungsverlag aufgebaut, den er allein leitete. Seine Reportagen und Leitartikel waren mehrmals mit Literaturpreisen ausgezeichnet worden. Obgleich er mit fünfundvierzig immer noch Junggeselle war, hatte er mehr Freundinnen gehabt, als jeder andere Mann, den Mary kannte. Zur Zeit lebte er allein, aber das würde wohl nicht lange andauern. Trotz seines ungeheuren Alkoholkonsums hatte sie ihn noch nie betrunken gesehen. Weder kam er jemals ins Wanken, noch wurde er rührselig, laut oder unangenehm. Er

vertrag nicht nur viel Alkohol, sondern blühte auf, wenn er trank.

»Ich trinke nicht, um mich meiner Verantwortung zu entziehen«, hatte er ihr einmal erklärt, »ich trinke, um den Konsequenzen zu entgehen, die sich daraus ergeben, daß andere Leute nicht fähig sind, ihre Verantwortung wahrzunehmen.«

»Der Alkohol hat meine Mutter umgebracht«, hatte Mary ihn gewarnt. »Ich mochte nicht, daß du auch daran zugrunde gehst.«

»Wir müssen alle mal sterben, meine Liebe. Eine kaputte Leber als Todesursache ist nicht schlimmer als ein Schlaganfall oder Krebs. Wahrscheinlich weniger schlimm.«

Sie liebte ihn so sehr wie Max, wenn auch auf andere Art.

Er war untersetzt - volle dreißig Zentimeter kleiner als Max mit seinen einzweiundneunzig - und sogar etwas kleiner als Mary. Trotzdem war er gut proportioniert, mit muskulösen Armen, breiten Schultern und einem mächtigen Brustkorb. Er trug ein weißes Hemd mit aufgekrepelten Ärmeln. Seine Unterarme waren dicht behaart.

Nur sein Gesicht stand im krassen Gegensatz zu seiner Figur. Er besaß die feinen Gesichtszüge des hochgezüchteten Aristokraten. Sein braunes Haar war glatt zurückgekämmt, seine Stirn hoch und prominent, die lebhaften braunen Augen zeugten von Intelligenz und Sensitivität. Die schmale Nase war fein gemeißelt. Der Mund wirkte fast spröde. Mit seiner Nickelbrille sah er aus wie ein Schulmeister.

»Bourbon mit Eiswürfeln«, sagte er und nahm sein Glas von dem Marmortisch in der Diele. »Der dritte, seit ich aus dem Büro kam. Falls der Wind die Stromleitung umhaut, gedenke ich mich mit diesem Zeug selbst zum Leuchten zu bringen, damit ich nachher im Bett noch lesen kann.«

Obwohl das Wohnzimmer mehrere Lehnstühle und ein bequemes Sofa enthielt, bestand die Einrichtung hauptsächlich aus Büchern, Zeitschriften, Schallplattenalben und Gemälden. Stapel von Büchern standen neben der Couch und dahinter. Der Hohlraum unter dem Kaffeetisch war ebenfalls mit Büchern vollgestopft. Ein Regal an der Wand war mit den neuesten Ausgaben Hunderter von Zeitschriften überladen. An der einzigen Wand, die nicht mit Büchern und Schallplatten bedeckt war, hingen Öle, Pastelle und Aquarelle einheimischer Maler. Dutzende von Gemälden verschiedener Kunstrichtungen waren so dicht beieinander aufgehängt, daß sie kaum zur Geltung kamen. Dennoch hatte Lou bei der Auswahl einen so guten Geschmack bewiesen, daß die einzelnen Bilder im Laufe des Abends immer wieder die Blicke der

Gäste auf sich zogen. Einer der Armsessel, weit mehr zer-  
schlissen und zersessen als die übrigen, war Lous Stamm-  
platz. Dort pflegte er des Abends zu sitzen, wöchentlich ein  
halbes Dutzend Bücher zu lesen und Opernarien, Benny  
Goodman und Bach zu hören.

Es war einer der freundlichsten und gemütlichsten Räume,  
die Mary je gesehen hatte.

Lou brachte ihnen Drinks. Dann legte er eine Platte von  
Bach auf, interpretiert von Eugene Ormandy, und stellte das  
Stereogerät leise. »So, jetzt erzählt mir mal die ganze Ge-  
schichte. Seit deinem Anruf heute früh habe ich mir das Hirn  
zermartert, worum es sich handeln könnte. Es klang so  
geheimnisvoll.«

Mary erzählte ihm alles, wobei Lou sie des öfteren unter-  
brach und mit ihr über die Existenz von Poltergeistern disku-  
tierte. Sie begann mit der Verfolgung von Richard Lingard  
und beendete ihre Erzählung mit dem Angriff der Möwen im  
»Laughing Dolphin«.

Als sie geendet hatte, trat eine ungewöhnliche Stille ein.  
Aus dem Eßzimmer war das monotone Ticken der alten  
Standuhr aus Großvaters Zeiten zu hören.

Nachdenklich schenkte sich Lou einen doppelten Bourbon  
ein. Dann setzte er sich wieder auf seinen Platz und sagte:  
»Also morgen abend um sieben wird der Killer zwei Men-  
schen sein Fleischermesser in den Leib rennen und einen von  
ihnen vielleicht töten. Dann steigt er auf einen Turm und  
fängt an zu schießen.«

»Glaubst du mir das?« fragte Mary.

»Ja. Ich habe doch deine Arbeit seit Jahren verfolgt.«

»Und du glaubst an Lingards Geist?«

»Wenn du es sagst, warum nicht?«

Mary warf Max einen Blick zu.

»Wird morgen abend überhaupt jemand dort sein, auf den  
er schießen kann?« fragte Max. »Werden nicht alle am Weih-  
nachtsabend zu Hause bei ihren Familien sein?«

»Oh, unten am Hafen findet er genügend Opfer«, meinte

LOU. »Auf vielen Booten feiert man Weihnachtspartys. Da  
Sind immer Leute an Deck oder im Hafen - überall.«

»Ich glaube nicht, daß wir ihn davon abhalten können,  
Jemand zu erstechen«, sagte Mary. »Aber vielleicht können  
wir ihn am Schießen hindern. Man könnte auf allen drei  
Türmen Polizisten postieren.«

»Nur ein Problem«, sagte Lou.

»Welches?«

»John Patmore.«

»Euer Polizeichef?«

»Leider ist er das. Es wird nicht leicht sein, ihn davon zu überzeugen, deine Visionen ernst zu nehmen.«

»Aber wenn auch nur eine kleine Chance besteht, daß ich recht habe«, warf Mary ein, »warum sollte er seine Mitarbeit verweigern. Schließlich ist es seine Aufgabe, die Einwohner von King's Point zu schützen.«

Lou grinste verschmitzt. »Du solltest längst begriffen haben, meine Liebe, daß viele Bullen ihren Job anders sehen, als es die Steuerzahler tun. Nicht wenige Bullen glauben, ihre Aufgabe bestehe nur darin, schmucke Faschistenuniformen zu tragen, in auf Hochglanz polierten Streifenwagen durch die Gegend zu fahren, Umschläge mit Bestechungsgeldern in Empfang zu nehmen und sich nach zwanzig oder dreißig Jahren auf Kosten der Allgemeinheit pensionieren zu lassen.«

»Du bist wieder mal zynisch«, sagte Mary.

»Percy Osterman hat angedeutet, daß Patmore etwas schwierig ist«, sagte Max.

»Schwierig? Er ist strohdumm«, sagte Lou. »So Mode, daß es jeder Beschreibung spottet. Der einzige Grund, warum ich ihn nicht als hirnverbrannt bezeichne, ist die Tatsache, daß er niemals ein Hirn besaß. Ich bin sicher, er hat noch nie im Leben das Wort Hellseher gehört. Und sollte es uns gelingen, ihm beizubringen, was es bedeutet, wird er es nicht glauben. Für ihn existiert nichts, was nicht im Bereich seiner eigenen Erfahrung liegt. Er würde die Existenz von Europa bestreiten, ganz einfach, weil er noch nie dort gewesen ist.«

»Ich könnte ein paar Polizeichefs anrufen, mit denen ich schon gearbeitet habe«, sagte Mary. »Die werden ihm meine Echtheit bestätigen.«

»Wenn er sie nicht persönlich kennt, glaubt er ihnen kein Wort. Ich sage dir ja, Mary, wenn Unwissenheit ein Segen ist, müßte er der glücklichste Mensch auf der Welt sein.«

»Sheriff Osterman meinte, wir sollten Patmore dazu bewegen, ihn anzurufen«, sagte Max. »Er wird ihm dann Bescheid sagen.«

Lou lachte. »Das könnte klappen. Patmore hat viel Respekt vor Osterman. Ich begleite euch, wenn ihr wollt. Aber ich warne euch, daß das wahrscheinlich nicht viel helfen wird. Patmore haßt mich wie die Pest.«

»Ich kann mir nicht vorstellen warum«, sagte Max. »Aber wahrscheinlich sagst du ihm ins Gesicht, was du von ihm hältst.«

Lou grinste breit. »Ich konnte meine Gefühle noch nie verbergen, das ist Tatsache. Habt ihr schon die Bekanntschaft von Mrs. Yancy gemacht, seinem Faktotum?«

»Sie war heute nachmittag die einzige auf der Polizeiwache«, sagte Max.

»Ein Juwel.«

»Ist sie das?

»Eine Wundertäterin«, erklärte Lou. »Es ist ein Wunder, wenn sie mal etwas tut.«

»Na ja, einen allzu tüchtigen Eindruck machte sie nicht gerade«, sagte Mary.

»Eine beständige Arbeitskraft«, sagte Lou. »Wenn sie noch etwas beständiger wird, erstarrt sie zur Salzsäule.«

Mary lachte und nippte an ihrem Sherry.

»Um auf die Möwen zurückzukommen«, sagte Lou, »bist du...«

»Nichts mehr über Möwen«, protestierte Mary. »Gar nichts. Morgen ist früh genug. Heute will ich nichts mehr von Hellschere hören und mich über ein anderes Thema unterhalten. Jedes andere Thema.«

Das Abendessen bestand aus Filet Mignon, Kopfsalat, Kartoffeln in der Folie und kalten Spargelspitzen.

Als Max eine Flasche Rotwein entkorkte, die er als Geschenk mitgebracht hatte, bemerkte Lou seinen Verband.

»Was hast du an deinem Finger gemacht, Max?«

»Oh... aufgeschnitten beim Reifenwechseln.«

»Genäht?«

»Nein, so schlimm war es nicht.«

»Er hätte zum Arzt gehen sollen«, sagte Mary. »Aber nicht einmal ich durfte den Schnitt sehen. Er hat derartig geblutet - sein ganzes Hemd war verschmiert.«

»Ich dachte, du hättest mal wieder gerauft«, sagte Lou.

»Ich gehe in keine Kneipen mehr«, sagte Max. »Und ich raufe auch nicht mehr.«

Lou blickte Mary an und zog erstaunt die Augenbrauen hoch.

»Das stimmt«, bestätigte sie.

»Du hast zwei Jahre bei mir gearbeitet«, sagte Lou. »Und während der ganzen Zeit verging kein Monat oder keine sechs Wochen, ohne daß du in eine wüste Schlägerei verwickelt warst. Die schlimmsten Lokale hast du aufgesucht - Rockerkneipen und noch schlimmere - überall, wo sich Unheil zusammenbraute. Manchmal kam es mir vor, als ob du weniger wegen der Getränke saufen gingst, als wegen der Schlägereien.«

»Vielleicht stimmt das sogar«, sagte Max nachdenklich.

»Ich hatte Probleme. Was ich brauchte, war jemand, der mich

brauchte. Jetzt habe ich Mary und brauche mich nicht mehr zu prügeln.«

Obgleich er versprochen hatte, heute nicht mehr über Hellseherei zu sprechen, kam Lou beim Abendessen doch wieder darauf zurück. »Glaubst du, der Killer weiß, daß du in der Stadt bist?« fragte er Mary.

»Keine Ahnung«, erwiderte sie.

»Wenn er von einem Geist besessen ist und derselbe Geist die Möwen besessen hat, müßte er es doch wissen.«

»Wahrscheinlich.«

»Wird er sich dann nicht verstecken, bis du wieder weg bist?«

»Vielleicht, aber ich bezweifle es.«

»Meinst du, er will erwischt werden?«

»Oder er will mich erwischen.«

»Was soll das heißen?«

»Ich weiß auch nicht.«

»Aber wenn...?«

»Können wir bitte das Thema wechseln?«

Nachdem sie mit dem Abendessen fertig waren, entschuldigte sich Mary und ging ins Badezimmer.

Als er mit Max allein war, fragte Lou: »Was hältst du von dieser Geschichte?«

»Von Lingards Auferstehung?«

»Glaubst du daran?«

»Du bist doch derjenige, der Okkultismus studiert hat. Du hast Hunderte von Büchern über dieses Thema gelesen. Außerdem kennst du Mary länger als ich. Du hast sie mir vorgestellt. Was glaubst auf«

»Ich bin unvoreingenommen«, sagte Lou. »Du offenbar nicht.«

»Ihr Psychiater behauptet, sie hätte die Glashunde geworfen.«

»Unbewußte Telekinesis?« fragte Lou.

»Richtig.«

»Hat sie jemals zuvor telekinetische Fähigkeiten an den Tag gelegt?«

»Nein, noch nie.«

»Und wie war das mit dem Revolver?«

»Ich glaube, den hat sie auch gelenkt.«

»Um auf sich selbst zu schießen?«

»Ja«, sagte Max.

»Und sie hat auch die Möwen gelenkt?«

»Ja.«

»Aber mit lebendigen Tieren... das ist doch keine Telekinisis.«

»Es muß eine Art Telepathie sein«, meinte Max.

Lou füllte sein Glas. »So was ist selten.«

»Es muß Telepathie sein. Ich kann mir nicht vorstellen, daß diese Möwen vom Geist eines Toten gelenkt wurden.«

»Aber warum sollte sie sich umbringen wollen?«

»Sie will es gar nicht.«

»Aber wenn sie der Poltergeist ist, der hinter diesen Erscheinungen steckt, wenn sie den Revolver auf sich selbst gerichtet hat, dann sieht es doch ganz so aus, als wolle sie sich umbringen.«

»Wenn sie selbstmörderische Absichten gehegt hätte, hätte sie ihr Ziel nicht verfehlt. Aber sie hat es verfehlt. Bei den Glashunden, mit dem Revolver und mit den Möwen.«

»Also Wozu das Ganze?« fragte Lou. »Warum spielt sie Poltergeist?«

Max runzelte die Stirn. »Ich habe da eine Theorie. Es gibt in diesem Fall einen ungewöhnlichen Faktor. Sie hat etwas vorausgesehen und weigert sich es zu akzeptieren. Etwas Entsetzliches. Etwas, was sie völlig aus der Bahn werfen würde, wenn sie länger darüber nachdächte. Also verdrängt sie es. Natürlich kann sie es nur aus ihrem Bewußtsein verdrängen. Das Unterbewußtsein vergißt nicht. Und jedesmal, wenn sie jetzt versucht einer Vision nachzugehen, die damit zusammenhängt, aktiviert ihr Unterbewußtsein den Poltergeist, um sie abzulenken.«

»Weil ihr Unterbewußtsein weiß, daß es gefährlich für sie wäre, diesen Mann zu verfolgen.«

»Stimmt.«

Lou Pasternak lief es kalt den Rücken herunter. »Was könnte sie wohl vorhergesehen haben?«

»Vielleicht wird dieser Psychopath sie umbringen.«

Der Gedanke, daß Mary sterben könnte, versetzte Lou in Schrecken. Er kannte sie seit zehn Jahren und hatte sie vom ersten Moment an gern gehabt. Im Laufe der Zeit mochte er sie immer mehr. Mochte sie? Nur das? Nein, er liebte sie auch. Auf väterliche Art. Sie war so sanft und gutmütig. So verletzlich. Bis zu diesem Augenblick war er sich nicht klar darüber gewesen, wie sehr er sie liebte. Mary tot? Der Gedanke machte ihn krank.

Max betrachtete ihn mit seinen stahlgrauen Augen, die keines seiner Gefühle verrieten. Die mögliche Ermordung seiner Frau schien ihn unberührt zu lassen.

Er hat mehr Zeit gehabt, darüber nachzudenken, dachte Lou. Er hatte Zeit, sich mit dem Gedanken an Marys Tod vertraut zu machen. Es geht ihm so nahe wie mir, aber er hat seine Gefühle von der Oberfläche ins Innere verdrängt und zeigt sie nicht offen.

»Vielleicht will der Killer mich umlegen«, sagte Max.

»Ihr solltet beide diesen Fall aufgeben«, sagte Lou. »Fahrt sofort nach Hause. Haltet euch raus.«

»Aber wenn sie das alles vorausgesehen hat«, sagte Max, »wird es dann nicht in jedem Fall geschehen - was immer wir tun?«

»Ich glaube nicht an Vorherbestimmung«, sagte Lou.

»Ich auch nicht. Trotzdem... bis jetzt ist immer alles eingetroffen, was sie vorausgesagt hat. Wenn wir also den Killer nicht weiter verfolgen, wird er uns dann nicht jagen?«

»Zum Teufel mit dir«, sagte Lou. »Du hast mich wieder stocknüchtern gemacht mit deinem Gerede.« Er trank seinen Wein aus und schenkte sich nach.

»Da ist noch etwas«, sagte Max. »Als sie sechs Jahre alt war, hat ein Mann sie sexuell mißbraucht.«

»Berton Mitchell«, sagte Lou.

»Wieviel hat sie dir davon erzählt?«

»Nicht viel. Nur in großen Zügen. An das meiste kann sie sich wohl nicht mehr erinnern.«

»Hat sie dir erzählt, was mit Mitchell geschehen ist?«

»Er wurde verurteilt und hat sich in seiner Zelle erhängt, nicht wahr?«

»Bist du ganz sicher?«

»Sie hat es mir erzählt.«

»Aber ist das eine unumstößliche Tatsache?«

Lou sah Max verwundert an. »Warum sollte sie lügen?«

»Ich behaupte ja nicht, daß sie gelogen hat. Aber vielleicht hat man ihr nicht die Wahrheit gesagt.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Angenommen«, sagte Max, »daß Berton Mitchell nie zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Angenommen, er hatte einen gewieften Anwalt, der seinen Freispruch erwirkte, obgleich er schuldig war. Wenn du der Vater eines sechsjährigen Mädchens wärest, das entsetzlich mißhandelt wurde und ein schweres Trauma davontrug, würdest du dann dem Kind erzählen, daß man den Verbrecher einfach freiließ, ohne ihn zu bestrafen? Würdest du nicht befürchten, das Kind könnte noch schwere psychologische Schäden erleiden durch den Gedanken, daß das Ungeheuer, das es gefoltert hatte, frei auf der Straße herumlief und es jederzeit wieder aurgreifen



konnte? Falls Berton Mitchell freigesprochen wurde, kann Marys Vater es für besser gehalten haben, ihr zu erzählen, er sei tot.«

»Aber dann hätte sie doch sicher die Wahrheit erfahren, als sie älter wurde«, meinte Lou

»Nicht unbedingt. Nicht, wenn sie es gar nicht erfahren wollte.«

»Alan hätte es ihr gesagt.«

»Vielleicht wußte er auch nichts«, sagte Max. »Er war ja damals auch erst neun. Der Vater könnte beiden die Unwahrheit gesagt haben. Und wenn...«

Lou unterbrach ihn mit einer Handbewegung. »Angenommen, du hast recht. Angenommen, Berton Mitchell wurde freigesprochen. Was hat das mit diesem Fall zu tun?«

Max hob seine Gabel auf und stocherte damit in den Kartoffelschalen auf seinem Teller herum. »Wie ich dir schon sagte - ich glaube, Mary hat eine Vision gehabt, die sie in Panik versetzt.«

»Daß sie ermordet wird? Oder du?«

»Das ist möglich. Aber vielleicht hat sie auch gesehen, daß der Killer, den wir jagen... Berton Mitchell ist.«

»Der müßte ja heute sechzig Jahre alt sein, wenn er noch lebte!«

»Wer sagt denn, daß alle psychopathischen Killer jung sein müssen?«

Im Badezimmer wusch sich Mary die Hände, trocknete sie am Handtuch ab und blickte in den Spiegel über dem Waschbecken. Das Gesicht, das ihr aus dem Spiegel entgegenstarrte, war nicht ihr eigenes. Es war das Gesicht einer Fremden - einer aschblonden, blassen jungen Frau mit blauen Augen, und es war vor Todesangst und Entsetzen verzerrt.

Der Spiegel reflektierte keinen der Gegenstände im Badezimmer. Er war zu einem Fenster geworden, durch das Mary in eine andere Dimension blickte. Der Kopf der blonden Frau besaß keinen Körper und schwebte in einem schattenharten Dunst. Dahinter und etwas weiter oben war ein goldenes Kruzifix zu sehen. Sonst nur dunstige Leere hinter dem Spiegelglas.

Erschrocken ließ Mary das Handtuch fallen und zog sich vom Waschbecken zurück, bis sie mit dem Rücken an die Wand stieß. Im Spiegel erschien eine Hand - eine Hand ohne Körper im Vordergrund der gespenstischen Erscheinungen. Die Hand hielt ein Fleischermesser.

Nie zuvor hatte Mary eine Vision in dieser Form gehabt. Sie wußte nicht, was sie zu erwarten hatte. Sie hatte Angst, eine Bewegung zu machen und fürchtete sich gleichermaßen davor, still stehenzubleiben.

Die körperlose Hand hob das Messer. Sich überkugeln wie ein Ball, verschwand der Kopf der blonden Frau im Hintergrund. Die Hand mit dem Messer nahm die Verfolgung auf und jagte ihm nach ins Endlose.

Konzentriere dich, sagte sich Mary. Laß um Gottes willen die Vision nicht wieder verschwinden. Halte sie fest und erweitere sie. So lange, bis du den Mann mit dem Messer identifizieren kannst.

Das Kruzifix wurde immer größer, bis es schließlich den ganzen Spiegel ausfüllte. Dann - ohne einen Laut - zersprang es in ein Dutzend Stücke und war verschwunden.

Konzentriere dich...

Das Gesicht der Frau erschien wieder im Spiegel. Die Hand hielt das Messer über ihr gezückt. Die Klinge strahlte einen gleißenden Schein aus, wie der einer Neonlampe.

»Wer bist du?« fragte Mary mit lauter Stimme. »Du mit dem Messer. Wer zum Teufel bist du?«

Mit einmal war die Hand nicht mehr körperlos. Das Gesicht der Frau verschwand, und Schulter und Hinterkopf eines Mannes erschienen schattenhaft auf der Spiegelfläche. Der Killer begann sich ganz langsam zu ihr umzudrehen. In einem Wechsel von Licht und Schatten wandte er sich um, als wüßte er, daß Mary hinter ihm stand und er ihrem Befehl folgen mußte.

Mary befürchtete, daß ihr die Vision wieder entgleiten würde, so wie es am Tag zuvor in Dr. Cauvels Sprechzimmer geschehen war, und sagte: »Wer bist du? Wer? Ich verlange es zu wissen.«

Rechts, zwei Meter neben ihr, schnappte das Fenster-schloß mit lautem Klicken auf.

Erschrocken wandte Mary den Blick vom Spiegel ab.

Das Fenster schob sich in die Höhe.

Mit gespenstischem Pfeifen blies der Wind die dünnen schwarz-braunen Vorhänge auseinander.

Draußen vor dem Fenster war es stockdunkel. Die Nacht war so schwarz, wie sie es noch nie gesehen hatte.

Das Heulen des Windes wurde von einem anderen Geräusch noch übertönt: Wicka - Wicka — Wicka!

Die Flügel. Die ledernen Flügel. Direkt hinter dem Fenster. Wicka - Wicka - Wicka.

Vielleicht kam es ihr nur so vor. Vielleicht war es eine klappernde Gardinenstange? Ein Ast oder ein Zweig, der im Wind raschelte oder sich an der Haus wand rieb?

Was immer die Ursache, sie war sicher, daß es diesmal keine Einbildung war. Noch war es ein Bestandteil ihrer Vision. Es war ein Wesen in ihrer unmittelbaren Nähe hinter dem offenen Fenster. Ein unvorstellbares, bizarres Wesen mit Flügeln.

Nein. Wahnsinn.

Geh, befahl sie sich und sieh nach, Sieh nach, wem diese Flügel gehören. Ob überhaupt etwas da ist. Bereite dieser Erscheinung ein für allemal ein Ende.

Sie war nicht imstande sich zu bewegen.

Wicka-Wicka-Wicka!

Max, hilf mir. Ihre Lippen bewegten sich, ohne daß sie einen Laut herausbrachte.

Zu ihrer Linken, neben dem Waschbecken, wurde die Tür der Hausapotheke von unsichtbarer Hand aufgerissen. Dann wieder zugeklappt. Aufgerissen, zugeklappt. Beim nächstenmal blieb die Tür offen. Der gesamte Inhalt der Hausapotheke flog heraus und fiel auf den Fußboden: Fläschchen mit Anacin, Aspirin, Erkältungstabletten, Jod, Hustensirup, Abführmitteln. Tuben mit Zahnpasta, Hautcreme, Shampoo. Schachteln mit Hustentabletten und Verbandzeug.

Der Duschvorhang wurde von unsichtbarer Hand zur Seite gezogen, und das Rohr bog sich, wie unter einer schweren Last. Dann wurde es aus der Wand gerissen und fiel in die Wanne. Der Toilettensitz fing an, auf und nieder zu schlagen. Immer schneller und mit schrecklichem Lärm.

Mary ging einen Schritt auf die Tür zu.

Die Tür ging auf, wie um sie herauszulassen. Eine Sekunde später fiel sie zu wie ein Donnerschlag. Wiederholt ging die Tür auf und zu, fast im Takt mit dem Toilettendeckel.

Mary lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. Sie hatte Angst, eine Bewegung zu machen.

»Mary!«

Max und Lou standen vor der Tür und waren einen Moment lang zu sehen, als die Tür wieder aufschwang. Sie starrten verblüfft auf das Bild, das sich ihnen bot.

Die Tür schlug mit noch größerer Wucht zu - ging wieder auf, knallte wieder zu.

Max versuchte hineinzugehen, als sie wieder aufging, aber die Tür schlug ihm ins Gesicht. Beim nächstenmal packte er die Klinke und drängte sich gewaltsam ins Badezimmer.

Die Tür hörte auf sich zu bewegen

Der Wind vom Fenster mäßigte sich zu einer leichten Brise.

Keine Flügel schlugen mehr.

Ruhe.

Stille.

Mary blickte in den Spiegel über dem Waschbecken. Die Erscheinungen hatten gewechselt, aber es war immer noch kein gewöhnlicher Spiegel, der das Geschehen im Raum vor ihm wiedergab. Die blonde Frau, das Kruzifix und der Mann mit dem Fleischermesser waren verschwunden. Der Spiegel war schwarz, außer an seiner unteren Kante, wo Blut durch das Glas quoll und von dort herabtropfte. Das Blut bespritzte die Wasserhähne unter dem Spiegel und das weiße Porzellanbecken.

»Was, zum Teufel, hat das zu bedeuten?« sagte Max verwirrt. »Was geschieht hier?« Er wandte den Blick vom Spiegel weg und sah Mary an. »Bist du verletzt? Hast du dich geschnitten?«

»Nein«, sagte sie. Erst dann fiel ihr auf, daß auch er das Blut sehen konnte.

Max berührte den unteren Rand des Spiegels. Es war unmöglich und unglaublich, aber das Blut färbte seine Finger rot.

Lou drängte sich ebenfalls in das enge Badezimmer, um besser sehen zu können.

Ganz langsam und allmählich begann sich das Blut an dem Spiegel, den Wasserhähnen, dem Waschbecken und an Max' Händen zu verflüchtigen. Das dunkle Rot wurde immer heller, immer weniger klebrig, bis es schließlich völlig verschwunden war, als sei es nie dagewesen.

Mary saß auf dem Sofa im Wohnzimmer und nahm dankbar ein das Brandy von Lou an. Sie strich sich die Haare aus der Stirn. Ihr Haar fühlte sich kalt und klamm an. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen. Ihre Handflächen waren feucht. Der Brandy brannte sie in der Kehle und durchstrahlte sie mit angenehmer Wärme.

Max stand vor ihr. »Was du da im Spiegel gesehen hast, bevor wir kamen«, sagte er, »bedeutet das, daß heute jemand sterben wird?«

»Ja«, erwiderte Mary. »Die Frau, die mir erschienen ist. Die stirbt. Sie wird erstochen, noch bevor es Morgen wird.«

»Wie heißt sie?«

»Das habe ich nicht bekommen.«

»Wo wohnt sie?«

»Hier in King's Point. Aber die Adresse konnte ich auch nicht sehen.«

»Wohnt sie oben auf den Hügeln oder im Flachland oder am Hafen?«

»Es könnte überall sein«, sagte Mary.

»Wie sieht sie aus?«

»Sie hat sehr helles blondes Haar, fast weiß. Krauses Haar, und lang. Blasser Teint. Große blaue Augen. Sie ist jung - um die Zwanzig, recht hübsch. Empfindlich. Nein - ich würde eher sagen ätherisch.«

Max wandte sich Lou zu, der eben einen doppelten Wild Turkey austrank. So, wie er den Drink heruntergoß, hätte er ebensogut Milch oder Zyankali trinken können. »Es ist deine Stadt, Lou«, sagte Max. »Kennst du jemand, auf den diese Beschreibung paßt?«

»Wir haben hier zehntausend Einwohner«, sagte Lou.

»Die kenne ich nicht alle. Ich will auch nicht alle kennen. Neun Zehntel von ihnen sind stinklangweilige blöde Arschlöcher. Da gibt es eine Menge Blondinen von überall, die es an die südkalifornischen Strände zieht. Sonne, Sand, See, Sex und Syphilis. In dieser Stadt gibt es meiner Schätzung nach mindestens zweihundert zarte und, ach, so ätherische Blondinen, von denen jede diejenige sein könnte, die Mary gesehen hat.«

Unwillkürlich hatte Max eine Zeitschrift zur Hand genommen und sie fest zusammengerollt. Er klatschte sich damit auf die Handfläche.

»Wenn wir das Mädchen nicht finden, wird es heute nacht noch ermordet.«

Marys Angst war in Depression umgeschlagen. Dahinter jedoch brodelte die nackte Wut. Sie war nicht wütend auf Max oder Lou oder auf sich selbst, sondern auf das Schicksal, obgleich sie wußte, daß das sinn- und zwecklos war und nichts bringen würde. In sein Schicksal mußte man sich ergeben.

»Du hast anscheinend vergessen, was es bedeutet, wenn ich etwas voraussehe«, sagte sie zu Max. »Auch wenn wir die Frau finden und sie warnen, ändert das nichts. Gar nichts. Sie stirbt auf jeden Fall. Ich habe es gesehen! Die Nummern der Pferde, die morgen im Rennen gewinnen, kann ich nicht sehen. Und ich kann auch nicht voraussagen, welche Aktien nächste Woche an der Börse steigen und welche fallen. Alles, was ich jemals sehe, sind sterbende Menschen.« Sie stand auf. »Mein Gott, dieses Leben macht mich krank. Es macht mich krank, Morde und Gewalttaten vorauszusehen und sie nicht

verhindern zu können. Es macht mich krank, unschuldige Menschen leiden zu sehen, ohne die Möglichkeit, ihnen zu helfen. Ich habe dieses Leben satt. Nur Leichen und erstochene, vergewaltigte Frauen und erschlagene Kinder und Blut und Messer und Revolver.«

»Ich weiß«, sagte Max in sanftem Ton. »Ich weiß.«  
Sie ging an die Bar und riß den Korken von der Brandyflasche. »Ich will keine Leitung zum Elend anderer Menschen mehr sein. Ich will das Mittel zum Ausmerzen dieses Elends sein, zum Lindern des Elends, zum Verhindern des Elends!«  
Sie goß sich ein Glas Brandy ein. »Wenn ich schon das Auge eines allsehenden Gottes habe, dann - verdammt noch mal - will ich auch die Macht eines Gottes. Ich sollte die Macht haben, jetzt hier in dieser Minute die Hand auszustrecken und den Mann zu packen, den wir suchen. Sein Herz in Stücke zu reißen. Aber ich bin kein Gott. Ich bin nicht einmal ein voll funktionierender Apparat. Ich bin wie ein halbes Funkgerät. Ich kann empfangen, aber nicht senden. Ich bin beeinflusst, kann aber selbst keinen Einfluß nehmen.« Sie goß ihren Brandy ebenso schnell und gekonnt herunter, wie Lou es zu tun pflegte. »Ich hasse es! Hasse es. Warum muß gerade ich diese Kräfte besitzen? Warum ich?«

Als sie sich später an der Tür verabschiedeten, sagte Lou: »Ich wünschte, ihr würdet heute hier übernachten.«

»Wir haben dein Gästezimmer schon begutachtet«, sagte Max. »Lauter Zeitschriften und Bücher, aber keine Möbel. Wir wissen deinen Intellekt und den Umfang deiner Bibliothek zu schätzen, aber wir schlafen trotzdem nicht gern auf einem Stapel alter Zeitschriften und Taschenbücher.«

»Ich könnte ja heute nacht auf dem Sofa im Wohnzimmer schlafen«, sagte Lou, »und ihr könntet mein Schlafzimmer haben.«

Mary küßte ihn auf die Wange. »Du bist ein Schatz. Aber wir werden schon über die Runden kommen. Wirklich. Wenigstens bis morgen nacht.«

## 12

MITTWOCH, 23. DEZEMBER.

Es war ein Uhr morgens, und der Regen peitschte von der offenen See her landeinwärts. Er verwandelte den trockenen Boden in glitschigen Schlamm, drückte das lange Gras auf die

nasse Erde und prallte in großen Tropfen von der Fahrbahn ab.

Er parkte den Mercedes am Ende der asphaltierten Seitenstraße und schaltete den Motor ab. Dunkelheit umhüllte den Wagen. Es war so dunkel, daß er seine eigenen Hände am Lenkrad nicht sehen konnte. Das einzige Geräusch war das pausenlose Trommeln des Regens auf der Motorhaube und auf dem Dach. Er beschloß zu warten, bis der Sturm sich gelegt hatte. Es war die Regenzeit in Südkalifornien, aber Wolkenbrüche in dieser Stärke dauerten nie lange an.

Das Fleischermesser lag neben ihm auf dem Sitz. Er griff danach und hob es auf. Zwar konnte er es in der Dunkelheit kaum sehen, doch bereitete es ihm Genugtuung, es zu betasten. Er drückte mit dem Finger auf die haarscharf geschliffene Klinge. Nicht stark genug, um sich zu verletzen, aber genug, um die Macht des Todes zu spüren, der still, aber stets bereit, in der Stahlklinge ruhte.

Um ein Uhr zehn ließ der Regen nach. Fünf Minuten später hörte er ganz auf. Er öffnete die Wagentür und stieg aus.

Die Luft war frisch und rein. Der Wind hatte aufgehört. Links unter ihm blinkten die Lichter des Hafenbeckens wie eine Weihnachtsdekoration.

Das einzige Licht in unmittelbarer Nähe kam aus einem von drei kleinen Häusern westlich von ihm. Die drei Häuser standen auf einer Klippe mit der Vorderseite zur See und der Hintertür zu der asphaltierten Sackgasse. Das nördlichste von ihnen gehörte Erika Larssen. Es stand etwa siebzig Meter vom Nachbarhaus entfernt und war von einer Baumgruppe umgeben. Aus mehreren Fenstern schien Licht.

Wie er erwartet hatte, war Erika noch wach. Wahrscheinlich arbeitete sie an einem ihrer düsteren Aquarelle. Oder an einem ihrer freudlosen Ölgemälde voll finsterner Gesichter in Schattierungen von blau und dunkelgrün. Meistens malte sie in der Ruhe der frühen Morgenstunden und eins im Morgenrauen zu Bett.

Er ging um den Mercedes herum und klappte den Kofferraum auf. Er war vollgepackt mit Feuerwaffen: Eine italienische Schrotflinte, zwei Gewehre, sieben Pistolen und Kästen voll Munition. Er wählte einen 45 Colt Automatic aus, eine Spezialanfertigung. In die Metallteile des kostbaren Sammlerstückes waren von der Mündung zum Griff hin fliehende Tiere eingraviert. Die Pistole war bereits geladen, Alle seine Waffen waren geladen. Er schob den Colt in die Jackentasche und schloß den Kofferraum.

Mit dem Messer in der Hand ging er den Pfad hinunter auf

das beleuchtete Haus zu, Es war so dunkel, daß er unterwegs gelegentlich über Radspuren stolperte. Seine Schuhe versanken zur Hälfte im Schlamm.

Mary murmelte im Schlaf vor sich hin.

Im Traum war sie bei ihrem Vater, Er sah genauso aus, wie damals, als sie neun Jahre alt war, Sie war wieder ein Kind. Sie saßen auf einem samtweichen grünen Rasen. Die Sonne stand hoch am Himmel, direkt über ihren Köpfen, und warf keinen Schatten.

»Wenn ich den Leuten mit meinen Visionen helfen kann, vielleicht lieben sie mich dann. Ich möchte, daß mich die Leute lieben, Papi.«

»Ich liebe dich doch, meine Süße.«

»Aber du wirst mich doch verlassen.«

»Mein kleines Mädchen verlassen? Unsinn!«

»Du stirbst in einem Auto. Stirbst und verläßt mich.«

»Du darfst so etwas nicht sagen.«

»Aber...«

»Falls ich sterben sollte, hast du immer noch deine Mutter.«

»Die hat mich doch schon verlassen. Sie mag den Whisky mehr als mich.«

»Nein, nein. Deine Mutter liebt dich noch immer.«

»Sie liebt den Whisky. Und sie vergißt meinen Namen.«

»Dein Bruder liebt dich auch.«

»Nein, das tut er nicht.«

»Mary, es ist doch schrecklich, so etwas zu sagen.«

»Ich nehme es ihm auch nicht übel, wenn er mich nicht liebt. Alle seine Tiere sterben meinetwegen.«

»Es ist doch nicht deine Schuld«

»Doch, und das weißt du. Und sogar, wenn mich Alan liebt, wird er mich auch eines Tages verlassen. Dann bin ich allein.«

»Eines Tages wirst du einen Mann kennenlernen, der dich liebt und dich heiratet.«

»Vielleicht für kurze Zeit. Und dann geht er auch weg, nicht wahr? So wie alle. Ich brauche Schutz gegen das Alleinsein. Ich habe Angst vor dem Alleinsein, Ich brauche eine Menge Leute, die mich lieben! Wenn mich wahnsinnig viele Leute lieben, dann können doch nicht alle gleichzeitig fortgehen.«

»Mein Gott, wie spät es schon ist! Ich muß weg.«

»Papi, du darfst nicht weggehen.«

»Ich muß aber.«

»Ich habe Elmo heute morgen gefunden.«



»Alans Katze?«  
 »Er war ganz blutig.«  
 »Wo hast du ihn gefunden?«  
 »Im Spielhäuschen unten.«  
 »Schon wieder ein totes Tier?«  
 »Jemand hat ihn zerschnitten.«  
 »Weiß Alan das?«  
 »Noch nicht. Dann weint er wieder, Papi.«  
 »Mein Gott, der arme Junge.«  
 »Er wird wahnsinnig wütend auf mich sein.«  
 "Mary ...du hast doch nicht etwa..."  
 »Nein! Ich würde doch so was nicht tun, Papi.«  
 »Aber vorige Woche...«  
 »Das war ich nicht! Das war ich nicht!«  
 »Dann war es wieder der Junge von Mitchell!«  
 »Ich wünschte, Mrs. Mitchell würde wegziehen von hier.«  
 »Alan wird mit dir nicht böse sein. Berton Mitchells Sohn hat Elmo zerschnitten.«  
 »Der ist wütend auf mich, weil ich seinen Papi ins Gefängnis gebracht habe, und jetzt kommt er und tötet Alans Tiere.«  
 »Alan versteht das. Er macht dich nicht dafür verantwortlich.«  
 »Alan ist noch wütend, weil ich vorige Woche seine Schildkröten in die Bucht geworfen habe,«  
 »Du hast mir noch nicht erklärt, warum du das getan hast.«  
 »Etwas hat mich dazu gezwungen.«  
 »Ich finde, du hast deine Strafe verdient. Schließlich haben die Schildkröten Alan gehört und nicht dir.«  
 »Ich konnte nicht anders.«  
 »Was soll das denn heißen?«  
 »Es war wie ein Zwang.«  
 »Mary, manchmal bist du ein seltsames Kind.«  
 »Wenn du hierbleibst, bin ich brav.«  
 »Ich muß sehen.«  
 »Dann bin ich allein.«  
 »Ich muß aber gehen,«  
 »Dann bin ich allein mit den Flügeln.«  
 »Auf Wiedersehen.«  
 »Papi, die Flügel!«  
 Wimmernd, benommen von dem Schlafmittel, das sie genommen hatte, wälzte sich Mary von einer Seite zur anderen. Sie merkte nicht, daß sie allein im Bett war.

Er schob das unverriegelte Schlafzimmerfenster hoch, ohne

ein Geräusch zu verursachen, und schlüpfte hinein.

Irgendwo vorne im Haus war auf dem Stereo eines der sentimentalsten Lieder von Joan Baez zu hören.

Er ging durchs Schlafzimmer und von dort den langen, schmalen Gang hinunter ins Wohnzimmer.

Erika Larssen saß mit dem Rücken zu ihm auf einem hohen Hocker, Vor ihr stand eine große Staffelei. Sie malte in Ölfarben,

Ihre schwarze Katze, Samantha, lag zusammengerollt auf einem Sessel. Sie hob den Kopf und sah ihn aus gelben Augen an, als er ins Zimmer trat.

Ein angenehmer Geruch hing in der Luft. Erika hatte sich vorher Puffreis gebraten.

Er war bis auf drei Meter herangekommen, als sie etwas merkte und sich umdrehte, »Du«, sagte sie.

Sie war noch ebenso schön, wie er sie in Erinnerung hatte. Dichtes gekräuselt blondes Haar. Bleiche, fast durchsichtige Haut. Enorm große blaue Augen. Sie trug Jeans und ein T-Shirt, und ihre dunklen Brustwarzen zeichneten sich durch den dünnen Stoff deutlich ab.

Sie kletterte vom Hocker herunter. »Was machst du hier?«

Er gab keine Antwort.

Die schwarze Katze spürte, das hier etwas durchaus nicht stimmte. Sie sprang vom Sessel und rannte in die Küche.

Er ging noch einen Schritt auf Erika zu.

Sie stellte sich hinter die Staffelei, »Mach, daß du rauskommst.«

Er warf die Staffelei um.

»Was willst du?« fragte sie ihn.

Er hielt das Messer hoch.

»Nein! Oh-nein!«

Sie zog sich zurück bis ans Fenster mit dem Ausblick auf den pazifischen Ozean.

Sie hielt die Hände vor sich ausgestreckt, als wolle sie ihn abwehren, wenn er ihr zu nahe kam.

»Mary wird Bescheid wissen«, sagte Erika.

Er gab keine Antwort.

»Mary wird sehen, wer es getan hat«, sagte sie.

Er griff nach ihr.

»Sie wird es wissen. Sie hetzt dir die Bullen auf den Hals.«

Kurz vor Sonnenaufgang.

Samantha, die schwarze Katze, kam aus dem Küchenschrank, wo sie sich versteckt hatte und eingeschlafen war.

Sie gähnte und streckte sich. Dann stand sie eine Minute lang mit erhobenem Kopf und lauschte.

Es war ruhig im Haus. Der Wind strich leise übers Dach.

Schließlich trottete Samantha ins Wohnzimmer. Der Weihnachtsbaum war umgeworfen. Der Baumschmuck lag auf dem Fußboden verstreut und war zum Teil zertreten und zerstampft worden. Samantha schnupperte an einem zerbrochenen Glasengel und stieß ihn mit der Pfote an. Sie kostete von einem zerkrümelten Keks und spielte ein Weilchen mit einem zerbrochenen Kruzifix, das früher an der Wand über dem Durchgang zur Diele gehangen hatte. Dann untersuchte sie ein Paar herumliegende Jeans und ein zerknülltes weißes T-Shirt.

Zum Schluß ging sie mißtrauisch um die Leiche von Erika Larssen herum und kostete von dem Blut, so wie sie von dem Keks gekostet hatte.

### 13

Alpträume hatten Mary die ganze Nacht geplagt. Sie riefen die schlimmsten Erlebnisse ihrer Kindheit wieder ins Leben. Lange nach dem Erwachen blieben die Erinnerungen noch an ihr hängen wie schmutzige Kleider und machten sie nervös und unruhig.

Für gewöhnlich pflegte sie nach dem Duschen ihr Haar halb zu trocknen, noch bevor sie sich ankleidete, und es mit einhundert abgezählten Bürstenstrichen energisch zu bearbeiten. Heute empfand sie ihre Nacktheit als störend und hörte nach achtundzwanzig Bürstenstrichen auf. Sie konnte einfach nicht noch weitere zweiundsiebzig bewältigen, ohne sich vorher anzukleiden.

Im allgemeinen tat es ihr wohl, dieses und andere morgendliche Rituale nackt vorzunehmen. Sie gab offen zu, eine Exhibitionistin zu sein, (Schau mich an, meine herrlichen Brüste, meinen Po, meine Beine, wie schön und fehlerlos, ich will dir gefallen, liebe, mich, liebe mich.) Aber sie war von mehr als reinem Exhibitionismus motiviert. Wenn sie ihren Tag unbekleidet begann, hatte sie bis in den Nachmittag hinein ein Gefühl der Freiheit und Unbeschwertheit. Dr. Cauvel meinte, sie wolle sich durch ihre Nacktheit selbst beweisen, daß ihre nächtlichen Träume keine Spuren hinterlassen hatten, daß Berton Mitchell keine Spuren an ihr hinterlassen hatte. Sie hatte jedoch die Logik dieser Analyse nicht eingesehen.

Manchmal saß Max ganz still dabei, während sie ihr Haar bürstete und nackt herumlief. Häufig brachte er sie zum

Erröten, indem er seine Voyeur-Tätigkeit als »Das Lesen schöner Poesie« beschrieb.

Aber jetzt war Max unter der Dusche, Es war niemand da, der ihre Poesie las. Trotzdem hatte sie das Gefühl, als ob jemand sie anstarrte,

Mit einem Schauer streifte sie BH und Slip über.

Als sie den Schrank aufmachte, um sich eine Bluse und ein Paar Slacks auszusuchen, sah sie Max' verschmutzte Schuhe und seine schlammbespritzte und blutbefleckte Jacke. Während sie noch die rostbraunen Blutflecke betrachtete, kam Max aus dem Badezimmer herein. Er trocknete sich das Haar mit einem Handtuch. Ein zweites Handtuch hatte er um die Hüfte geschlungen.

»Hast du dich verletzt?« fragte sie.

»Ich habe mich lediglich geduscht.«

Ohne zu lächeln hielt sie ihm seine verschmutzte Jacke hin.

»Oh - das«, sagte er. »Die Wunde an meinem Finger hat angefangen zu bluten.«

»Wie ist dir das passiert?«

»Ich bin gestolpert und hingefallen, und dabei ist der Verband abgerissen.«

»Du bist gefallen? Wann war denn das?«

»Gestern nacht«, sagte er. »Nachdem du dein Beruhigungsmittel eingenommen hattest, bist du gleich eingeschlafen. Ich konnte die Augen nicht geschlossen halten und machte noch einen Spaziergang. Drei Häuserblocks hinter dem Hotel fing es an zu gießen. Ein regelrechter Wolkenbruch. Ich war ganz überrascht und fing an zurückzurennen. Ich nahm eine Abkürzung über das offene Feld nebenan, stolperte über einen Stein und fiel hin. Dabei ging der Verband ab, und der Schnitt fing wieder an zu bluten.«

Sie zuckte schauernd zusammen. »Da hast du aber sehr stark geblutet.«

»Wie ein abgestochenes Schwein.« Er hielt die Hand hoch. Der verletzte Finger war sauber bandagiert. »Es tut immer noch weh.«

Er warf das Handtuch, mit dem er sich die Haare getrocknet hatte, aufs Bett, nahm ihr die Jacke ab und betrachtete sie von allen Seiten. »Ich glaube kaum, daß die Reinigung das schafft«, meinte er. Er knüllte die Jacke zusammen und warf sie in den Papierkorb.

»Du hättest mich wecken sollen, als du kamst.«

»Du warst im Tiefschlaf.«

»Trotzdem hättest du es versuchen sollen.«

»Wozu? Es war doch nichts Ernstes. Ich legte fünfzehn Minuten lang einen Druckverband an, bis die Blutung gestillt war. Danach bandagierte ich das Ganze von neuem und fertig. Kein Anlaß, dir Sorgen zu machen.«

»Du solltest zum Arzt gehen.«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht nötig.«

»Aber anscheinend heilt es doch nicht.«

»Das braucht Zeit. Der Schnitt hatte gerade angefangen zu heilen, als ich hinfiel und ihn mir wieder aufriß«, sagte er.

»Ich werde in Zukunft vorsichtiger sein.«

»Nächstesmal, wenn du den Verband wechselst, will ich mir den Schnitt ansehen. Wenn er nicht richtig verheilt, gehst du zum Arzt, auch wenn ich dich mit Gewalt hinschleppen muß.«

Er trat auf sie zu und legte seine Hände auf ihre schlanken Schultern. »Ja, Mutti.« Er hatte ein gewinnendes Lächeln, das er fast ausschließlich für sie reservierte.

Seufzend lehnte sie sich an seine Brust, wo sie seinen ruhigen, langsamen Herzschlag hören konnte. »Ich mache mir Sorgen um dich.«

»Ich weiß«, sagte er.

»Weil ich dich liebe.«

»Ich weiß.«

»Weil ich sterben würde, wenn ich dich verliere.«

Er machte ihren Halter auf.

»Aber wir haben doch keine Zeit«, protestierte sie.

»Dann lassen wir eben das Frühstück aus.«

Sie begann seinen Körper zu streicheln. Wie massiv und kräftig er war. Seine Größe und Stärke hatten eine gewaltige Wirkung auf sie. Sie fühlte sich gleichzeitig benommen und erregt. Die Augen wurden ihr schwer, die Knie schwach. In den Brüsten und im Unterleib spürte sie heute eine außergewöhnliche Wärme und Spannung. Der Geruch seiner Haut und seine stahlharten Muskeln magnetisierten sie förmlich.

Er zog sie nackt aus und nahm das Handtuch, das er um seine Hüfte geschlungen hatte, ab. Er küßte ihren Hals. Mary hatte ein Gefühl der Schwerelosigkeit. Seine Hände strichen über ihren Rücken und umfaßten ihr Gesäß.

»Es würde dir leicht fallen, mich so fest zu drücken, daß mir die Luft ausgeht«, sagte sie. »Du bist so stark, daß du mir das Genick brechen könntest.«

»Ich will dir aber nicht das Genick brechen«, murmelte er.

»Aber du könntest es. Ganz leicht.«

Er knabberte an ihrem Ohrläppchen.

»Wenn du... mir das Genick brichst... würde es... mir auch nichts ausmachen.«

Er legte seine Hand zwischen ihre Schenkel und berührte ihre feuchte Mitte.

»Du würdest das so zart machen«, sagte sie träumerisch.  
»Sogar beim Genickbrechen würdest du zart mit mir umgehen. Ich würde keinen Schmerz verspüren. Das würdest du nicht erlauben.«

Als er in sie, eindrang, wie mit einem mächtigen Kolben, dachte sie immer noch daran, in seinen Armen zu Tode gedrückt zu werden. Seltsamerweise bereitete ihr der Gedanke nicht die geringste Angst. Im Gegenteil. Es war fast wie ein Wunsch, ein melancholisches Verlangen, eine angenehme Erwartung. Kein Todeswunsch - eher ein freudiger Verzicht, Dr. Cauvel hätte wahrscheinlich gesagt, es sei ein Symptom ihrer Krankheit, ihre endgültige Verantwortung abzulegen - die fundamentale Verantwortung für ihr eigenes Leben und die Entscheidung, ob sie es überhaupt wert war zu leben. Und er würde sagen, sie müsse sich mehr auf sich selbst verlassen und sich weniger an Max anlehnen. Aber Cauvels Ansichten waren ihr gleichgültig. Sie fühlte nur die Stärke in sich, Max' Stärke. Sie rief seinen Namen, krallte ihre Nägel in seine unnachgiebigen Muskeln und gab sich ihm willig hin.

»Roger Füllet am Apparat.«

»Füllet der Schaumschläger?«

»Bist du das, Lou? Lou Pasternak?«

»Ich habe angerufen und den Reporter Roger Füllet zu sprechen verlangt. Da sagte man mir, es handle sich jetzt um den Redakteur Roger Füllet.«

»Ja, das ist erst vor einem Monat passiert.«

»Die Los Angeles Times scheint vor die Hunde zu gehen.«

»Endlich hat man meine Talente erkannt.«

»Also doch. Hat man dich gleich nach deiner Beförderung gefeuert und deinen Job jemand anderem gegeben?«

»Wahnsinnig komisch.«

»Danke für das Kompliment.«

»Du bist überhaupt recht komisch.«

»Danke nochmals.«

»Eine Schönheitsoperation würde vielleicht gut tun.«

»Nimm dich in acht, Füllet. Mit mir solltest du dich nicht anlegen.«

»Entschuldige. Ich muß den Kopf verloren haben.«

»Es wäre nicht das erstemal.«

- »Mensch, Lou, du solltest mein neues Büro sehen. Das ist größer als dein ganzer Laden.«
- »Na klar. Da schließen sie dich ein, damit du keine Dummheiten machst.«
- »Und ich speise mit der Geschäftsführung.«
- »Die wollen nur aufpassen, daß du keine silbernen Löffel klaust.«
- »Mann, es ist aber nett, mal wieder deine freche Schnauze zu hören.«
- »Wie geht es Peggy und den Kindern?«
- »Prima. Wunderbar. Alle gesund.«
- »Dann grüß sie mal schön von mir und frohe Weihnachten.«
- »Mache ich. Wann kommst du denn mal wieder übers Wochenende? Wir haben uns schon sechs Monate nicht mehr gesehen. Dabei ist es nur eine Stunde Fahrt, Lou, warum kommen wir nicht öfter zusammen?«
- »Vielleicht hassen wir uns im Unterbewußtsein.«
- »Keiner haßt mich. Meine Tochter sagt, ich sei ein großer Lutschbonbon.«
- »Also, Mr. Lutschbonbon, möchtest du mir einen Gerallen tun?«
- »Alles, was du willst, Lou.«
- »Könntest du mal die Archive der Times durchstöbern und mir alles Material über ein bestimmtes Verbrechen heraussuchen, das mich interessiert?«
- »Was für ein Verbrechen?«
- »Ein Sexualverbrechen an einem Kind.«
- »Häßliches Thema.«
- »Und auch versuchter Mord.«
- »Wo ist das passiert?«
- »Irgendwo in West-Los Angeles. Gute Gegend. Das Mädchen wohnte auf einem Zwanzig-Hektar-Besitz, der inzwischen wahrscheinlich längst aufgeteilt ist.«
- »Wann war denn das?«
- »Vor vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahren.«
- »Und wer war das Opfer?«
- »Jetzt wird es peinlich.«
- »Wieso das?«
- »Roger, wir sind sehr gut befreundet.«
- »Verstehe.«
- »Sie gehört gewissermaßen zur Prominenz und steht im Licht der Öffentlichkeit.«
- »Da bin ich aber gespannt.«

»Ich habe nicht die Absicht, über den Fall zu schreiben. Und ich möchte auch nicht, daß andere es tun.«

»Mensch, der Fall ist fünfundzwanzig Jahre alt. Für eine Zeitung ist er tot und begraben.«

»Das weiß ich. Aber jemand könnte das Material in einer Zeitschrift verwenden. Es würde ihr sehr schaden, wenn man das alles wieder ans Licht zieht.«

»Wenn du nichts schreiben willst, wozu brauchst du dann die Einzelheiten?«

»Sie ist in Schwierigkeiten. Ernsten Schwierigkeiten. Ich will ihr helfen.«

»Warum kannst du dann die Einzelheiten nicht von ihr erfahren?«

»Sie war erst sechs, als es passierte.«

»Großer Gott!«

»Sie kann sich unmöglich an alles erinnern, oder sich richtig erinnern.«

»Und was damals passierte, hat etwas mit den Schwierigkeiten zu tun, in denen sie sich jetzt befindet?«

»Ich glaube schon.«

»Okay. Ich gehe selbst runter ins Archiv. Wenn ich jemand schicke, wird gleich darüber gequatscht. Ich sehe mal die Akten durch.«

»Danke, Roger.«

»Und ich tue es als Freund, nicht als Reporter.«

»Deine Zusicherung genügt mir.«

»Wie war der Name des Opfers?«

»Mary Bergen. Nein, Momentmal... damals hieß sie Mary Tanner.«

»Die Hellseherin?«

»Richtig.«

»Die schreibt doch für uns.«

»Für mich auch.«

»Wer war der Täter?«

»Berton Mitchell. B-E-R-T-O-N M-I-T-C-H-E-L-L. Er war Hausmeister auf dem Tanner-Besitz.«

»Ich werde das Material schon ausgraben. Ist da etwas, was dich besonders interessiert?«

»Ich möchte wissen, ob es jemals zum Prozeß kam. Wenn ja, ob Mitchell verurteilt oder freigesprochen wurde.«

»Du sagtest doch, er sei der Täter gewesen.«

»Das heißt noch lange nicht, daß er schuldig gesprochen wurde. Du weißt doch selbst, was ein guter Anwalt manchmal erreichen kann.«



»Noch etwas?«

»Vor allem, ob Mitchell schuldig gesprochen wurde. Und dann möchte ich wissen, ob er Selbstmord beging.«

»Hat man dir das gesagt?«

»Ja. Aber ich weiß nicht, ob es stimmt.«

»Lou, wenn er noch leben sollte und nicht im Gefängnis ist, bezweifle ich sehr, ob wir ihn durch unser Archiv rinden können.«

»Ich will gar nicht, daß du ihn findest. Falls Mitchell noch lebt, glaube ich zu wissen, wo er ist.«

»Ich rufe dich heute nachmittag zurück.«

»Ich bin im Büro.«

Nachdem Lou sein Gespräch mit Roger Füllet beendet hatte, meldete er ein Ferngespräch mit Dr. Oliver Railsbeck an, einem alten Freund an der Stanford-Universität. Sie sprachen fünfzehn Minuten lang.

Um neun Uhr dreißig, nachdem Ollie Railsbeck ihm alles berichtet hatte, was er wußte, ging Lou über die Diele ins Gästebad. Er hatte inzwischen alles saubergemacht und die Spuren des nächtlichen Ereignisses beseitigt. Von den Glascherben und dem vergossenen Hustensirup war nichts mehr zu sehen. Er stellte sich in die Mitte des schmalen Raumes und blickte in den Spiegel über dem Waschbecken. Alles, was er sah, war sein Spiegelbild.

Nacheinander berührte er das Wasserglas, den Spiegelrahmen, die Wasserhähne und das Porzellanbecken. In der Nacht zuvor war alles mit Blut bespritzt gewesen, welches Mary mit ihren spiritistischen Kräften herbeibeschworen und eine Zeitlang festgehalten hatte. Das dicke, klebrige Blut war echt gewesen... und doch nicht echt - nicht von dieser Welt. Er fragte sich, wessen Leiden und Schmerz es verkörpert haue. Rein symbolisch könnte es der blonden Frau gehören, deren Tod Mary vorausgesagt hatte. Oder vielleicht war es auch Marys Blut gewesen, das an den Fingern von Max gehaftet hatte.

War es ein Vorzeichen ihres Todes?

»Gott beschütze sie«, sagte Lou zu sich selbst.

## 14

Mary saß auf einem unbequemen Metallstuhl, die Handtasche auf dem Schoß, die Hände auf der Handtasche.

Auf dem Stuhl links neben ihr saß Max. Er wußte, daß sie

lange Diskussionen mit Polizeibeamten nicht mochte und daß ihr die kalte, totalitäre Atmosphäre von Polizeiwachen auf die Nerven ging. Von Zeit zu Zeit streckte er die Hand aus und berührte sie leicht. Nicht auffällig. Ein kurzes Streicheln, ein kleiner Druck als beruhigendes Zeichen, daß er bei ihr war. Wie immer entspannte sie seine Anwesenheit. Zu ihrer Rechten saß Lou rittlings auf einem umgedrehten Stuhl und hatte die Arme über der Lehne verkreuzt. Der Raum stank nach schalem Zigarrenrauch. Die Deckenbeleuchtung war zu grell. Der einzige Wandschmuck bestand aus einem gerahmten Foto von J. Edgar Hoover - Patmores Idol - und einem Militärkalender, auf dem verschiedene Kampfszenen abgebildet waren. Eine für jeden Monat.

John Patmore, Polizeichef von King's Point, saß über seinen unaufgeräumten Schreibtisch gebeugt und telefonierte ernstes Gesichtes mit Percy Osterman. Anscheinend schmeichelte der Shenff ihm gehörig, um Patmore zur Zusammenarbeit mit Mary zu bewegen. Ein selbstgefälliges Grinsen spielte um Patmores dünne Lippen.

Vom Aussehen her war der Polizeichef eine unbeeindruckende Erscheinung. Ende Vierzig. Rundes Gesicht. Ein fast kahler Kopf. Braune Augen. Ein unauffälliges Gesicht. Mittlere Größe, mittleres Körpergewicht.

Mary befürchtete, daß sie ihr Anliegen nicht überzeugend und nachdrücklich genug vorgetragen hatte. Lou hatte ihr geraten, die bizarrsten Aspekte des Falles nicht zur Sprache zu bringen. Sie hatte weder fliegende Glashunde noch mörderische Möwen oder blutende Badezimmerspiegel erwähnt. Lou war überzeugt, daß solche Einzelheiten Patmore lediglich verwirren würden. Nachdem Lou dem Polizeichef die Bedeutung von Marys spiritistischen Kräften erklärt hatte, äußerte sie nur ihre Überzeugung, daß die Massenmorde der letzten Tage von ein und demselben Mann begangen worden waren, und daß dieser erst gestern nacht wieder eine junge Frau in King's Point ermordet hatte. (Die Leiche war noch nicht gefunden.) Heute abend um sieben würde der Killer von einem der drei Türme aus, die den Hafen überblickten, Gewehrfeuer eröffnen.

Endlich verabschiedete sich Patmore von Percy Osterman und legte den Hörer auf. Er lehnte sich zurück und starrte eine volle Minute lang ins Leere. Dabei lächelte er.

»Laßt euch durch den Chef nicht irritieren«, sagte Lou zu Max und Mary. »Er ist nicht absichtlich so manierlos. Es ist nur, daß er manchmal aufhört zu denken und dann vergißt, seinen Gedankengang wieder aufzunehmen.«

Patmore schenkte ihm keine Beachtung und wandte sich Mary zu. »Das paßt mir gar nicht - ein geistesgestörter Killer in meiner Stadt.«

Mary sagte; »Wenn wir...«

Patmore fischte eine Zigarre aus der Schublade seines Schreibtisches und unterbrach sie. »Das gefällt mir überhaupt nicht. Als Polizeichef dieser Stadt Sorge ich stets für Ordnung und Disziplin.«

»Wir können...«

»Auf jedem dieser Türme«, sagte Patmore, »weil Percy Osterman für Sie gebürgt hat... obgleich ich immer noch meine Zweifel über diesen spiritistischen Quatsch habe... also um sechs... eine Stunde vorher, wenn Sie recht haben, werde ich meine Männer postieren.«

Mary war nicht sicher, Patmores verwickelte Erklärung richtig verstanden zu haben, und fragte: »Dann werden Sie also Ihre Leute heute abend auf den Türmen postieren?«

Patmore blinkte mit den Augen. Er hatte eben begonnen, das Ende seiner Zigarre anzufeuchten und nahm sie wieder aus dem Mund. »Habe ich das nicht gerade gesagt?«

»Ihr müßt den Chef entschuldigen«, sagte Lou. »Er glaubt, daß Syntax soviel bedeutet wie >Sündtaxe<, eine Abgabe, mit der die Kirche ihre Sünder belegt.«

Zu Marys großer Erleichterung ignorierte der Polizeimensch LOUS Bemerkung. Er sagte: »Berichten Sie mir noch mal alle Einzelheiten. Ihre ganze Vision von Anrang bis zum Ende.«

Sie seufzte auf und entspannte sich ein wenig.

Sie dachte: Wenigstens geht auch diese Scheußlichkeit ihrem Ende ZU. Dann: Oder vielleicht auch nicht? Ist es etwa erst der Anfang?

»Fühlst du dich wohl?« fragte Max.

»Ja«, log sie.

Draußen auf dem Gehsteig vor der Polizeiwache sagte Max zu Lou: »Das ging ja viel leichter, als du befürchtet hattest.«

Lou zuckte mit den Schultern. »Ich bin selbst überrascht. Normalerweise erfordert es einen chirurgischen Eingriff, ihm eine neue Idee einzupflanzen.«

»Offensichtlich hat Percy Osterman mehr Einfluß auf ihn, als du gedacht hattest«, sagte Mary.

»Gewiß«, sagte Lou. »Teilweise. Aber meines Erachtens ist es auch sein Selbsterhaltungstrieb. Wenn er dich einen Scharlatan nennt und dich rausschmeißt, und dann der Killer •wirklich von einem dieser Türme in die Gegend schießt, weiß er ganz genau, was ihm passiert. Dann fordere ich nämlich

zweimal die Woche auf der Titelseite meiner Zeitung seinen Rücktritt und zwar solange, bis er seinen Job los ist.«

Max schlug vor, sie sollten ihre Autos stehenlassen und zu Fuß die kurze Strecke zum Hafen hinuntergehen. »Wir können im >Sea Locken ein paar Drinks nehmen und zu Mittag essen und dabei die Boote anschauen.«

Mary ging zwischen Max und Lou, und allmählich besserte sich ihre Stimmung. Die frische Brise blies ihr den Geruch von Patmores Zigarre aus der Nase; ebenso einen Teil ihrer Spannung und Furcht.

Das Wetter hatte sich gebessert. Obgleich es noch bewölkt war und der Wetterdienst für morgen Regen angesagt hatte, war es einer jener südkalifornischen Wintertage, wie sie die Reisebroschüren beschreiben. Die Temperatur war auf fast zwanzig Grad gestiegen, die Luft rein und frisch. An solchen Tagen waren ehemalige Bewohner der Ostküste froh darüber, nach Kalifornien gezogen zu sein.

Kurz vor dem Haien kamen sie an einer Zoohandlung vorbei, wo zwei Spaniel-Welpen im Fenster ausgestellt waren.

»Oh - sind sie nicht süß«, rief Mary. Sie ließ Max und Lou stehen und lief ans Schaufenster.

Die Welpen stemmten die Vorderpfoten gegen die Glasscheibe und versuchten Marys dargebotene Hand zu beschnuppern und wedelten dabei begeistert mit den Schwänzen.

»Ich hatte noch nie viel für Hunde übrig«, sagte Lou. »Sie sind zu abhängig.«

»Sie sind süß«, sagte Mary.

»Katzen mag ich auch nicht.«

»Warum nicht?« fragte Max.

»Die sind zu unabhängig.«

»Bemühe dich nicht zu sehr, originell zu sein«, sagte Max.

Lou grinste. »In manchen Kreisen bin ich als verbitterter Sonderling bekannt. Ich muß doch meinem Ruf gerecht werden, meinst du nicht?«

Mary sprach durch die Glasscheibe zu den Hunden, die freudig wedelten und bellten.

»Ich weiß, wie sehr du Tiere liebst«, sagte Max. »Ich hatte schon daran gedacht, dir zu Weihnachten einen Hund zu schenken. Vielleicht hätte ich es tun sollen.«

»O nein«, sagte sie, immer noch mit den Welpen spielend.

»Er wäre gestorben.«

Lou sah sie verwundert von der Seite an. »Was für eine seltsame Bemerkung«, sagte er.

Erinnerungen an zerstückelte Hunde, Katzen, Kaninchen und andere kleine Tiere zogen in ekelerregenden Farben an ihr vorbei.

Sie wandte sich von den Spaniels ab. »Alan hatte als Kind eine Menge Haustiere. Ich hatte auch einige. Alle von ihnen wurden gequält und getötet.«

»Gequält und getötet?« sagte Lou. »Was, um Gottes willen, soll das heißen?«

»Der Junge von Berton Mitchell hat es getan«, erklärte Mary. »Er glaubte, ich hätte seinen Vater fälschlich beschuldigt. Darauf schlich er sich immer auf unser Grundstück und schlachtete unsere Haustiere ab. Eines nach dem anderen. Die ganzen Jahre hindurch, bis wir uns schließlich keine Tiere mehr hielten.«

Mit einem Verständnis, das sie tief berührte, sagte Max:

»Also nahmen die Alpträume immer noch kein Ende, als sich Mitchell in seiner Gefängniszelle erhängte.«

Seine grauen Augen, oft so hart und ausdruckslos, waren voller Mitleid und Liebe.

»Ich wußte gar nicht, daß Berton Mitchell Familie hatte«, sagte Lou.

Mary nickte. »Eine Frau und einen Sohn. Die sind natürlich von uns weggezogen nach... nachdem das passiert war. Aber die Stadt haben sie nicht verlassen. Sie wohnten immer irgendwo in der Nähe.« Sie sah zu den Spaniels hinüber, doch gefielen sie ihr nicht mehr. Jedesmal, wenn sie sie anblickte, sah sie Alans Hunde vor sich; Tote Hunde mit gebrochenen Beinen und Dutzenden von Stichwunden, aufgeschlitzte Hunde, geköpfte Hunde, Hunde mit ausgerissenen Augen...

Lou sagte: »Dieser Mitchell-Junge...«

»Ich möchte nicht mehr darüber sprechen«, sagte sie mit zitternder Stimme. »Gehen wir zum >Sea Locken. Ich habe einen Drink nötig.«

Die Herrentoilette des Restaurants roch nach einem Desinfektionsmittel mit Tannennadelduft.

Als sie sich an den zwei Waschbecken die Hände wuschen, wobei sich Max vorsah, seinen Verband nicht naß zu machen, sagte Lou: »Habe ich dir gegenüber schon mal meinen Freund Ollie Railsbeck erwähnt?«

»Nicht daß ich wüßte«, erwiderte Max.

»Er leitet ein relativ neues Forschungsprojekt an der Stanford-Universität. Sie erforschen dort paranormale Erschei-

nungen - Hellsehen, Vorausahnungen, Psychometrie, Telepathie, Telekinesis, astrale Ausstrahlung, einfach alles.»

»Ja, ich glaube, ich kann mich doch an den Namen erinnern«, sagte Max. Er riß ein Papierhandtuch von der Rolle.

»Ich glaube, die haben Mary mal um ihre Mitarbeit bei Versuchen gebeten, aber sie hat noch nicht die Zeit gefunden.«

Lou nahm sich ebenfalls ein Handtuch und sagte: »Seitdem wir herausgefunden haben, daß die Russen jährlich fast eine Milliarde Dollar dafür ausgeben, spiritistische Erscheinungen für militärische Zwecke zu erforschen, hat sich das Pentagon herabgelassen, ein paar Dollar für Studien auf diesem Gebiet zur Verfügung zu stellen. Ollies Abteilung und noch eine andere, die Dr. Rhine vor Jahren an der Duke-Universität aufbaute, sind die besten ihrer Art in den Staaten.«

»Mary hat mal in Duke gearbeitet.«

»Ich habe heute früh Ollie Railsbeck angerufen und ihn um seine Meinung befragt über das, was gestern passiert ist. über das Blut, das aus dem Spiegel quoll.«

»Und was sagte er?«

»Er nennt es >Ektoplasma<.«

»Den Ausdruck kenne ich«, sagte Max. Er warf sein Papierhandtuch weg und wandte sich zur Tür.

»Warte noch«, sagte Lou. »Ich wollte vor Mary dieses Thema nicht ansprechen.«

Max lehnte sich an die Wand. »Na dann erzähl mal.«

»Nach allem, was Ollie sagt, sind solche Erscheinungen gar nicht so außergewöhnlich, wie ich geglaubt hatte. Sie sollen bei Seancen in ähnlicher Form vorkommen.«

Max zog verwundert die Augenbrauen hoch. »Willst du damit sagen, daß dein Freund unsere Steuergelder dazu verwendet, spiritistische Sitzungen zu beobachten? Diesen Schwindel, den die Zigeuner in verdunkelten Zimmern bei Kerzenlicht, wo man die Naivlinge, die mit ihren verstorbenen Verwandten sprechen wollen, um ihr Geld bringt?«

»Es gibt auch hochangesehene Medien, die ihre Arbeit ernst nehmen und weder aufs Geld aus sind, noch auf Reklame. Die machen die tollsten, gruseligsten Seancen.«

»Willst du sagen, daß sie mit Geistern sprechen?«

»Möglich. Sie glauben daran. Jedenfalls haben sie irgendeinen Gesprächspartner, der ihnen auch antwortet. Ollie sagt, daß hin und wieder ein Geist oder ein Gegenstand über dem Tisch oder dem Kopf des Mediums auftaucht, während es sich in Trance befindet.«

»Wahrscheinlich machen sie das mit Projektoren oder anderen technischen Hilfsmitteln.«

»Nein. Diese Versuche wurden im Labor und unter strenger Aufsicht von Wissenschaftlern ausgeführt«, sagte Lou,  
»Manchmal tropft Blut aus der leeren Luft. Oder Tränen.  
Was immer diese Erscheinungen hervorruft - sie haben Substanz und wirken wie echt.«

»Aber nur auf ganz kurze Zeit. Das Blut, das gestern nacht aus dem Spiegel kam, verschwand auch gleich wieder.«

»Richtig. Gewöhnlich dauerte es nur Sekunden. Manchmal eine volle Minute. Ollie kennt einen Fall, wo das Gesicht eines Kindes zwanzig Minuten lang über dem Kopf des Mediums schwebte. Aber dergleichen kommt sehr selten vor, Man sagt, daß Erscheinungen wie diese aus Ektoplasma bestehen, einer übernatürlichen Masse, die sich - wie die Medien behaupten - in der Dimension zwischen Leben und Tod bewegen kann.«

»Glaubt dein Freund an Geister?« fragte Max.

»Nein. Er sagt, daß die wirklich talentierten Medien hochentwickelte spiritistische Fähigkeiten besitzen. Auch bei telepathischen Versuchen mit Spielkarten erzielen sie gute Resultate. Die meisten von ihnen haben erwiesene und sorgfältig dokumentierte Erfolge bei der Vorhersage zukünftiger Ereignisse zu verzeichnen. Ollie glaubt, daß sie mit Hilfe einer spiritistischen Fähigkeit, die wir nicht begreifen können, unbewußt Ektoplasma erzeugen.«

»Und er glaubt auch nicht, daß dieses Zeug aus einer anderen Welt kommt?«

»Nein. Auch nicht aus einem Leben nach dem Tode.«

Max (lachte einen Augenblick nach. Dann sagte er: »Also nach Railsbecks Ansicht ist Ektoplasma ein Stoff, der sich aus dem Unterbewußtsein eines Spiritisten heraus materialisiert hat.«

»Genau«, sagte Lou.

»Also bestätigt Railsbeck das, was ich gesagt habe.«

»Darum wollte ich eben allem mit dir darüber sprechen«, sagte Lou. »Ich wollte Mary nicht unnötig aufregen.«

»Hier ist doch keine übernatürliche, dämonische Macht am Werk.«

Lou schüttelte seufzend mit dem Kopf. »Davon bin ich noch nicht hundertprozentig überzeugt. Aber du bist es und hast noch dazu Ollie auf deiner Seite - also halte ich lieber den Mund.«

Max schlug sich mit der Faust auf die Handfläche der anderen Hand. Es gab ein laut klatschendes Geräusch, das von den gekachelten Wänden widerhallte und Lou auffahren ließ. »Also hat Mary das Blut aus dem Spiegel fließen lassen und hat auch den sogenannten Poltergeist erscheinen lassen,

nur weiß sie es nicht und weigert sich, es anzuerkennen. Sie muß eine entsetzliche Vision gehabt haben, Lou. Um sich dem nicht auszuliefern, hat sie unbewußt spiritistische Kräfte ins Spiel gebracht, von denen sie überhaupt nicht wußte, daß sie sie besaß, und damit den Anschein erweckt, es seien übernatürliche Mächte am Werk - um sich selbst zu täuschen. Sie hat etwas gesehen, was sie um jeden Preis aus ihrer Erinnerung verdrängen mußte. Etwas, das seit langem in ihrem Unterbewußtsem schlummerte. Darum gebraucht sie den Poltergeist und anderen übernatürlichen Unsinn, um sich von dem abzulenken, was sie am meisten fürchtet.«

»Und wir können ihr nicht helfen«, sagte Lou niedergeschlagen, »weil wir nicht wissen, wovor sie sich versteckt.« Max machte ein finsternes Gesicht. »Um sieben Uhr heute abend werden wir es wissen.« Er blickte auf die Uhr. »In ungefähr sieben Stunden.«

Das Meer sah kalt und ölig aus. Die Wellen rollten gegen die Kaimauer, und die vertäuten Boote zerschnitten mit dem Bug das Wasser wie dunkle Gelatine.

Im >Sea Locker< hatten sie einen Tisch am Fenster. Zu Anfang, während Max und Lou sich über Politik unterhielten, saß Mary schweigend dabei und suchte den Himmel nach Möwen ab. Es waren keine da, und allmählich richtete sich ihre Aufmerksamkeit auf das Treiben im Hafen und das Gespräch am Tisch.

Obleich heute keine Möwen erschienen und sie beunruhigten, war sie nicht imstande, sich zu entspannen. Sie aß viel zu wenig, und trank zu viel. Man scherzte darüber, daß sie anscheinend Lou unter den Tisch trinken wollte. Aber auch der Whisky beruhigte sie nicht.

Nachdem Lou um zwei Uhr ins Büro gegangen war, kehrten Max und Mary in ihr Motel zurück. Sie legte sich aufs Bett und versuchte einzuschlafen. Zur Jagd auf den Mörder am Abend wollte sie ausgeruht sein und alle Sinne beisammen haben.

Auf der Seite liegend schloß sie die Augen und versuchte, ihre Gedanken auszuschalten. Der Wein und der Whisky, den sie zum Mittagessen getrunken hatte, halfen sie einzuschlafen. Es kam ihr vor, als kreiste sie in einem Gummiboot auf dem Wasser. Sie begann mit einer leichten Meditation, wobei sie das Wort >Eins< so lange vor sich hinflüsterte, bis sie es ausfüllte und jeden anderen Gedanken verdrängte.

Im Einschlafen begriffen hörte sie plötzlich die herbeirauschenden Flügel: Wicka-Wicka-Wicka!

Sie schlug die Augen auf.

Nichts.



Max saß hinter ihr in einem Armsessel und las die King's Point Press. Wenn er ein ungewöhnliches Geräusch gehört hätte, hätte er etwas gesagt.

Sie schloß die Augen wieder und konzentrierte sich auf das Wort >Eins<.

Wicka-Wicka-Wicka!

Sie riß die Augen auf. Nichts.

Sie war überzeugt, daß die Flügel etwas mit Berton Mitchell zu tun hatten. Und sie mußten auch zu dem Mordfall gehören, an dem sie arbeitete. Der Killer, den sie verfolgte, stand irgendwie im Zusammenhang mit Berton Mitchell. Unmöglich! Udenkbar. Aber trotzdem...

Sie fühlte sich gefoltert. Alles, was sie wollte, war ein wenig Ruhe. Alleingelassen zu werden. Alles, was sie wollte, war - Diesen Fall hinter sich zu bringen!

Sie kniff die Augen ganz fest zu, um die Tränen aufzuhalten. Aber die Tränen liefen ihr über die Wangen.

Sie hatte Angst. Sie wollte Max. Er sollte aufstehen und zu ihr kommen. Sie drehte sich auf die andere Seite und war im Begriff ihn zu rufen, aber dann dachte sie: Nein, einmal mußst du stark sein.

Früher oder später mußte sie lernen, wenigstens mit einigen ihrer Probleme selbst fertig zu werden. Immer mehr empfand sie ihre eigene Schwäche und Zerbrechlichkeit. Wie Eisstückchen, die ihr durch die Finger glitten, empfand sie nicht nur ihre eigene Sterblichkeit, sondern auch die von Max und Lou und Alan. Eines Tages würde Max nicht mehr da sein, und wie konnte sie überleben, wenn sie nicht selbst mit dem Schicksal fertig wurde?

Sie mußte dem, was vor vierundzwanzig Jahren geschehen war, ins Auge sehen. Sie mußte sich unbedingt dazu zwingen, nachzudenken und sich an die Bedeutung dieser Flügel zu erinnern. Sonst würde sie niemals eine Verbindung zwischen Berton Mitchell und den Flügeln herstellen können und allem, was damals in dem Hausmeisterhäuschen vorgefallen war. Sie wartete ab, bis ihre Tränen getrocknet waren und erhob sich vom Bett.

»Ist dir was?« fragte Max.

»Ich kann nicht schlafen.«

»Möchtest du dich lieber mit mir unterhalten?«

»Lies du nur deine Zeitung. Ich möchte nachdenken.«

Sie nahm ihr Notizbuch und ihren Kugelschreiber vom Nachttisch und setzte sich an den kleinen Schreibtisch vor dem Fenster.

Wie immer, wenn sie Probleme hatte, die keiner für sie lösen konnte, schickte sie sich an, sie niederzuschreiben. Ein

Dutzend Fragen in Abständen von sechs oder sieben Zeilen und in den Zwischenräumen die Antworten dazu, falls sie sie fand. Diese Prozedur beruhigte sie im allgemeinen. Natürlich wollte sie mehr, als nur Beruhigung. Sie wollte Lösungen. Manchmal fand sie sie.

Trotzdem gab sie sich nach all diesen Jahren keiner Selbsttäuschung hin. Eine Lösung zu finden und danach zu handeln waren zwei verschiedene Dinge. Sie besaß den Verstand, aber nicht die Kraft zu handeln. Obgleich sie das Ritual mit dem Notizbuch schon hunderte Male vollzogen hatte, waren die Resultate niemals das gewesen, was sie am meisten erhofft hatte: Noch immer war sie weder imstande eigene Beschlüsse zu fassen, noch schwierige Probleme ohne fremde Hilfe zu bewältigen.

Diesmal würde es anders sein. Mußte anders sein. Wenn sie die erforderliche Kraft nicht in sich selbst fand, würde sie nicht lange überleben, fühlte sie.

Sie schlug das Notizbuch auf, das sie erst am Tag zuvor gekauft hatte, und sah, was auf der ersten Seite geschrieben stand:

Mary! Renne um dein Leben!

Der Satz war mit einem Kugelschreiber hastig hingekritzelt. Obgleich es zweifellos ihre Handschrift war, erinnerte sie sich nicht, ihn geschrieben zu haben.

Roger Füllet rief um vier Uhr zurück und gab Lou ein ausführliches Exposé der Berton-Mitchell-Geschichte, wie sie seinerzeit in der Los Angeles Times erschienen war. »... und nach einer Beratung von nur zwanzig Minuten sprachen ihn die Geschworenen in allen Punkten der Anklage schuldig. Zwar legte sein Verteidiger sofort Berufung ein, die lediglich auf technischen Einwänden beruhte, doch muß es Mitchell klar gewesen sein, daß keine Chance für ihn bestand. Er war zu Zuchthausstrafen von insgesamt fünfundzwanzig Jahren verurteilt worden.«

»Und hat er sich wirklich erhängt?« fragte Lou.

»Genau das. Am Tag nach dem Urteilsspruch, noch bevor er vom Untersuchungsgefängnis ins Zuchthaus überführt werden sollte.«

»Und die Familie?«

»Die Frau und ein Sohn.«

»Barry. Barry Mitchell.«

»Und wie alt war er, als es passierte?«

»Ich habe es mir nicht notiert, aber ich erinnere mich, daß er an die sechzehn war.«

»Steht noch etwas über ihn in den Akten?«

»Daß er seinen Vater täglich im Gefängnis besuchte. Er war überzeugt, daß der Vater so unschuldig war, wie er beteuerte.«

»Sonst noch was?«

»Weißt du, heutzutage würde die Presse der Frau und dem Sohn gewaltig auf die Pelle rücken. Amerika wird immer rücksichtsloser und sensationssüchtiger. Die Leser wollen heute einen tieferen Einblick in persönliche Tragödien und Schicksale anderer Leute bekommen, als früher. Aber vor fünfundzwanzig Jahren hatten die Amerikaner mehr Sinn für Anstand und respektierten das Privatleben anderer. Man hat die Frau und den Sohn weitgehend in Ruhe gelassen. Jedenfalls steht nichts weiteres in unseren Akten.«

Lou trommelte mit seinem Bleistift auf der Tischplatte.

Ich hätte gerne gewußt, was mit dem Sohn geschehen ist.«

»Da kann ich dir leider nicht weiterhelfen, fürchte ich.«

»Du hast schon mehr als genug getan. Danke, Roger.«

Nachdem sie nochmals Weihnachtsgrüße ausgetauscht hatten, legte Lou auf. Als er den Hörer auf die Gabel legte, kam seine Sekretärin ins Zimmer, um sich zu verabschieden und ihm ein frohes Weihnachtsfest zu wünschen. Als sie gegangen war, wurde es sehr ruhig im Büro.

Er hatte kein Licht angemacht, als er vom Mittagessen zurückgekommen war. Jetzt schlich sich die Dämmerung allmählich ins Zimmer. Lou starrte vor sich hin und dachte nach.

Was war es, wovor Mary solche Angst hatte?

Was war so Besonderes an diesem Fall?

Seine Lieblingstheorie war durch das, was ihm Roger Füllet berichtet hatte, vernichtet worden. Der psychopathische Killer, der in King's Point los war, konnte unmöglich Berton Mitchell sein.

Und der Sohn? Barry Mitchell? Der müßte jetzt vierzig sein. Im Alter von Max. Nicht viel älter, als sein Vater gewesen war zu dem Zeitpunkt, wo er sich an Mary vergangen hatte. Irrsinn war manchmal erblich. Konnte sich leicht vom Vater auf den Sohn vererben. Vielleicht war wirklich Barry Mitchell der Mann, der heute abend um sieben auf den Turm steigen würde.

Als das trübe Dämmerlicht den Nachmittag ablöste, wurde es merklich kühl im Büro. Lou stand auf und goß sich einen doppelten Bourbon ein, um sich warmzuhalten.

Fest entschlossen, mit der schriftlichen Warnung in ihrem Notizbuch nicht zu Max zu laufen, schrieb Mary vierundfünfzig Fragen und halb so viele Antworten nieder, auf der Suche nach Lösungen und Verständnis. Was das Verbrechen betraf, das man vor vierundzwanzig Jahren an ihr begangen hatte, die Folter, die Qualen, die sie damals erlitten hatte, war ihr nichts Neues eingefallen. Nicht der kleinste Hinweis auf die Bedeutung der Flügel, Aber sie war nicht bereit aufzugeben.

Ogleich es ihren Gedankengang unterbrach und sie nervös machte, schlug sie immer wieder die erste Seite auf und las die fünf Worte, die dort standen: Mary! Renne um dein Leben! Sie versuchte sich selbst einzureden, daß sich ein Fremder ins Zimmer geschlichen und die Warnung in ihr Notizbuch geschrieben hatte, während sie und Max ausgegangen waren. Vielleicht hatte der Mörder es geschrieben. Aber sie wußte, daß das nicht stimmte. Es ergab keinen Sinn. Außerdem war es ihre Handschrift. Sie mußte selbst mitten in der Nacht aufgestanden sein, ohne Max zu wecken, und im Schlafwandel die Worte geschrieben haben. Im Schlaf hatte sie eine große Gefahr erkannt. Aber was hatte sie im Schlaf gesehen, das sich ihr jetzt entzog?

Max erhob sich von seinem Sessel und fragte sie: »Willst du dich etwas frisch machen?«

Sie drehte sich zu ihm um. »Wie bitte?«

»Es ist halb sechs. Um sechs treffen wir uns mit Lou. Ich dachte, du würdest dich vielleicht frisch machen wollen.«

»Ja, gewiß.« Sie klappte ihr Notizbuch zu und stand auf.

»Ist dir was?« fragte er.

»Nein, nichts.«

Er blickte sie besorgt an.

»Doch«, sagte sie. »Mir ist was.«

Er trat an sie heran und küßte sie auf die Wange.

»Ich habe Angst«, sagte sie.

»Ich auch«, gab er zu.

»Was wird nur mit mir geschehen?«

»Nichts Schlimmes«, versicherte er ihr,

»Ich weiß nicht.«

»Aber ich weiß es«, sagte er. »Du hältst dich heute ganz dicht neben mir, bis wir diesen Hurensohn erwischen.«

»Und wenn sie ihn nicht erwischen?«

»Du sagtest doch, sie würden es tun.«

»Nein. Ich sagte nur, daß er sich in einem der Türme aufhalten würde.«

»Wenn sie dort auf ihn warten, schnappen sie ihn auch.«  
»Vielleicht.«

## 15

Sechs Uhr abends.

Wachtmeister Lyle Winterman stellte seinen Streifenwagen außer Sicht in einer schmalen Gasse ab und ging zu Fuß die zwei Häuserblocks bis zur St.-Luke's-Kirche hinunter. Trotz der Straßenbeleuchtung - alle hundert Meter - war es in der Harbour Avenue recht dunkel.

Winterman hielt seine rechte Hand auf der Revolvertasche an seiner Hüfte, Der Verschuß war aufgeklappt. Seine Handfläche ruhte auf dem Revolvergriff. Er erwartete jeden Moment, daß ihn jemand anspringen würde. Nach der Einsatzbesprechung mit Patmore auf der Wache war der Beamte reichlich nervös.

Pastor Richard Erdman erwartete ihn im Kirchenschiff. Sie schüttelten sich die Hand und gingen an die Tür, die in den Turm führte.

»Worum handelt es sich eigentlich?« fragte Erdman.

»Wir haben einen Hinweis bekommen«, sagte Winterman,

»Einen Hinweis worauf?«

»Polizeichef Patmore möchte nicht, daß darüber gesprochen wird.«

»Wird es zu Gewaltanwendungen kommen?«

»Möglich.«

»Ich will keine Gewalttätigkeit in meiner Kirche.«

»Ich auch nicht. Hochwürden.«

»Dies ist ein Gotteshaus. Es soll eine Stätte des Friedens bleiben.«

»Ich hoffe es. Trotzdem sollten Sie sich ins Pfarrhaus zurückziehen und die Türen abschließen.«

»Aber ich muß doch den Weihnachtsgottesdienst vorbereiten.«

»Der fängt doch erst später an, oder?«

»Um elf«, sagte Erdmann. »Aber ich muß um zehn mit den Vorbereitungen beginnen.«

»Bis dahin bin ich längst wieder weg«, sagte Winterman.

Der Wachtmeister zog die Taschenlampe aus seinem Gürtel und schaltete sie an. Er richtete den Lichtstrahl auf die

Stiegen der Turmtreppe, zögerte eine Sekunde, und begann hinaufzusteigen.

Erdman schloß die Tür hinter ihm.

Sechs Uhr fünf, abends.

Wachtmeister Rudy Holtzman hätte eigentlich am Weihnachtsabend dienstfrei haben sollen. Den ganzen Weg bis hinauf zur Turmspitze verfluchte er John Patmore. Spiritisten, Voraussagungen, Wahrsager, Hellseher – das war doch alles pure Scheiße. Der Chef ließ sich einfach zum Narren halten. Das war natürlich nichts Neues. Aber eine Hellseherin? Das ging doch zu weit.

Holtzman erreichte die oberste Plattform des Turmes von Kimball's Garnes and Snacks<. In dem leeren Gebäude unter ..im herrschte absolute Stille.

Er schaltete seine Taschenlampe aus und warf einen kurzen Blick auf den Hafen. Auf mehreren Jachten und Booten waren bereits Partys im Gange.

»Verdammt«, knurrte Holtzman.

Er setzte sich auf den Boden und lehnte sich mit dem Rücken gegen die hüfthohe Balustrade, die um den Aussichtsturm herumführte. Seinen Revolver legte er neben sich. Er gab sich halb der Hoffnung hin, daß so ein Arschloch mit einem Gewehr tatsächlich die Stiegen heraufkommen würde. In seiner jetzigen Stimmung wäre es direkt eine Erleichterung gewesen, auf jemand schießen zu können.

Sechs Uhr zehn abends.

Eine hell beleuchtete Fünfundzwanzig-Meter-Jacht kreuzte durchs Hafenbecken und nahm Kurs auf die offene See. Ihre Heckwellen schwappten rhythmisch gegen die Kai-mauer.

Dem Wind, der vom Meer landeinwärts wehte, haftete ein unbestimmter Verwesungsgeruch an.

John Patmore und sein Assistent - ein jungeer, übergewichtiger Polizeibeamter namens Rollins - hatten auf dem Parkplatz vor dem Laughing-Dolphin-Restaurant ihren Befehlsstand aufgeschlagen. Von hier aus konnten sie alle drei Türme im Auge behalten.

Der Mercedes war neben dem Streifenwagen geparkt.

Mary stand an den Wagen gelehnt, flankiert von Max und Lou. Sie hoffte auf eine weitere Vision. Noch war es Zeit vor auszusehen, welchen der drei Türme der Killer ersteigen würde, Zeit, die Polizei bei ihren Dispositionen zu beraten, vielleicht sogar genügend Zeit, Mord zu verhindern. Bis zu

diesem Augenblick haue sie jedoch keinerlei Visionen empfangen.

Das unkontrollierte Zittern, das sie erfaßt hatte, war nicht der kühlen Abendluft zuzuschreiben.

Um sechs Uhr fünfzehn meldete Wachtmeister Teagarten, der in der römisch-katholischen Kirche der Heiligen Dreieinigkei-  
stationiert war, seinem Chef über Sprechfunk, daß dort ein Gottesdienst stattfand. Außerdem hielt der Verein der >Ritter von Kolumbus< im Keller eine Weihnachtsfeier ab, die bis zur Beichte - kurz vor der Mitternachtsmette - andauern würde. Teagarten war der Ansicht, daß kein Killer - nicht einmal ein Psychopath - es wagen würde, vor so vielen Zeugen den Turm der Dreieinigkeitskirche zu besteigen.

Teagarten wollte nach Hause gehen.

»Bis Sie andere Weisung erhalten«, knurrte Patmore ins Walkie-Talkie, »bleiben Sie, zum Teufel, wo Sie sind.«  
Wachtmeister Rollins teilte seine Aufmerksamkeit zwischen den drei Türmen, die er durch einen Feldstecher beobachtete.

Patmore ignorierte Mary vollkommen. Er hatte sie bei ihrer Ankunft nicht begrüßt und würdigte sie immer noch keines Blickes.

»Wenn das heute nicht klappt«, sagte Lou, »schwört der Polizeichef jeden Eid, daß er dich noch nie gesehen hat.«  
Sechs Uhr dreißig abends.

Auf gut einem halben Dutzend der Boote im Hafen waren bereits Partys im Gange. Es wurden immer mehr. Lautes Gelächter, das gelegentliche Aufkreischen weiblicher Stimmen und Stereomusik schallten über das Wasser.

Vom kleinsten Segelboot bis zur größten Jacht waren alle Schiffe festlich geschmückt. Über den Decks und an den Luken hingen Reihen bunter Glühbirnen. Einige der größten fachten, die eigene Generatoren besaßen, waren von Lichtketten umschlungen, wie von leuchtenden hawaiischen Leis. Manche Boote hatten ihre Masten wie Weihnachtsbäume geschmückt, andere strahlten die Masten mit goldfarbenem Licht an, um sie wie riesenhafte Kreuze erscheinen zu lassen, Wieder andere trugen Pappfiguren von Weihnachtsmännern oder von Rentierschlitten auf dem Kabinendach. Tannenzweige aus Kunststoff, Papierchrysanthenen und frische Blumen schmückten die Decks. Die Schiffe hoben sich strahlend gegen den dunklen Nachthimmel ab.

Auf seine Art war Lou Pasternak stolz auf King's Point, Zwar konnte er in stundenlangen Monologen auf die zahlreichen Mißstände hindeuten, doch betonte er immer, daß es trotz allem die entzückendste Stadt in Kalifornien war.

Heute jedoch vermochte ihn auch der reizvollste Anblick des Hafens nicht lange abzulenken. Er wandte sich Mary zu und sagte: »Können wir uns mal über Barry Mitchell unterhalten?«

Sie fuhr zusammen, als hätte er sie gekniffen.

»Mary?« sagte er.

»Du hast mich erschreckt.«

»Tut mir leid.«

»Was ist denn mit Barry Mitchell?«

»Er war... wie alt? Zehn Jahre älter als du?«

»So ungefähr.«

»Erinnerst du dich, wie er aussah?«

»Ein großer, kräftiger Junge.«

»Was für eine Haarfarbe?«

»Dunkel«, erwiderte sie. »Braun, glaube ich.«

»Augen?«

»Weiß ich nicht mehr.«

»Du sagtest, er hat Alans Haustiere getötet.«

»Auch meine.«

»Hat man ihn dabei erwischt?«

»Alan hat gesehen, wie er ein Eichhörnchen, das uns gehörte, umbrachte.«

»Hat er ihn festgehalten, als er das sah?«

»Nein. Er war viel größer und stärker als Alan.«

»Habt ihr ihn verklagt?«

»Wir hatten keine Beweise«, sagte sie.

»Alans Aussage.«

»Das Wort eines Jungen gegen das eines anderen Jungen.«

»Und dann habt ihr euch keine Tiere mehr gehalten«, sagte

Lou.

»Ja.«

Max legte den Arm um Marys Schulter.

»Und man ist nicht gegen Barry Mitchell vorgegangen?« fragte Lou.

»Der Anwalt meines Vaters hat mit Barrys Mutter gesprochen.«

»Und was kam dabei heraus?«

»Nichts. Barry hat alles geleugnet.«

Max unterbrach sie: »Wozu diese Fragen, Lou?«

Lou zögerte mit der Antwort, sah dann aber keinen Grund, seinen Verdacht zu verschweigen. »Mary, du sagtest, es sei etwas sehr Ungewöhnliches an diesem Killer, den wir heute verfolgen. Auch Max sagte das. Nur seid ihr euch uneinig darüber, worin das Ungewöhnliche besteht. Ich mei-



ne... vielleicht ist der Mann, den wir suchen, Berton Mitchells Sohn?«

Mary schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Warum nicht?« fragte Lou.

»Er ist tot«, erwiderte Mary.

Lou blickte sie überrascht an.

»Du meinst, Barry Mitchell ist tot?« fragte Max.

»Seine Mutter auch«, sagte Mary.

»Was?«

»Seine Mutter starb auch. In derselben Nacht.«

»Wann ist das passiert?« fragte Lou.

»Ich war damals elf Jahre alt.«

»Also vor neunzehn Jahren.«

»Ungefähr.«

»Sie starben gemeinsam?«

»Ja.«

»Wie denn?«

»Sie wurden von einem Eindringling ermordet.«

»Einem Einbrecher?« fragte Lou.

»Wahrscheinlich, Ich erinnere mich nicht mehr.«

»Kennst du den Namen des Mörders?«

»Ist das wichtig?«

»Hat man jemand festgenommen?«

»Ich weiß nicht«, sagte sie.

»Wer hat dir das alles erzählt?« fragte Lou.

»Alan.«

»Bist du sicher, daß er Bescheid wußte, und nicht nur so dahergeredet hat?«

»O doch«, sagte sie. »Soweit ich mich erinnere, hat er mir einen Zeitungsbericht gezeigt.«

Enttäuscht ließ sich Lou auf den Kühler des Mercedes sinken. Wieder war eine seiner Theorien flöten gegangen. Aber wenn die Frau und der Sohn fünf Jahre nach dem Selbstmord von Berton Mitchell ermordet worden waren, warum hatte dann Roger Füllet nichts darüber in den Archiven der Los Angeles Times entdeckt?

Das Ganze kam ihm recht seltsam vor. Lou neigte keineswegs zur Melodramatik, doch hätte er schwören können, daß etwas was Böses in der Luft lag.

Das schrille Lachen einer Frau schallte über das Wasser.

Sieben Uhr abends.

Mary drückte Max' Hand und wartete gespannt. Jeden Augenblick mußte von einem der Außenposten eine Funkmeldung kommen. Jede Sekunde mußte sie die Nachricht erreichen, daß sich ein Mann die Stufen zu einem der Türme hinaufschlich. Dann würde die Hetzjagd in vollem Ernst beginnen.

Sieben Uhr drei abends.

Im Schein der Standlichter des Polizeiwagens blickte Mary wiederholt auf die Uhr. Voll Nervosität trat sie von einem Fuß auf den anderen.

Sieben Uhr vier.

Zum erstenmal seit über einer Stunde sah Polizeichef Patmore zu ihr hinüber. Ihre Blicke trafen sich. Er machte keinen frohen Eindruck.

Sieben Uhr sechs.

Sie hatte das Gefühl, hereingelegt und hintergangen worden zu sein. Zum erstenmal in ihrer Karriere war sie auf einen Gegner gestoßen, der ihr ebenbürtig war. Sie hatte es mit einem Mann zu tun, dem sie mit ihren spiritistischen Kräften nicht überlegen war.

Sieben Uhr neun.

»Da stimmt etwas nicht«, sagte sie, vor Angst benommen.

»Was ist denn,« fragte Max.

»Er kommt nicht.«

»Aber du hast es doch gesehen«, sagte Lou.

»Und was du voraussiehst, trifft immer ein«, sagte Max.

»Diesmal nicht«, sagte Mary. »Diesmal ist es anders. Er weiß, daß ich hinter ihm her bin. Er weiß, daß die Polizei die Türme bewacht.«

Lou sagte: »Wenn sich Patmores Leute weniger auffällig verhalten hätten...«

»Nein«, sagte sie. »Der Killer ist mir einen Schachzug voraus. Er kommt nicht.«

»Sage das lieber nicht Patmore«, sagte Lou. »Wir müssen noch abwarten. Wir dürfen nicht aufgeben.«

Als um sieben Uhr dreißig noch nichts von dem Verdächtigen zu sehen war und keiner der Turmposten etwas gemeldet hatte, begann John Patmore stirnrunzelnd vor dem Streifenwagen hin und her zu stampfen. Je später es wurde, um so heftiger stampfte er.

Um sieben Uhr fünfundvierzig nahm er sein Sprechgerät von der Kühlerhaube und sprach fünfzehn Minuten lang ununterbrochen mit Winterman, Holtzman und Teagarten. Zweimal verlor er dabei die Beherrschung und brüllte seine Leute an.

Schließlich legte er das Gerät weg und kam auf Mary zu.

»Der Mann kommt nicht«, sagte sie.

»Haben Sie ihn wirklich jemals erwartet?« fragte Patmore.

»Ja, natürlich.« Ihr war ganz elend zumute. Sie hatte Lou im Stich gelassen. Er hatte seinen Einfluß geltend gemacht, und dann hatte sie ihr Versprechen nicht gehalten.

»Warum hat er es sich denn plötzlich anders überlegt?« fragte Patmore.

»Er weiß, daß wir ihm auflauern«, sagte Max.

»Woher denn? Wer hat es ihm denn gesagt?«

»Niemand«, sagte Mary. »Er fühlt es.«

»Er fühlt es? Wie denn?«

»Er muß... wahrscheinlich...«

»Ja?«

Mary gab einen Seufzer von sich. »Ich weiß nicht.«

»Heute früh in meinem Büro wußten Sie aber eine Menge«, sagte Patmore wütend. »Da wußten Sie alles. Jetzt, verdammt noch mal, wissen Sie auf einmal gar nichts mehr. offenbar wissen Sie auch nicht, daß ich verflucht unangenehm werden kann, wenn jemand mit einer Falschmeldung zu mir kommt. Mit einer Falschmeldung über ein Verbrechen, nur um meine Zeit und die Zeit meiner Leute zu verschwenden und uns an der Nase herumzuführen. Ganz einfach ein Schabernack.«

»Kriegen Sie bloß keinen Schlaganfall«, sagte Lou. »Und versuchen Sie auch Mary keinen zu verursachen.«

Patmore wandte sich von ihr ab und baute sich vor Lou auf. »Wenn ich das weiterleite, sind Sie auch dran.«

»Da gibt es gar nichts weiterzuleiten«, erklärte ihm Lou geduldig. »Sie wissen ganz genau, daß wir kein Verbrechen gemeldet haben. Von einer Falschmeldung kann erst recht nicht die Rede sein. Wir haben Ihnen lediglich gesagt, wir hätten guten Grund zu der Annahme, daß jemand im Begriff sei, ein Verbrechen zu begehen.«

»Sie haben mich absichtlich hereingelegt.«

»John, das ist lächerlich.«

»Und Percy Osterman hat mitgemacht. Warum denn wohl? Nein, das brauchen Sie mir nicht zu sagen. Das weiß ich selbst. Als die Stadt ihre eigene Polizei bekam - und Percy war schon immer dagegen gewesen -, hat ihn das aufgeregt. Er mag mich nicht besonders, nicht wahr? Er hat das nie offen gezeigt, aber ich bin sicher, daß es so ist.«

»Sie liegen vollkommen falsch. Seien Sie doch vernünftig, John, Es gibt keine Verschwörung gegen Sie, Mary handelt in gutem Glauben. Percy auch. Wir alle. Wir...«

»Ihr wollt mich als Idioten hinstellen!« Patmore hielt Lou drohend den Zeigefinger vor die Nase. »Unterstehen Sie sich, etwas davon in Ihre Zeitung zu setzen - daß ich auf diesen spiritistischen Scheiß reingefallen bin -, sonst verklage ich Sie wegen übler Nachrede. Das kostet Sie ein Vermögen.« Seine Augen - normalerweise matt und träge - funkelten mit ungewohntem Feuer.

Mary nahm Lou am Arm. »Ich bin ganz erschöpft, Lou. Ich will auch weder dich noch mich in Schwierigkeiten bringen.«

»Ja«, sagte Max. »Geben wir es auf. Gehen wir.«

Verärgert sagte Lou zu Patmore: »Ich werde nichts über Sie schreiben, John. Ich habe nicht das geringste Interesse daran. Sie in der Zeitung als Narren hinzustellen. Sie müssen sich nur darüber klar werden, daß ein psychopathischer Killer frei in der Stadt...«

Immer noch vor Wut kochend sagte Patmore: »Sie haben auch früher schon über mich geschrieben.«

Jetzt ging auch Lou der Hut hoch. »Wann immer wir verschiedener Meinung waren, habe ich als »loyaler Oppositionär« ein paar zahme Artikelchen geschrieben. Ich war nie unfair Ihnen gegenüber. Ganz im Gegenteil. Ich war verdammt tolerant, glaube ich. Ich hätte Sie zur Schnecke machen können, aber das ist nicht mein Stil. Wenn ich Absicht gehabt hätte, Sie als Idioten hinzustellen, hätte ich es ohne weiteres tun können.«

Mary drückte Lous Arm und versuchte ihn wegzuziehen.

»Sie sind ein schäbiger kleiner Hintertreppenreporter mit einem billigen Radaublatt und noch dazu ein stadtbekannter Säufer!« schrie Patmore.

Einen Moment lang sah es so aus, als ob Lou ihm eine runterhauen würde. Aber er sagte nur: »Ein Säufer kann eine Entziehungskur machen und wieder nüchtern werden. Aber ein Dummkopf mit dem IQ eines Regenwurms muß für immer und ewig damit leben.«

»Scheiße«, sagte Patmore, Er ging zum Streifenwagen zurück, schaltete den Sprechfunk ein und schickte Winterman, Holtzman und Teagarten nach Hause.

»Es tut mir leid«, sagte Mary zu Lou. »Es tut mir schrecklich leid.«

»Es ist doch nicht deine Schuld, daß der Kerl ein Idiot ist.«

Max öffnete die Wagentür. »Los, fahren wir ab.«

Als sie wieder in Lou Pasternaks mit Büchern überstreutem Wohnzimmer saßen, fragte Max: »Was nun?«

»Wir müssen warten«, sagte Mary.

»Worauf?« fragte Lou.

»Darauf, daß er wieder anfängt Menschen umzubringen«, erwiderte sie mit müder Stimme.

## 16

FREITAG, 25. DEZEMBER.

Das Hotelzimmer lag im Dunkeln.

Mary lag auf der Seite. Dann drehte sie sich auf den Rücken.

Sie wurde von einer Art Platzangst erfaßt, als ob die Zimmerdecke auf sie herabzufallen drohte.

»Kannst du deine Gedanken nicht ausschalten?« fragte Max.

»Ich dachte, du schläfst.«

»Ich wollte erst abwarten, bis du einschläfst.«

»Du warst so still.«

»Ich wollte dich nicht stören.«

»Wie spät ist es?«

»Drei Uhr.«

»Schlafe du nur, Schatz. Mir fehlt nichts.«

»Ich kann nicht schlafen, wenn du dir Sorgen machst.«

»Ich habe die ganze Zeit den Eindruck, als wäre jemand an der Tür.«

»Keiner war an der Tür. Ich hätte es gehört.«

»Und am Fenster auch.«

»Da ist niemand. Es sind nur deine Nerven.«

»Ich habe wieder mal das große Zittern.«

»Vielleicht solltest du ein Beruhigungsmittel nehmen?«

»Ich habe vor zwei Stunden zwei Schlaftabletten genommen.«

»Dann nimm doch noch eine.«

»Was kann er nur sein, Max?«

»Wer?«

»Der Killer.«

»Ein Mensch wie jeder andere.«

»Nein.«

»Doch, Mary. Doch, Nur ein Mensch.«

Die Dunkelheit um sie herum pulsierte förmlich.

»Er ist mehr als ein Mensch«, sagte sie.

»Nimm noch eine Schlaftablette.«

»Vielleicht sollte ich wirklich. Aber ich bemühe mich, diese ewige Tablettenschluckerei einzuschränken. Ich will nicht zu abhängig davon werden.«

»Wenn dieser Fall abgeschlossen ist, gewöhnen wir es dir wieder ab. Momentan betrachte ich es nicht als Schwäche. Du brauchst die Dinger.«

»Holst du mir eine?«

Er holte ein Glas Wasser und die Tablette und wartete ab, bis sie das Schlafmittel eingenommen hatte. Dann machte er das Licht aus und legte sich wieder ins Bett.

»Komm ganz dicht an mich heran«, sagte sie.

Sie schmiegte ihren Rücken an seine Brust. Ihr Gesäß war an seinen Unterleib gedrückt. Sie lagen wie zwei Löffel in der Schublade. Ein paar Minuten lagen sie still beieinander.

Schließlich sagte Mary: »Jetzt werde ich schläfrig.«

»Gut so.« Er strich ihr übers Haar.

Nach einer Weile; »Max?«

»Hmhmhmhm.«

»Vielleicht bin ich wirklich schlecht und kann nichts dafür, daß ich Schlechtes tue. Vielleicht bin ich schon als schlechter Mensch geboren. Vielleicht ist das Böse nicht immer anerzogen. Vielleicht ist es nicht immer die Schuld der Eltern und der Umgebung, wenn ein Rind böse ist. So etwas kann auch vererbt sein.«

»Bist du jetzt endlich ruhig?«

»Max, ich werde sterben.«

»Irgendwann müssen wir alle mal sterben.«

»Aber bald? Muß ich bald sterben?«

»Nicht bald. Ich bin ja hier«

»Halte mich ganz fest«

»Ich halte dich ja.«

»Ich will stark sein.«

»Du bist ja stark.«

»Bin ich das?«

»Ja. Du bist dir nur nicht klar darüber.«

Zehn Minuten später war sie eingeschlafen.

Er fuhr fort, ihr übers Haar zu streicheln.

Er lauschte ihrem Atem,

Er wollte nicht, daß sie starb. Er hoffte, sie würde nicht sterben müssen. Er wünschte von ganzem Herzen, sie würde diesen Fall aufgeben. Sollte der Mord ruhig stattfinden. Es war nicht ihre Verantwortung. Wenn das Töten auch weiterging. Fühlte sich die Gesellschaft dafür verantwortlich? Nein. Fühlte sich die Polizei verantwortlich? Sie tat ihre Arbeit, mehr oder weniger, aber im Grunde behandelte sie

die Mordopfer mit der gleichen Verachtung wie ihre Mörder. Ein Mord mehr oder weniger bereitete ihnen keine schlaflosen Nächte. Also konnte das Töten ruhig weitergehen. Ver-  
giß es, Mary. Vielleicht hielt sie sich für etwas Besonderes? War das der Grund? Vielleicht glaubte sie im Unterbewußtsein, daß ihre spiritistischen Kräfte ihr Unsterblichkeit verliehen, Aber sie war genauso sterblich wie alle anderen. Wie alle die hübschen, zarten jungen Dinger, die geglaubt hatten, sie würden ewig leben. Sie würde dem Messer ebenso hilflos ausgeliefert sein, wie die anderen es gewesen waren. Also sollte sie aufhören. Wegfahren. Wenn sie weitermachte, sich weiter mit dem Fall beschäftigte, würde sie vielleicht sterben müssen. Sie stand einem Ungeheuer gegenüber, stemmte sich gegen eine Macht, die sie nicht kannte und die ihre Überlegenheit aus einem Erlebnis schöpfte, das vierundzwanzig Jahre zurücklag.

Er hielt sie fest in den Armen und weinte bei dem Gedanken an ein Leben ohne sie.

Ogleich es bereits kurz vor Sonnenaufgang war, war der Strahl seiner Taschenlampe der einzige Lichtschein in der Stockfinsternis, seine Schritte das einzige Geräusch in der leeren Arkade. Er durchquerte die große Halle im Erdgeschoß. Während der Sommersaison waren dort Spielautomaten aufgestellt. Jetzt stand alles leer. Er betrat das Treppen-

haus, über dessen Eingang ein Schild angebracht war; Zum Aussichtsturm.

Die Wendeltreppe im Inneren des Turmes von »Kimball's Garnes and Snacks« war schmal, kalt und verdreckt, Man hatte das Treppenhaus noch nicht für die Sommersaison gestrichen. Der Strahl der Taschenlampe warf ein mattes Licht auf die gelblich-weißen Wände, die zahlreiche Flecken von verschütteten Getränken aufwiesen, sowie Handabdrücke von Kindern und hingekritzelte Namen.

Die hölzernen Stiegen knarrten.

Als er die Aussichtsplattform am Ende der Wendeltreppe erreicht hatte, schaltete er die Taschenlampe aus. Zwar war kaum anzunehmen, daß jemand zu dieser Stunde den Turm beobachten würde, aber er wollte sichergehen, keine Aufmerksamkeit zu erregen,

Die Morgendämmerung war eine dünne, glänzende, purpurrote Linie am östlichen Horizont - wie mit einem Rasiermesser ins Dunkel geritzt.

Er starrte auf den Hafen hinunter.

Er wartete.

Nach ein paar Minuten konnte er aus dem Augenwinkel

eine Bewegung in der Luft erkennen. Flügelgeflatter war zu hören.

Irgendein Wesen nistete in den Holzbalken unter dem spitzen Dach. Es raschelte und war dann still.

Er blickte auf zu den Schatten über ihm und bebte vor freudiger Erregung.

Heute nacht. Heute nacht würde wieder Blut fließen.

Der Tod lag wie eine zähe, greifbare Masse in der Luft.

Im Osten erweiterte sich die blutrote Wunde am Horizont Und ließ den Morgen allmählich durchsickern.

Er gähnte und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. Er mußte bald ins Hotel zurück, sich etwas ausruhen. Seit Tagen hatte er kaum geschlafen.

Dreimal in den nächsten zehn Minuten war das Flattern Von Flügeln zu hören. Jedesmal entstand Unruhe im Gebälk unter dem Dach, doch trat bald wieder völlige Ruhe ein.

Anämisches Tageslicht drang schließlich durch die geballten Sturmwolken und erhellte den Hafen und die umliegenden Hügel.

Ein Gefühl der Verlorenheit erfüllte ihn. Das Tageslicht brachte stets Depressionen mit sich. Am besten übte er seine Funktion in tiefster Dunkelheit aus. So war es immer gewesen. Aber in letzter Zeit noch mehr als gewöhnlich. Nur im Dunkel der Nacht fühlte er sich wohl.

Die Dachbalken über ihm blieben in Schauen gehüllt. Die Turmspitze hatte die Form eines umgestülpten Trichters von drei Meter Höhe. Der obere Teil lag auch mittags im Dunklen.

Der Tag - wenn auch trübe - war angebrochen. Jetzt würde niemand seine Taschenlampe bemerken. Er schaltete sie ein und richtete den Strahl hinauf in die hohle Turmspitze.

Diesen Anblick zu genießen, war er hergekommen: Fledermäuse. Ein Dutzend von ihnen oder mehr hingen im Gebälk, die Flügel eng um sich geschlungen. Einige hielten die Augen geschlossen, andere hatten sie geöffnet, und der Lichtschein der Taschenlampe spiegelte sich in ihnen wider. Der Anblick begeisterte ihn.

Heute nacht-wieder Blut.

Um neun Uhr früh rief Lou bei Roger Füllet an. »Es tut mir leid, dich heute am Feiertag stören zu müssen.«

»Du störst mich nie. Außerdem hast du mich gerade vor einer langweiligen Aufgabe gerettet. Die elektrische Eisenbahn meines Sohnes ist aus den Schienen gesprungen und sämtliche Waggons sind im Zimmer verstreut. Während ich jetzt mit dir telefoniere, wird der Junior schon wieder alles in Ordnung bringen.«



»Ich habe etwas sehr Interessantes im Zusammenhang mit dem Fall Berton Mitchell erfahren.«

»Was denn?«

»Mitchells Frau und Sohn sind anscheinend ermordet worden.«

»Mein Gott, wann denn?«

»Fünf Jahre nach der Sache mit Mary.«

»Da mußt du dich irren.«

»Hast du im Archiv nachgesehen, ob für die Frau und den Sohn separate Akten angelegt sind?«

»Nein. Aber auch wenn es so wäre, müßten sich Kopien aller wichtigen Dokumente in der Berton-Mitchell-Akte befinden.«

»Und kommen bei der Times niemals Fehler vor?«

»So ungern wir es zugeben - manchmal schon. Wer hat denn die Mitchells ermordet?«

»Mary weiß es nicht.«

»Vor neunzehn Jahren?«

»So sagt sie.«

»Ist das hier in Los Angeles passiert?«

»Ich nehme es an. Willst du mir einen Gefallen tun?«

»Ich bin heute nicht im Büro, Lou.«

»Aber die Times hat doch auch an Feiertagen Leute im Dienst. Könntest du nicht mal anrufen und jemand beauftragen, die Akten durchzusehen?«

»Ist dir das so wichtig?«

»Eine Frage von Leben und Tod.«

»Also genau was möchtest du wissen?«

»Alles über diese zwei Morde... und ob es überhaupt wahr ist.«

»Ich rufe dich zurück.«

»Was glaubst du, wie lange du brauchen wirst?«

»Ungefähr zwei Stunden.«

Roger meldete sich anderthalb Stunden später. »Ja, wir haben eine separate Akte von dem Mord an der Frau und dem Sohn. In der Berton-Mitchell-Akte gab es keinen Vermerk darüber, wie es hätte sein sollen.«

»Es tut einem wohl, daß ihr Großstadt-Großmäuler auch mal einem Fehler macht.«

»Das ist eine echt miese Geschichte, Lou.«

»Erzähle mal.«

»Nachdem Berton Mitchell Selbstmordbegangen hatte, bezogen Virginia Mitchell und ihr Sohn, Barry Francis Mit-

chell, ein kleines Haus im Westen von Los Angeles. Nach der Adresse zu urteilen, war es nur etwa anderthalb Kilometer von dem Tanner-Besitz entfernt. Vor neunzehn Jahren, genau am Allerheiligenrest am einunddreißigsten Oktober, goß dort jemand Benzin aus und legte Feuer. Das Haus brannte bis zum Erdboden ab, während Mutter und Sohn drinnen waren.«

»Oh - Feuer. Das ist die Todesart, die ich am meisten fürchte.«

»Die Sache hat mir den Appetit auf mein Weihnachtessen gründlich verderben.«

»Tut mir leid, Roger. Ich mußte Gewißheit haben.«

»Das ist noch lange nicht alles. Obgleich die Leichen weitgehend verbrannt waren, ergab später die pathologische Untersuchung, daß Mutter und Sohn noch vor Ausbruch des Feuers im Schlaf erstochen worden waren.«

»Erstochen...?«

»Virginia hatte so viele Stichwunden im Hals, daß der Kopf praktisch abgetrennt war.«

»Mein Gott!«

»Der Sohn, Barry... haue Stichwunden am Hals und in der Brust, und dann...«

»Dann was?«

»Dann hat man ihm die Genitalien abgeschnitten.«

»Damit fällt auch mein Weihnachtessen aus.«

»Vor dem Brand muß das Haus ausgesehen haben wie ein Schlachthof. Welcher Mensch ist zu so etwas fähig, Lou? Was für ein Irrer kann so Scheußliches mit derartiger Gründlichkeit begehen?«

»Wurde der Fall jemals aufgeklärt?«

»Man hat niemanden festgenommen.«

»Wurde wenigstens jemand verdächtigt?«

»Drei Leute.«

»Wie hießen die?«

»Das habe ich mir nicht aufgeschrieben. Alle drei hatten felsenfeste Alibis.«

»Also könnte der Killer immer noch in Freiheit und am Leben sein. War die Polizei ganz sicher - wegen der Leichen?«

»Ganz sicher in welchem Sinne?«

»Ihre Identität.«

»Ich nehme an, sie waren nicht bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Außerdem war ja das Haus von Virginia und ihrem Sohn bewohnt.«

»Na ja, die weibliche Leiche war wahrscheinlich Virginia. Aber wäre es nicht denkbar, daß die männliche Leiche ihr Liebhaber war und nicht ihr Sohn?«

»Sie waren in getrennten Schlafzimmern, als sie ermordet wurden. Ein Liebhaber hätte bei ihr geschlafen. Und wenn Barry noch am Leben wäre, hätte er sich gemeldet.«

»Nicht, wenn er der Mörder wäre.«

»Was?«

»Unmöglich ist das nicht.«

»Nichts ist unmöglich, aber...«

»Barry muß einundzwanzig gewesen sein, als das Haus abbrannte. Fast zweiundzwanzig. Ist ein junger Mann in diesem Alter nicht schon zu erwachsen, um noch bei seiner Mutter zu wohnen?«

»Unsinn, Lou, Wir sind doch nicht alle mit sechzehn von zu Hause weggerannt, so wie du. Du konntest es nicht erwarten. Ich, zum Beispiel, habe noch mit dreiundzwanzig bei meinen Eltern gewohnt. Warum möchtest du unbedingt daran glauben, daß Barry noch lebt?«

»Dann wäre vieles leichter verständlich.«

»Mann, du bist doch ein zu guter Journalist, um die Tatsachen einer Theorie anzupassen.«

»Ja. Da hast du recht. Also bin ich wieder mal gegen eine Mauer gerannt.«

»Was ist denn nun mit Mary Bergen. Worauf habt ihr euch da eingelassen? «

»Eine scheußliche Angelegenheit. Ich möchte vorläufig nicht darüber sprechen.«

»Und vielleicht will ich es auch gar nicht hören.«

»Geh und spiele mit deiner elektrischen Eisenbahn.«

»Mir ist die Lust zum Spielen vergangen. Mach's gut, Lou. Und sei vorsichtig. Verdammt vorsichtig. Und... frohe Weihnachten.«

## 17

Sie saßen zu dritt in Lous Wohnzimmer herum, hörten Musik und warteten darauf, daß etwas geschehen würde. Mary hätte sich kein trostloseres Weihnachtsfest vorstellen können. Sie und Max hatten sich nicht einmal beschenkt. Die Geschenke, die er für sie besorgt hatte, waren immer noch nicht abgeholt, weil sie vorher weihnachtlich verpackt werden sollten, und sie war mit dem Mordfall zu beschäftigt gewesen, um Einkäu-

fe zu machen.

Ihre Stimmung besserte sich etwas, als Alan gegen drei Uhr anrief und sagte, er sei bei seiner Bekannten in San Francisco. Er hatte Mary in Bel Air angerufen, wo die Haushälterin ihm ausgerichtet hatte, er könne sie bei Lou erreichen. Alan sorgte sich um sie, sagte er, aber sie verschwieg ihm den Ernst ihrer Lage und suchte ihn zu beruhigen. Es hatte doch keinen Sinn, ihm auch sein Weihnachtsfest zu verderben. Als Alan schließlich aufgelegt hatte, versank sie wieder in traurige Stimmung. Sie vermißte ihn sehr,

Da keiner zum Frühstück oder zu Mittag etwas gegessen hatte, servierte Lou um fünf Uhr ein opulentes Abendessen. Es gab Brathähnchen a la Kiev auf Reis, gegrillte Zucchini mit Spinatfüllung und Tomaten gefüllt mit Schmelzkäse, Semmelbröseln und Peperoni. Zum Nachtsch gab es Bratäpfel. Keiner von ihnen schien Hunger zu haben. Lustlos stocherten sie auf ihren Tellern herum. Mary trank nicht einmal einen Schluck Wein. Bereits um sechs waren sie mit dem Essen fertig.

Beim Kaffee sagte Mary: „Lou, besitzt du ein Ouija-Brett?“

Lou stellte seine Tasse ab. „Ja, irgendwo liegt hier so ein Brettspiel herum. Es ist seit Jahren nicht mehr benutzt worden.“

„Weißt du, wo es ist?“

»Im Gästezimmer, glaube ich. Im Schrank.«

»Würdest du es bitte holen, während Max und ich den Tisch abräumen?«

»Gewiß. Aber was willst du damit anfangen?«

»Ich habe es langsam satt, darauf zu warten, daß der Killer etwas unternimmt«, sagte sie. »Ich werde ihn herausfordern.«

»Gute Idee. Aber wie?«

Max sagte: »Manchmal benutzt Mary ein Ouija-Brett, um ihre Erinnerung aufzufrischen, wenn ihr bestimmte Einzelheiten einer Vision entfallen sind. Es sind natürlich keine Geister, die ihr antworten. Sie will sich ganz einfach Dinge ins Gedächtnis zurückrufen, die sie vergessen hat. Die in ihrem Unterbewußtsein schlummern. Das funktioniert nicht immer, aber der Versuch lohnt sich. Über das Ouija-Brett stellt sie eine Verbindung mit ihrem Unterbewußtsem her.« Lou nickte verständnisvoll. »Die Antworten, die ihr das Ouija-Brett gibt, kommen also in Wirklichkeit von Mary selbst?«

»Richtig«, sagte Max.

»Ich lenke den Anzeiger aber nicht bewußt«, sagte Mary.

»Er rutscht über das Brett, wohin er will.«

»Wohin dein Unterbewußtsein es will«, sagte Max. »Natürlich schiebst du das hölzerne Dreieck auf bestimmte Buchstaben zu, aber du tust es unbewußt.«

»Wahrscheinlich«, sagte sie.

Lou goß sich etwas mehr Sahne in den Kaffee und sagte:

»Das Ouija-Brett funktioniert also gewissermaßen wie eine Linse, durch die du schaust.«

»Genau«, erwiderte sie. »Es verschärft meine Aufmerksamkeit, mein Erinnerungsvermögen und meine spiritistischen Kräfte.«

Lou trank seinen Kaffee in drei großen Schlucken aus und stand auf. »Klingt ganz interessant. Wenigstens ist es besser, als hier herumzusitzen und darauf zu warten, daß die Axt fällt. Ich bin gleich zurück.« Er eilte hinaus und lief den Korridor hinunter zum Gästezimmer.

Max und Mary räumten ab und trugen das Geschirr in die Küche. Lou kam zurück, als Mary gerade den polierten Eichentisch abwischte.

»Ein Ouija-Brett, wie befohlen«, meldete er.

Mary ging hinüber ins Wohnzimmer, ihr Notizbuch zu holen, das neben ihrer Handtasche auf dem Sofa lag.

»Ich muß endlich mal diesen Schrank im Gästezimmer ausräumen«, sagte Lou. »Das Ouija-Brett war buchstäblich unter einem Haufen Dreck begraben.«

»Buchstäblich?« fragte Max amüsiert.

»Ja. Unter mindestens hundert Ausgaben des New York Review of Books.«

»Autsch«, sagte Max. »Der Hieb saß.«

Lou holte sich Notizblock und Bleistift aus der Küche und setzte sich an den Tisch. Er bereitete sich darauf vor, jeden Buchstaben, den das Ouija-Brett vermittelte, niederzuschreiben.

Mary klappte das Ouija-Brett an der Tischecke auf und setzte das mit Filz unterlegte Dreieck darauf.

Max setzte sich, faltete die Finger ineinander und knackte mit den Knöcheln.

Mary schlug ihr Notizbuch auf einer vollgeschriebenen Seite auf.

»Was ist das?« fragte Lou.

»Die Fragen, die ich stellen will«, erwiderte sie.

Sie zog sich einen Stuhl heran und stellte ihn in einen Winkel von neunzig Grad zu dem von Max. Max tat das gleiche an seiner Seite. Seine Hände waren fast zu groß für das kleine Dreieck.

»Mach langsam zu Anfang«, sagte Max. ,

Mary war äußerst angespannt, und das war nicht gut. Das Dreieck würde sich nicht bewegen, wenn der Druck zu stark war. Sie atmete ein paarmal tief durch und versuchte, ihn Armmuskeln aufzulockern. Ihre Finger mußten völlig unabhängig sein - lose und weich wie Stoffetzen.

Max war nicht annähernd so nervös wie sie. Er schien keinerlei Vorbereitungen zu benötigen.

Endlich hatte sich Mary körperlich und seelisch soweit entspannt, daß sie - den Blick starr auf das Ouija-Brett gerichtet - ihre erste Frage stellte: »Bist du bereit, uns zu antworten?«

Das Dreieck rührte sich nicht.

»Bist du bereit, uns zu antworten?«

Wieder nichts.

»Bist du bereit, uns zu antworten?«

Als ob ihre Finger plötzlich ein Eigenleben bekommen hätten, rutschte das Dreieck quer über das Brett auf die Stelle, die mit dem Wort JA markiert war.

»Gut«, sagte sie. »Wir verfolgen einen Mann, der in den letzten Tagen mindestens acht Menschen ermordet hat. Befindet er sich noch in King's Point?«

Das Dreieck beschrieb einen Kreis und kehrte zu JA zurück.

Sie fragte: »Ist King's Point die Heimatstadt dieses Mannes?«

NEIN.

»Wo kommt er her?«

ALLE GESTRIGEN TAGE.

»Versteht das jemand?« fragte Lou.

Mary formulierte ihre Frage genauer: »Wo wohnt der Killer?«

Das Dreieck zeigte einen Buchstaben nach dem anderen an: SCHÖN.

»Schön«, sagte Lou. »Soll das eine Antwort auf deine Frage sein, Mary?«

»Ist >Schön< der Name der Stadt?« fragte Mary.

Das Dreieck bewegte sich nicht.

»Wo wohnt der Killer?« fragte sie nochmals.

Das Dreieck wanderte nacheinander über fünfzehn Buchstaben.

Lou schrieb mit und, als das Dreieck aufgehört hatte sich zu bewegen, las er ab: »Die Luft ist schön. Was soll das heißen?«

Die Luft hinter Marys Rücken schien plötzlich kälter zu

werden, als ob ein eisiger Atem ihr in den Nacken blies. Die Antworten des Ouija-Bretts waren rätselhafter und weniger direkt als gewöhnlich. Aber die Antworten kamen doch von ihr - aus ihrem Unterbewußtsein. Gewöhnlich war es so. Aber nicht heute. Heute fühlte sie die Gegenwart eines anderen - ungesehen und drohend.

»Wir werden abgelenkt«, sagte Max ungeduldig. Er blickte das Dreieck an und fragte: »Wo hält sich der Killer in King's Point auf?«

Das Dreieck bewegte sich unschlüssig und zeigte dann die einzelnen Buchstaben an.

Lou schrieb sie gewissenhaft mit, doch war das Wort so einfach, daß sie ihn nicht zu fragen brauchte: HOTEL.

»Welches Hotel?« fragte Max.

Wieder nur ein Wort: HOTEL.

»Versuche mal etwas anderes«, sagte Lou.

Mary stellte eine andere Frage: »Der Mann, den wir suchen, hat Frauen mit einem Messer erstochen. Woher hat er das Messer?«

»Das ist doch unwichtig«, meinte Max.

Aber das Dreieck bewegte sich: LINGARD.

»Das hast du absichtlich gemacht«, sagte Max.

»Ich glaube nicht.«

»Warum hast du dann diese Frage gestellt? Wir müssen doch nicht unbedingt wissen, wo das Messer herkommt.«

»Ich wollte aber die Antwort wissen.«

Max fixierte sie mit einem stählernen Blick aus seinen grauen Augen.

Sie wich seinem Blick aus und konsultierte ihr Notizbuch.

»Hast du jemals ein Mädchen namens Beverly Pulchski gekannt?«

SIE IST TOT.

»Hast du sie gekannt?«

SIE IST TOT.

»Kannst du ein Mädchen namens Susan Haven?«

SIE IST TOT.

Wieder der eiskalte Atem auf ihrem Nacken.

Sie schauderte.

»Kannst du Linda Proctor?«

SIE IST TOT.

»Kannst du Marie Sanzini?«

SIE IST TOT.

Mary gab einen tiefen Seufzer von sich. Ihre Arm- und Schultermuskeln spannten sich unwillkürlich. Es war an-

strengend, genügend entspannt zu bleiben, damit der Ouija-Anzeiger funktionieren konnte. Sie war bereits erschöpft.

Lou fragte: »Wer sind diese Frauen?«

»Die Krankenschwestern, die in Anaheim ermordet wurden«, sagte sie. »Als ich zum erstenmal ihren Tod voraussah, hatte ich den Eindruck, ich würde wenigstens eine von ihnen kennen. Aber wenn das zutrifft, kann ich mich nicht erinnern.«

»Weil du dich wahrscheinlich nicht erinnern willst«, sagte Max.

»Warum sollte ich es nicht wollen?«

»Weil du dann vielleicht wissen würdest, wer der Killer ist. Und vielleicht willst du das gar nicht wissen.«

»Das ist doch absurd, Max. Ich will es unbedingt wissen.«

»Auch wenn der Killer etwas mit Benon Mitchell und den Flügeln zu tun hat? Auch wenn du dadurch gezwungen wärest, dich an etwas zu erinnern, was du dein ganzes Leben lang zu vergessen suchst?«

Mary befeuchtete ihre Lippen mit der Zunge. »Ich fühle etwas, was ich glaubte, niemals fühlen zu müssen.«

»Was denn?«

»Ich fürchte mich vor dir, Max.«

Totenstille trat ein. Sie saßen da, als sei ihnen jeder Zeitbegriff verlorengegangen.

Schließlich raffte sich Max zum Sprechen auf. Obgleich er leise sprach, erfüllte seine Stimme den Raum. »Du fürchtest dich vor mir, weil du glaubst, daß ich dich zwingen werde, dich dem zu stellen, was vor vierundzwanzig Jahren geschah.«

»Ist das der einzige Grund?«

»Was sonst?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie.

Max stellte dem Ouija-Brett eine weitere Frage, ohne jedoch seine wintrig-grauen Augen von ihr abzuwenden.

»Hat Mary Rochelle Drake gekannt?«

SIE IST TOT.

»Das weiß ich«, sagte Max gereizt. Er hielt den Blick unnachgiebig auf Mary geheftet, als wolle er eine Antwort erzwingen. »Hat Mary sie gekannt?«

TOT.

»Wer ist Rochelle Drake?« fragte Lou.

Mary benutzte die Gelegenheit, die Augen von Max abzuwenden. Ihr Mund war wie ausgetrocknet. Ihr Herz schlug viel zu schnell.



Max sagte zu Lou: »Rochelle Drake war das Mädchen, das vor einigen Tagen in einem Friseursalon in Santa Ana ermordet wurde. Ich könnte schwören, daß ich den Namen schon mal gehört habe. Du nicht?«

»Nicht, daß ich wüßte«, sagte Lou.

»Also ich bin ganz sicher, daß ich den Namen gehört hatte, noch bevor Percy Osterman ihn uns im Leichenschauhaus nannte. Ich glaube nicht, daß ich ihr je begegnet bin, aber der Name war mir geläufig. Ich kann nicht sagen, woher.«

»Also ich erinnere mich nicht an sie. Sonst hätte ich sie im Leichenschauhaus doch erkannt.«

Unvermittelt begann das Dreieck unter ihren Händen zu kreisen.

»Was, zum Teufel, hat das zu bedeuten?« fragte Max überrascht.

»Keiner hat eine Frage gestellt«, sagte Lou.

Mary folgte mit den Händen dem dahingleitenden Dreieck, das sich jetzt zielbewußt von einem Buchstaben zum anderen bewegte. Sie war momentan zu verwirrt und verängstigt, um den Text der Nachricht zu entziffern. Schließlich kam das Dreieck zum Stehen. Mary ließ es sofort los. Ihre Hände schmerzten von der Anstrengung der erzwungenen Entspannung.

»Es ist ein Name«, sagte Lou. Er zeigte ihnen das Blatt, auf dem er mitgeschrieben hatte:

P-A-T-R-I-C-I-A-S-P-O-O-N-E-R.

Patricia Spooner? dachte Mary. Sie starrte ungläubig auf den Namen. Es war ihr, als läge ihr ein Eisklumpen in der Brust.

»Wer ist Patricia Spooner?« fragte Max.

»Mir sagt der Name nichts«, meinte Lou.

»Ich... ich habe sie gekannt«, sagte Mary steif.

»Wann?« fragte Max.

»Vor zehn oder elf Jahren.«

»Du hast sie aber noch nie erwähnt.«

»Sie war eine gute Freundin von mir an der Uni.«

»Eine Studienkollegin?«

»Ja. Ein sehr hübsches Mädchen.«

»Warum taucht jetzt ihr Name plötzlich auf?«

»Keine Ahnung.«

»Er kam aus deinem Unterbewußtsein.«

»Nein. Ich habe das Dreieck nicht geführt.«

»Quatsch«, sagte Max.

»Jemand... etwas... berindet sich hier im Zimmer mit uns.«

»Vielleicht hat uns das Brett den Namen des nächsten Mordopfers übermittelt«, sagte Lou - bemüht, einem Streit vorzubeugen.

»Hast du noch Verbindung mit dieser Patricia Spooner? Wir könnten sie anrufen und fragen, ob bei ihr alles in Ordnung ist.«

Max sagte: »Sollen wir Patricia Spooner anrufen? Mary?«

»Sie ist tot«, sagte Mary.

»Mein Gott«, sagte Lou. »Dann hat also der Mann, den wir suchen, sie auch schon umgebracht.«

Mary fiel das Sprechen schwer. »Patty... Patty ist schon seit... elf Jahren tot.«

Ogleich es im Zimmer nicht übermäßig warm war, war Lou ins Schwitzen gekommen. Er wischte sich mit seiner grobknochigen Hand übers Gesicht. Er war ebenso blaß wie Mary. »Wie ist das passiert? Mary, wie ist Patty Spooner gestorben?«

Mary erschauerte und schloß die Augen. Gleich darauf schlug sie sie wieder auf, weil die Erinnerungen, die sie bestürmten, zu gräßlich waren. »Sie wurde... ermordet.« Die Toten, dachte sich Mary, bleiben nicht tot. Nicht für immer und ewig. Nicht einmal lange. Sie steigen aus ihren Gräbern hervor. Die Erde kann sie nicht festhalten. Reue kann sie nicht festhalten, auch nicht Kummer oder Ergebenheit oder Furcht oder Vergessen. Nichts hält sie. Sie kommen wieder. Berton Mitchell. Barry Mitchell. Virginia Mitchell. Meine Mutter. Mein Vater. Und jetzt Patty Spooner. O Gott, laß sie doch nicht wiederkommen. Mein ganzes Leben lang sind mir Geister erschienen. Ich habe es satt!

»Ermordet«, sagte Lou ganz leise, wie im Schock.

»Da war eine Kirche«, berichtete Mary. »Patty und ich gingen manchmal gemeinsam zur, Messe. Ich war damals noch praktizierende Katholikin. Es war eine reizende Kirche mit einem geschnitzten Altar, den man zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aus Polen gebracht hatte. Die Kirche stand immer offen, Tag und Nacht. Patty saß gern allein in einem der Kirchenstühle, wenn niemand dort war. Manchmal spät nachts. Ihre Mutter war an einer Herzkrankheit gestorben. Sie zündete immer Kerzen für ihre Mutter an. Patty war sehr religiös. Und dort... dort starb sie.«

»In der Kirche?« fragte Lou.

Max beobachtete sie scharf. Er legte ihr die Hand auf die Schulter und verspürte Schwingungen, die mehr seelisch als

physisch zu sein schienen. Die Ausstrahlung war weder gut noch schlecht, aber ungemein stark.

»Wer hat sie ermordet?« fragte Max.

»Man hat ihn nie gefunden.«

Lou lehnte sich über den Tisch. Seine Augenbrauen waren dicht zusammengezogen, sein Gesicht verkniffen. »Sie war doch eine gute Freundin von dir. Hast du nicht deine spiritistischen Kräfte eingesetzt, um das Gesicht des Killers zu erkennen oder seinen Namen zu erfahren?«

»Ich habe es versucht«, sagte Mary schwach. »Ich sah auch einiges. Aber nur Fragmente einer Vision. Es war einer der Fälle, wo meine Kräfte nicht viel nützten. Sie war mit der weißen Seidenstola eines Priesters erwürgt worden. Ich empfing entsetzliche Ausstrahlungen. Gemeine und böse Schwinnungen. Keine klaren Bilder. Nur formlose Erscheinungen. Die Kirche war voll davon. So wie... unsichtbare Ausdünstungen des Bösen. Der Killer hatte auch den Altar beschädigt und... darauf uriniert.«

Lou stand so plötzlich auf, daß sein Stuhl umfiel. Aber er schien es nicht einmal zu bemerken. Er stand - eine Hand an die Stirn gepreßt- als wolle er einen wahnwitzigen Gedanken zurückhalten. »Das ist doch Irrsinn. Womit haben wir es hier zu tun? Besteht denn die Möglichkeit, daß der Mann, den wir hier in King's Point suchen, mit dem Mörder deiner Freundin identisch ist?«

»Jedenfalls der gleiche Stil«, sagte Max.

»So verdammt grausam«, meinte Lou. »Und wieder dieser religiöse Tick. Die Motive für die jetzigen Morde liegen unter Umständen elf Jahre zurück. Vielleicht noch viel länger.« Mary begriff, was er meinte und wunderte sich selbst, daß sie noch nie darauf gekommen war, es könnte eine Verbindung zwischen Pattys Tod und den anderen Morden bestehen.

Max sah, wie Lous Worte sie berührt hatten und drückte ihr beruhigend auf die Schulter. Gelegentlich vergaß er, welche Kraft er besaß. Sein Griff tat ihr weh.

Aufgeregt, wie Mary ihn noch nie gesehen hatte, lief Lou in die Küche und holte ein Literglas aus der Kommode neben dem Kühlschrank. Dann nahm er eine Flasche Wild Turkey vom Regal und schenkte sich das Glas halb voll. Mit dem Glas in der Hand lehnte er sich an den Türbogen zum Eßzimmer. »Die Sache wird immer komplizierter. Wie viele Leute hat dieser Kerl noch umgebracht, von denen wir nichts wissen? Für wie viele unaufgeklärte Morde im Laufe der Jahre ist er verantwortlich?« Lou nahm einen Schluck Bourbon. »Diese Kreatur - wer immer und was immer es sein mag - und ich

stelle ihn mir nur noch als Ding vor, schleicht seit wenigstens elf Jahren umher und mordet und vergewaltigt völlig ungestört. Da kann man schon das Fürchten lernen.«

Ein Donnerschlag unterstrich seine letzten Worte. Die Fensterscheiben erbeben. Der für Weihnachten angekündigte Gewittersturm hatte sie erreicht.

Max warf einen Blick auf das Ouija-Brett. »Fragen wir doch mal, wie viele Menschen diesem Mann zum Opfer gefallen sind.«

Fast hätte Mary sich geweigert. Fast hätte sie gesagt: Die Arme tun mir weh. Ich bin zu müde, um weiterzumachen. Zu erschöpft. Ausgelaugt.

Aber sie wußte, daß der eigentliche Grund ihre Angst war. Sie fürchtete sich davor, was das Ouija-Brett ihnen mitteilen mochte.

Wenn sie ihrer Furcht so leicht nachgab, würde sie niemals ihr Selbstvertrauen zurückgewinnen. Ein immer stärker werdendes Gefühl der Unruhe bemächtigte sich ihrer, daß sie bald noch größeren Gefahren ausgesetzt sein würde, vor denen Max sie nicht schützen konnte - oder wollte.

Sie legte die Hände wieder auf das Dreieck. Max ebenfalls. Lou stellte dem Ouija-Brett die erste Frage; »Bist du bereit, uns zu antworten ?«

JA.

Der Donner grollte am Himmel über King's Point. Die Glühbirnen in der Lampe über dem Tisch flackerten und gingen fast aus. Gleich darauf strahlten sie wieder hell.

»Der Mann, der Rochelle Drake tötete, hat noch mehr Menschen ermordet. Wie viele hat er umgebracht?«

35.

»Mein Gott«, sagte Lou, »Ein regelrechter Jack the Rippen.«

»So viele hat Jack the Ripper nicht umgebracht«, sagte Max. »Das Ouija-Brett irrt sich. Es muß sich irren. Stelle die Frage noch mal, Mary.«

Mit zitternder Stimme wiederholte Mary ihre Frage.

35.

Die Hängelampe über dem Tisch flackerte erneut und ging aus.

»Stromausfall«, sagte Lou.

Mary sagte: »Ich möchte aber nicht im Dunkeln sitzen.«

»Wenn es länger als eine Minute dauert, hole ich ein paar Kerzen aus dem Schrank«, sagte Lou.

In schneller Folge leuchtete eine Reihe von Blitzen vor dem Fenster auf. In dem blau-weißen Licht der Blitze erschienen

die Bewegungen von Lou und Max abgehackt und bizarr. Lou schien ein paar unzusammenhängende Bewegungen zu vollführen, um sein Glas zur Hand zu nehmen. Max wirkte wie auf einem Filmstreifen, der im Vorführapparat hängengeblieben war.

Dann hörte es auf zu blitzen. Es herrschte tiefste Dunkelheit.

Der Donner war nur noch ein fernes Grollen. Jetzt hätte der Regen einsetzen müssen, aber er tat es nicht. Der Himmel hielt die Flut noch zurück.

Nach weniger als einer Minute begannen die Glühbirnen zu flackern, und das Licht ging gleich darauf wieder an.

Mary seufzte erleichtert auf.

Max hatte es eilig, weitere Fragen zu stellen. »Frage mal, wann der Mörder wieder zuschlägt.«

Mary wiederholte die Frage.

HEUTE ABEND.

»Wann heute abend?«

7:50.

»In knapp einer Stunde«, sagte Lou.

»Wo wird er zuschlagen?« fragte Mary das Ouija-Brett.

BEI DER PROZESSION IM HAFEN.

»Das kennst du doch«, sagte Lou zu Max. Sein Gesicht hatte einen grimmigen Ausdruck. »Seit dreißig Jahren«, erklärte er Mary, »veranstaltet man hier eine Weihnachtsprozession im Hafen, an der alle Boote in vollem Lichterschmuck teilnehmen. Hast du noch nie davon gehört?«

»Ja, jetzt erinnere ich mich.«

»Alle diese geschmückten Boote, die du gestern gesehen hast, sind dabei, sowie auch solche aus anderen Heimathäfen.

Alles zusammen etwa hundertfünfzig oder noch mehr.«

»Solche Prozessionen gab es doch auch in Long Beach und in Newport in der Weihnachtswoche«, sagte Max zu Mary.

»Aber hier in King's Point ist das Schauspiel viel grandioser.«

»Für das bestgeschmückte Boot ist ein verdammt hoher Geldpreis angesetzt«, sagte Lou. »Von der Stiftung eines unserer reicheren Jachtbesitzer, der sich für die Prozession begeistert. Es ist schon ein beeindruckender Anblick. Die meisten Gaststätten sind heute geöffnet. Kein großes Menü, aber alle Tische sind schon ein, zwei Wochen im vorhinein reserviert.«

Mary blickte auf das Ouija-Brett und fragte: »Ist der Mörder hinter einer bestimmten Person her?«

JA.

»Wer ist das?«

ER HAT EIN GEWEHR.

»Wen will er erschießen?«

ER WILL DIE KÖNIGIN TÖTEN.

»Die Königin?« fragte Mary verständnislos.

»Die Königin der Prozession«, erklärte ihr Lou. »Ein leichtes Ziel. Sie steht auf dem hinteren Deck der größten Jacht, für gewöhnlich in der Mitte der Prozession. Voll im Rampenlicht. Buchstäblich?«

»Außerdem«, fügte Max hinzu, »fahren die Boote zwei volle Runden im Hafengebiet. Wenn er sie also beim erstenmal nicht genau ins Fadenkreuz bekommt, wartet er eben die nächste Runde ab.«

Ohne daß eine weitere Frage gestellt worden war, bewegte sich das Dreieck unter Marys Händen auf eine neue Serie von Buchstaben zu.

KIMBALL'S GAMES AND SNACKS.

»Wird er dort auf den Turm steigen?«

JA. KIMBALLS TURM.

»Es bleibt uns noch eine Stunde, ihn zu finden«, sagte Max.

Lou stand auf. »Ich rufe die Polizei an.«

»Patmore?« fragte Mary geringschätzig.

»Er übt hier die Amtsgewalt aus.«

»Aber wird er dich überhaupt anhören nach dem falschen Alarm von gestern?«

»Er hat mich anzuhören.«

Wieder ein Donnerschlag. Und Wind.

Mary nahm die Hände vom Brett und schlang sich die Arme um Brust und Schultern. Sie fror noch immer. »Aber was geschieht, wenn Patmore wirklich einen Mann auf dem Turm postiert?«

»Das wollen wir ja gerade, oder?«

»Verstehst du denn nicht?« sagte sie. »Dann wird sich doch nur das Fiasko von gestern nach wiederholen. Gestern wußte der Killer, daß wir ihn erwarteten. Glaubst du, er wird es heute nicht wissen?«

Lou zögerte. Die Frage hatte ihn überrascht. Er wirkte besorgt und unentschlossen. Schließlich griff er nach seinem Glas und trank es aus. »Vielleicht wird er uns zuvorkommen. Möglicherweise haben wir überhaupt keine Chance gegen ihn. Wenn dieses Ouija-Brett die Wahrheit sagt, und er wirklich schon fünfunddreißig Menschen getötet hat und nie erwischt wurde, ist er ein verdammt schlauer Hund. Viel-

leicht zu schlau für uns. Aber wir müssen doch etwas tun, oder? Wir können doch nicht hier herumsitzen und uns über das Wetter und die neuesten Bücher und die letzten Pariser Modelle unterhalten, während er weitermordet.«

»Da hast du recht«, sagte Max.

Lou stellte sein leeres Glas ab und ging zum Telefon in der Diele.

Mary machte Lockerungsübungen mit ihren verkrampten Händen. Sie schloß sie zu Fäusten, öffnete sie wieder- schloß sie, öffnete sie.

»Du siehst erschöpft aus«, sagte Max.

»Das bin ich auch!«

»Wir gehen früh zu Bett.«

»Falls wir überhaupt zu Bett gehen.«

»Bestimmt. Es wird uns nichts passieren.«

»Ich habe ein schreckliches Gefühl.«

»Eine Vision?«

»Nein. Nur ein Gefühl.«

»Dann vergiß es.«

»Diese Nacht wird blutig werden.«

»Mach' dir doch keine Sorgen«, versuchte er sie zu beruhigen.

Sie dachte an Patty Spooner.

An Rochelle Drake im Leichenschauhaus.

Und da war wieder dieses Gefühl. Der eiskalte Atem auf ihrem Nacken.

»Ich will nicht sterben«, sagte sie.

»Das wirst du auch nicht«, sagte Max. »Nicht heute.«

»Du sagst das, als wenn du deiner Sache ganz sicher wärest.«

»Das bin ich auch. Ich lasse dich nicht sterben.«

»Bist du stark genug, den Tod aufzuhalten,,Max? Bist du stärker als das Schicksal?«

Wieder zerriß ein Blitz die Dunkelheit. Im Widerschein erstrahlten Max' Augen einen Moment lang wie Eispartikel.

»Polizeiwache King's Point.«

»Die Abteilung für Vermißtenanzeigen bitte.«

»Rann ich Ihnen helfen, Sir?«

»Nein. Ich möchte mit jemand von der Abteilung für vermißte Personen sprechen. Haben Sie mich nicht verstanden?«

»Wir haben keine Spezialabteilung für Vermißtenanzeigen.«

»Sie haben keine?«

»Wir sind nur eine kleine Polizeieinheit. Kann ich Ihnen nicht helfen?«

»Mit wem spreche ich?«

»Miß Newhart.«

»Ich heiße Ralph Larssen. Ich möchte mit einem Polizeibeamten sprechen?«

»Heute nacht sind nur zwei im Dienst.«

»Einer genügt mir.«

»Sie sind beide auf Streife.«

»Verdammt noch mal, meine Tochter ist verschwunden.«

»Wie alt ist Ihre Tochter, Sir?«

»Sechszwanzig. Sie war...«

»Wie lange wird sie schon vermißt?«

»Hören Sie mal zu, Miß Newhart, ich bin in San Francisco. Ich wohne in San Francisco und meine Tochter wohnt in King's Point. Ich habe erst vor einer Woche mit ihr telefoniert. Da war alles in Ordnung. Aber jetzt befürchte ich, daß nicht mehr alles in Ordnung ist. Ich kann mich nicht einfach ins Auto setzen und mehrere hundert Kilometer weit fahren, nur um mal nachzusehen. Es könnte sich um einen Unglücksfall handeln. Sie wollte mich am Weihnachtsabend anrufen, hat es aber nicht getan.«

»Vielleicht ist sie auf eine Party gegangen oder so was.«

»Ich war ganz sicher, daß sie mich heute anruft, aber das hat sie nicht getan. Als ich daraufhin bei ihr anrief, meldete sich niemand. So etwas sieht ihr überhaupt nicht ähnlich. Es ist nicht ihre An, zu Weihnachten ihre Familie zu vergessen.«

»Rufen Sie doch mal ihre Freunde an. Vielleicht wissen die etwas.«

»Ich kenne Erikas Freunde nicht.«

»Vielleicht die Nachbarn...«

»Sie hat keine Nachbarn. Sie...«

»Jeder hat Nachbarn.«

»Sie wohnt in einem der drei Häuser auf dem South Bluff, wo die Asphaltstraße aufhört. Sie ist die einzige Person, die sich dort das ganze Jahr über aufhält.«

»Wissen Sie was? Ich bin überzeugt, Ihre Tochter versucht jetzt gerade Sie anzurufen. Legen Sie doch auf und warten Sie ab. Wenn sie sich bis morgen abend nicht gemeldet hat, rufen Sie uns zurück.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Na ja, wir können sowieso nichts tun.«

»Was soll das heißen?«



»Nach den Bestimmungen nehmen wir keine Vermißtenmeldungen an, wenn es sich um einen Erwachsenen handelt, der seit weniger als achtundvierzig Stunden vermißt wird.«

»Soll das heißen, daß Sie sich erst darum kümmern, wenn sie länger als zwei Tage verschwunden ist?«

»Das sind die Bestimmungen.«

»Woher wollen Sie wissen, daß meine Tochter nicht schon einen Tag, nachdem sie mich anrief, verschwunden ist. Also vor sechs Tagen?«

»Sie sagten, sie hätte gestern anrufen sollen.«

»Das hat sie aber nicht getan.«

»Also wird sie offiziell erst seit gestern abend vermißt.«

»Allmächtiger Gott!«

»Tut mir leid. Das sind die Bestimmungen.«

»Wenn meine Tochter zehn Jahre alt wäre, statt sechsundzwanzig...«

»Das ist etwas anderes. Bei Kindern ist es anders. Aber Ihre Tochter ist ja kein Kind mehr.«

»Also können Ihre Beamten bis morgen abend nichts unternehmen?«

»Das ist richtig. Aber, Sir, ich bin sicher, Ihre Tochter wird sich bis dahin längst gemeldet haben.«

»Miß Newhart, mein Name ist Ralph Larssen. Das habe ich Ihnen bereits gesagt, aber ich möchte, daß Sie sich diesen Namen gut merken. Ralph Larssen. Ich bin Anwalt. Ein sehr erfolgreicher Anwalt. Der heutige Gouverneur von Kalifornien war mein Zimmernachbar auf der Universität. Jetzt hören Sie gut zu, Miß Newhart: Falls Ihre Beamten nicht sofort zu meiner Tochter fahren und sich vergewissern, daß alles in Ordnung ist - jetzt - innerhalb der nächsten halben Stunde - und es sollte sich später herausstellen, daß ihr zwischen diesem Moment und morgen abend etwas passiert ist, komme ich persönlich nach King's Point und übergebe den Fall einem Anwaltskollegen. Ich werde, wenn es sein muß, Jahre darauf verwenden. Sie und Ihre idiotischen Vorgesetzten zu ruinieren. Ich verklage Ihr verdammtes, beschissenes Polizeirevier und den Polizeichef persönlich wegen der saudummen Bestimmungen, die er erläßt. Und, bei Gott, Miß Newhart, Sie verklage ich auch auf Schadenersatz in einer Höhe, die alles übertrifft, was Sie besitzen oder jemals verdienen werden. Und auch wenn ich den Prozeß nicht gewinne. Miß Newhart, werden allein die Anwaltsgebühren Sie finanziell ruinieren. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Lou Pasternak war wütend. Fuchsteufelswild. Zweimal hatte der Polizeichef einfach abgehängt. Beim drittenmal hatte sich seine Frau gemeldet und gesagt, er sei nicht zu Hause. »Ein Mokkatäßchen würde sich auf Patmores Kopf wie ein Sombrero ausnehmen!«

»Ich darf wohl annehmen«, sagte Max, »daß er nicht bereit ist, einen Bullen am Kimball-Turm zu stationieren.«

Lou griff sich sein leeres Glas vom Tisch, lief in die Küche und langte nach der Flasche Wild Turkey. »Wenn dieser Bastard etwas mehr Verstand hätte, wäre er ein Halbidiot.«

»Sollten wir nicht lieber den Sheriff anrufen?« rief Mary aus dem Eßzimmer.

»Percy Osterman darf sich nicht in die polizeidienstlichen Angelegenheiten von King's Point einschalten, wenn ihn Patmore nicht dazu auffordert.«

»Aber macht man da nicht eine Ausnahme, wenn einer überall im Landkreis Menschen ermordet? Nennt man das nicht >Verfolgung auf frischer Tat<?«

»Wenn ein Mann irgendwo im Landkreis eine Bank ausraubt«, erklärte ihr Lou, »dann in ein Auto springt und in die nächste Stadt flieht, die ihre eigene Polizei hat, dürfen die Beamten des Sheriffs ihn verfolgen und festnehmen. Das ist Verfolgung auf frischer Tat. In unserem Fall ist das Gesetz nicht anwendbar.«

»Vielleicht könnte Osterman noch mal mit Patmore reden und ihn zur Mitarbeit bewegen«, sagte Max.

»Keine Chance. Nicht nach dem Fiasko von gestern.«

Lou kehrte mit einem frischen Glas Bourbon zum Tisch zurück.

»Also wie soll es weitergehen?« fragte Max.

»Wir müssen es selbst in die Hand nehmen«, sagte Mary

»Wir müssen runter zum Turm.«

Lou starrte sie ungläubig an. »Ist das dein Ernst?«

»Kommt überhaupt nicht in Frage«, sagte Max.

»Hast du eine bessere Idee?« fragte Mary. »Wir können doch nicht einfach hier herumsitzen und uns über das Wetter und die neuesten Bücher und die letzten Pariser Modell unterhalten, während er weitermordet.«

Lou erkannte seine eigenen Worte wieder und hatte ihnen nichts entgegenzusetzen.

»Wenn wir tatenlos hier herumsitzen«, sagte sie, »erschießt er die Königin der Bootprozession und wahrscheinlich noch eine Menge Leute.«

»Vielleicht wird der Regen sie vom offenen Deck vertreiben«, sagte Max. »Sie und ihren >Hofstaat<. Dann wären sie keine Zielscheiben mehr.«

»Aber es regnet doch nicht«, wandte Mary ein,

»Es fängt bald an.«

»Würdest du aufgrund dieser Vermutung Menschenleben riskieren?« fragte sie. »Lou, wir müssen diesen Mann von seinem Vorhaben abhalten. Wir haben keine andere Wahl.«

»Ich will natürlich nicht, daß er wieder jemanden ermordet«, sagte Max, »aber es ist nicht unsere Verantwortung.«

»Wenn nicht unsere, wessen Verantwortung ist es?« fragte sie.

Lou sah die Entschlossenheit in ihrem hübschen Gesicht in ihren blauen Augen. Weder er noch Max würden sie von ihrem Entschluß abbringen können. Dessen war er sicher. Aber er hatte Angst um sie. Als ihr Freund mußte er wenigstens den Versuch machen, sie dazu zu bewegen, ihre Absicht zu ändern. »Mary, wir sind diesem Mann nicht gewachsen.

»Warum nicht? Drei gegen einen.«

»Er ist ein Killer«, sagte Max.

»Und wir sind es nicht«, sagte sie.

»Genau.«

»Nach allem, was dir über ihn bekannt ist«, sagte sie, »und du weißt auch, was er dir tun würde, wenn er die Gelegenheit hätte - würdest du auf ihn schießen, wenn er dich mit einer Waffe angreift?«

»Natürlich. Das wäre Notwehr«, sagte Max.

»Und das hier ist auch nichts anderes«, sagte sie. »Notwehr.«

»Aber dieser Psychopath ist bewaffnet«, sagte Lou. »Er hat ein Gewehr und wahrscheinlich auch ein Messer. Was haben wir denn? Nur unsere leeren Hände.«

»Im Handschuhfach des Mercedes liegt eine Pistole«, sagte Mary. »Max besitzt einen Waffenschein dafür.«

Lou sah Max an und zog erstaunt die Augenbrauen hoch. »Du hast Erlaubnis, eine verborgene Handfeuerwaffe zu tragen?«

»Ja.« Max stand auf und ging zur Küchentür.

»Wie hast du denn das gedreht? Waffenscheine bekommen doch im allgemeinen nur Juweliere oder Geschäftsleute, die große Summen Bargeld bei sich tragen müssen.«

In der Küche goß sich Max einen doppelten Wild Turkey ein. »Wir haben in Los Angeles in einigen Fällen mit dem Sheriff des Landkreises zusammengearbeitet. Er sah ein, daß Mary und ich uns manchmal in einer gefährlichen Lage befinden. Er wußte auch, daß ich Waffen sammle und ein guter Schütze bin und wohl kaum der Typ, der den Kopf verliert und versehentlich jemanden über den Haufen schießt.« Max trank den puren Bourbon in einem Zug aus -

eine nervöse Geste, welche die Spannung verriet, die sich unter seiner äußeren Ruhe verbarg. »Also besorgte mir der Sheriff einen Waffenschein.« Er spülte sein Glas unter dem Wasserhahn in der Küche, kam ins Eßzimmer zurück und baute sich vor Mary auf. »Aber ich habe nicht die Absicht, meine Waffe jetzt zu laden und auf Menschenjagd zu gehen.«

»Du würdest doch nicht irgend jemand jagen«, sagte sie, »sondern einen Mann, der...«

»Vergiß es«, sagte Max. »Ich mache das nicht.«

»Laß uns doch darüber sprechen«, sagte sie.

»Keinen Zweck. Mein Beschluß steht fest.«

Lou sah den Arger in ihren Augen aufflackern. Widerstand würde sie nur in ihrem Vorhaben bestärken.

»Du kannst ja hierbleiben, Max«, sagte sie. »Ich nehme die Pistole und gehe allein.«

»Um Gottes willen, Mary, du weißt doch nicht einmal, wie man eine Pistole bedient.«

Sie blickte ihm seelenruhig ins Gesicht und sagte: »Man entsichert sie, zieht durch, zielt, drückt auf den Abzug - und schon kippt der Dreckskerl um.«

Lou wußte, wie störrisch Max manchmal sein konnte. Er sah, wie seine Kinnmuskeln hervortraten und seine Schultern sich strafften. Max war es gewöhnt, den väterlichen Liebhaber zu spielen und zu bestimmen, was getan und nicht getan wurde. Aber Mary war heute nicht die sanfte, gefügte Frau, die sie beide kannten. Die Veränderung, die sich an ihr vollzog, war verblüffend. Ihr Gesicht spiegelte die verschiedensten Gefühle wider, aber der Ausdruck der Entschlossenheit überwog. Sie würde ihre eigenen Entschlüsse fassen und sich von niemand bevormunden lassen. Sie wirkte aufregend und besonders anziehend in ihrer Entschlossenheit. Am liebsten hätte er Max davor gewarnt, seine Autorität geltend zu machen, unterließ es aber.

»Das ist Blödsinn«, sagte Max. »Ich gebe dir die Pistole nicht.«

»Dann gehe ich eben ohne.«

Er sah sie wütend an. »Du gehst nicht aus dem Haus.«

Sie erhob sich und blickte ihm ins Gesicht. Sie sah ihm tief in die Augen und sprach mit ruhiger Bestimmtheit in einem Ton, bei dem es Lou kalt über den Rücken lief. »Was auf mich zukommt, ist so ungeheuerlich und so böse, daß ich seine Dimensionen nur ahnen kann, wie ein blindes Kind, das einen Elefantenfuß abtastet. Die letzten Tage waren die reine Hölle für mich, Max.«

»Das weiß ich. Und...«

»Du kannst es nicht wissen. Niemand kann es begreifen.«

»Wenn du...«

»Unterbrich mich nicht«, sagte sie. »Ich möchte, daß du mich verstehst. Darum mußt du mir zuhören. Max, ich habe Angst, abends einzuschlafen und ich habe Angst, morgens aufzuwachen. Ich habe Angst vor jeder Tür, an die ich komme, Angst, mich umzusehen. Angst vor der Dunkelheit. Angst vor allem, was passieren oder nicht passieren könnte. Verdammt noch mal, ich habe sogar Angst, allein aufs Klo zu gehen. So kann ich nicht weiterleben. Ich weigere mich, so weiterzuleben. Dieser Fall ist verschieden von allen anderen. Etwas frißt sich in mich hinein wie eine Säure. Dieser Fall hat etwas mit mir persönlich zu tun wie keiner zuvor, aber ich weiß nicht warum. Max, ich fühle, ich spüre, ich weiß, wenn ich diesen Mann nicht zur Strecke bringe, verfolgt er mich für immer.«

Lou war der einzige, der bemerkte, daß sich das Dreieck auf dem Ouija-Brett plötzlich zu bewegen begann. Es glitt auf die Stelle zu, die mit JA markiert war, als wolle es Marys Worte bestätigen,

»Wenn ich nicht die Initiative ergreife«, sagte Mary, »verliere ich den kleinen Vorsprung, den ich vielleicht schon habe. Ich darf jetzt nicht davonlaufen. Wenn ich es tue, komme ich nicht weit. Dann sterbe ich.«

»Und wenn du den Mann weiter verfolgst«, sagte Max, wenn du darauf bestehst, heute in den Turm zu gehen, stirbst du wahrscheinlich noch früher.«

»Vielleicht«, sagte sie. »Aber dann trage ich wenigstens die Verantwortung für mein Leben oder meinen Tod. Mein ganzes Leben lang habe ich mich gefürchtet und andere mußten mir die Gespenster verscheuchen. Ich mache das nicht länger mit. Denn diesmal kann mir keiner helfen. Die Antwort liegt tief in mir verborgen, und wenn ich sie nicht bald finde, bin ich erledigt. Ich kann mich nicht länger hinter starken Männern verstecken. Ich muß selbst das Wagnis auf mich nehmen. Wenn ich ein Risiko eingehe und es schlägt fehl, muß ich die Konsequenzen ziehen wie jeder andere. Wenn ich auf immer und ewig ein verwöhntes, verhätscheltes und behütetes Kind bleibe, haben alle Erfolge, die ich erzielen mag, keinen Sinn. Ich habe mich entschlossen, daß mich niemand davon abhalten wird, ein normales, ausgefülltes Leben zu führen. Weder Alan, noch du, Max, und am allerwenigsten mein anderes Ich, das immer noch ein sechsjähriges Mädchen ist.«

Eine Zeitlang sagte keiner ein Wort.

Die alte Standuhr schlug die Viertelstunde an.

»Noch fünfundvierzig Minuten - dann schießt er auf die Bootkönigin«, sagte Lou.

»Also, Max?« sagte Mary.

Max nickte. »Gehen wir.«

Blut. Getrocknetes Blut klebte streifenweise an ihrem Haar. Blut auf ihren zerstochnen Brüsten, an ihren Händen, ihren Armen, an Bauch und Schenkeln. Blut auf dem Sofa und auf dem Stuhl. Die kleinen blutigen Fußstapfen der Katze auf dem hellbraunen Teppichboden.

Wachtmeister Rudy Holtzman beherrschte nur mühsam seinen Drang, sich zu übergeben. Er ging um die zerfleischte Leiche von Erika Larssen herum in die dunkle Küche und machte das Licht an. Er hob den Hörer vom Wandtelefon und rief seine Dienststelle an.

Die Nachtsekretärin, Wendy Newhart, meldete sich, Holtzman sagte: »Ich bin hier draußen in dem Larssen-Haus.« Seine Stimme klang heiser und gestreift. Er räusperte sich. »Das Licht war an, als ich herkam. Niemand beachtete mein Läuten, aber die Haustür war offen. Sie ist tot.«

»O mein Gott! Was sage ich nur ihrem Vater. Ich sage ihm gar nichts. Kommt nicht in Frage. Jemand anders soll ihm das mitteilen.«

»Am besten schickst du Charlie mit dem anderen Streifenwagen hierher«, sagte Holtzman. »Und rufe sofort den Polizeiarzt an. Und natürlich Patmore. Sage Charlie, er soll seinen dicken Arsch in Bewegung setzen. Ich will hier nicht so lange allein sein.«

»Wann ist sie ermordet worden?« fragte Wendy Newhart.

»Woher soll ich das wissen? Der Polizeiarzt wird es feststellen.«

»Ich meine - ist es kurz bevor du hinkamst passiert? In der letzten halben Stunde?«

»Was soll die Frage?«

»Rudy, sag es mir doch! Ist es eben erst passiert?«

»Das Blut ist schon trocken und verkrustet. Den genauen Zeitpunkt, wann sie getötet wurde, kann ich nicht feststellen, aber es muß schon mehrere Stunden her sein.«

»Danket Gott für kleine Wunder.«

»Was?«

Sie hatte schon aufgehängt.

Holtzman legte ebenfalls den Hörer auf die Gabel, Als er sich umdrehte, sah er eine schwarze Katze, die im Durchgang zwischen Küche und Wohnzimmer stand und ihn neugierig anschaute. Auf ihrem weißen Maul waren rotbraune Blut-

flecken. Holtzman tat einen Schritt vorwärts, trat nach ihr und verfehlte sie.

Sie kreischte auf und rannte davon.

Sie erreichten den Hafen fünf Minuten nach sieben.

Max stellte den Mercedes auf dem Parkplatz ab, der während der Sommersaison den Gästen des Restaurants >Italian Villa< und den Besuchern von >Kimball's Arcade< zur Verfügung stand. Heute war nur die Seite neben dem Restaurant belegt. Die andere war fast leer.

Alle drei stiegen aus.

Lou schlug den Mantelkragen hoch. Der Sturmwind brauste kalt vom Meer herüber, und die Temperatur war seit Mittag auf wenige Grad über Null gesunken. Der schneidende Wind ließ die Luft noch kälter erscheinen.

Lou sagte: »Ich sollte vielleicht mit Max mitgehen, und du bleibst am besten hier, wo du in Sicherheit bist.«

»Ich bin nirgends in Sicherheit«, erwiderte Mary.

»Aber wenn du dich wenigstens ins Auto setzen würdest...«

Mary unterbrach ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung. »Wir besitzen zwei Waffen, die wir gegen den Mann anwenden können: Eine ist Max mit seiner Pistole, die andere ist meine spiritistische Kraft. Wir sollten uns keinesfalls trennen.«

Der Wind wehte ihr langes Haar in die Höhe, daß es wie ein Banner flatterte.

Max legte Lou die Hand auf die Schulter. »Ich bin auch nicht begeistert davon, daß Mary mitkommen will, aber vielleicht hat sie wirklich recht. Außerdem können weder du noch ich sie davon abhalten.«

»Ich komme mir so nutzlos vor«, sagte Lou.

»Wir brauchen jemand hier im Auto«, sagte Max. »Zur Vorwarnung.«

»Wir verschwenden Zeit«, sagte Mary ungeduldig.

Lou nickte grimmig. Er küßte sie auf die Wange und ermahnte Max, auf sie aufzupassen.

Sie stemmten sich gegen den Wind und eilten über den Parkplatz auf das große, scheunenartige Gebäude zu, das im Sommer unter dem Namen >Kimball's Garnes and Snacks< eine Anzahl von Verkaufsständen, Souvenirläden, Spielautomaten und Kiosken beherbergte.

Lou setzte sich hinter das Lenkrad des Mercedes und schloß die Tür. Durch die Windschutzscheibe konnte er gerade noch Max und Mary erkennen, die sich immer weiter

von ihm entfernten und schließlich in der Dunkelheit um den Pavillon verschwanden.

Sturmböen rüttelten am Auto. Ein Blitz nach dem anderen zuckte über den Himmel, aber es regnete noch immer nicht. Lou lehnte sich in seinem Sitz zurück und ergab sich in seine Rolle als Wachtposten. Wenn der Killer Marys Anwesenheit heute nicht wieder voraussah, würde er wahrscheinlich ganz offen und frech auf das Kimball-Gebäude zugehen. Sobald Lou jemanden bemerkte, der sich in diese Richtung bewegte, würde er den Motor anlassen und zweimal kurz hupen, um Max aufmerksam zu machen. Der Pavillon und der Turm waren nur etwa sechzig Meter entfernt und durch einen hölzernen Gehsteig mit anderen Geschäften verbunden. Max würde das Warnsignal hören, doch war kaum anzunehmen, daß der Killer es als solches erkennen würde.

Auch wenn Mary die genaue Zeit und die Richtung, aus der der Mann kam, voraussagte, würde das Hupsignal eine willkommene Bestätigung ihrer Vision darstellen.

Natürlich bestand die Möglichkeit, daß der Irre ihnen wieder einmal zuvorgekommen war und sich bereits im Innern des Gebäudes befand.

Lou rutschte nervös auf seinem Sitz herum.

Er dachte an Patty Spooner, die mit einer Priesterstola erwürgt worden war. Und an Barry Mitchells verstümmelte Leiche.

Lou sah sich nach beiden Seiten um und blickte in den Rückspiegel. Es war niemand zu sehen. Er starrte in die Dunkelheit, die den Pavillon umgab. Es herrschte absolute Stille.

Die schwarze Katze hockte auf dem zwei Meter hohen Bücherregal, fünfundzwanzig oder dreißig Zentimeter unter der Wohnzimmerdecke. Ihre Vorderpfoten ragten über die Kante des Regals hinaus. Sie saß regungslos da und beäugte Rudy Holtzman mit Argwohn und Verachtung.

Dreckiges Vieh! Er haßte Katzen. Hatte sie schon immer gehaßt. Ihm wurde übel bei dem Gedanken, wie diese hier das Blut der ermordeten Frau gierig aufgeschleckt hatte.

Hier wollte er nicht länger herumsitzen, allein mit der Katze und der Leiche. Nicht einmal die wenigen Minuten, bis Charlie mit dem anderen Streifenwagen eintreffen würde. Er stand auf und ging durch die Diele, sich den übrigen Teil des Hauses anzusehen.



Im Schlafzimmer stand das Fenster offen. Der Wind hatte die dünnen Gardinen halb abgerissen, wie auch die Jalousie aus Kunststoff, die nur zur Hälfte heruntergelassen war. Das Unwetter hatte den Teppichboden durchnäßt und stark verschmutzt.

Als er sich genauer umsah, geriet Holtzman plötzlich in Erregung. Durch dieses Fenster war nicht nur der Regen eingedrungen, sondern auch der Mörder. Und als sein Blick auf den Fußboden fiel, wollte er seinen Augen kaum glauben. Es war einer jener glücklichen Zufälle, wie sie bei polizeilichen Nachforschungen nicht oft vorkommen. Offenbar war dem Killer die Pistole unbemerkt aus der Tasche gefallen, als er durchs Fenster kletterte.

Holtzman kniete sich auf den feuchten Teppichboden, um sich die Waffe genauer anzusehen, wobei er darauf achtete, keine Fingerabdrücke zu verwischen. Falls der Killer derselbe Mann war, der die Krankenschwestern und die Leute im Friseursalon umgebracht hatte - und die Methode schien die gleiche zu sein - besaß die Polizei in Anaheim und in Santa Ana bereits mehr als genügend klare Abdrücke. Holtzman, der sich für einen besseren Profi hielt, als jeder seiner Kollegen in King's Point, faßte die Pistole nicht an. Er zog einen Kugelschreiber aus der Hemdtasche, steckte ihn durch den Abzugsbügel und hob die Waffe auf. Er hielt sie in Augenhöhe und betrachtete sie genau.

Es war ein ungewöhnliches Exemplar - eine .45 automatischer Colt. Aber keine Massenanfertigung. Etwas Besonderes. Ein Sammlerstück. Auf den Metallteilen waren feingliederte Weinreben und Blätter eingraviert. Auch verschiedene Wildtiere - Hasen, Rehe, Fasane, Füchse - alle auf der Flucht, von der Mündung der Pistole zum Griff hin. Die Gravierung war mit unglaublicher Präzision ausgeführt. Er bemerkte auch eine Inschrift an der Stelle, wo das Stahlgehäuse an den hölzernen Griff anschloß. Das Licht im Schlafzimmer war zu schwach, um Genaueres zu erkennen. Es waren winzige, verschnörkelte Buchstaben, wenige Millimeter hoch.

Holtzman stand auf, hielt den Colt unter das Licht einer Stehlampe und las die Inschrift:

W.Thorben  
Seattle 1975

Ein Sammlerstück dieser Art ging oft durch die Hände vieler Eigentümer, die es bei Waffenausstellungen kauften und weiterverkauften, ohne es bei den Behörden anzumelden

Trotzdem müßte festzustellen sein, wer die Pistole bei Thorben in Auftrag gegeben hatte. Dann konnte man auch die späteren Eigentümer ausfindig machen, es sei denn, die Waffe war aus einer Sammlung gestohlen.

Vorsichtig drehte Holtzman mit dem Kugelschreiber die Pistole um und besah sich die andere Seite. An der gleichen Stelle, wo der Holzgriff im Stahl eingelassen war, befand sich ebenfalls eine gravierte Inschrift. Andere Worte. Holtzman hielt sie sich dicht an die Augen und blinzelte. Dann las er es noch mal. »Verdammt! Ist das die Möglichkeit!«

In der Ferne heulte eine Sirene und kam immer näher.

Holtzman ging vor die Haustür, die er bei seiner Ankunft offen gefunden hatte.

Ein Streifenwagen mit rotem Blinklicht kam die steile Straße von der Stadt heraufgerast. Patmores Kombi war dicht hinter ihm.

Im Licht des Hausflurs entzifferte Holtzman noch einmal die Inschrift auf der Pistole:

Im Auftrag von  
Max Bergen

## 18

Die Dunkelheit, die wie eine schwarze Samtdecke über der Pavillon lag, bot eine Vielfalt von Verstecken.

Mary schirmte ihre Taschenlampe mit einer Hand ab.

Jedesmal, wenn sie glaubte, etwas gesehen zu haben und eine jähe Bewegung machte, tanzten Schatten um sie herum.

Sie hielt sich dicht bei Max, während sie um das Gebäude herumgingen auf der Suche nach einer Öffnung, durch die der Killer eingedrungen sein konnte. Gestern abend hatte der Eigentümer der Polizei einen Hausschlüssel zur Verfügung gestellt. Diese Bequemlichkeit war ihnen und dem Mann, den sie jagten, versagt. Der Killer würde etwas aufbrechen müssen, um in den Turm zu gelangen, und damit eine Spur hinterlassen.

Mary war ungeduldig. Zweimal trieb sie Max an, schnelle zu gehen.

Die Prozession der hell erleuchteten Boote hatte bereits begonnen und fuhr von ihrem Sammelplatz auf offener See

ins Hafenbecken ein. Die Schiffe waren noch ziemlich weit entfernt, kamen aber schnell näher. Das Boot mit der Königin würde etwa um sieben Uhr dreißig bei der ersten Runde am Turm vorbeiziehen.

An der Westseite des Pavillons, die zum Hafen hinausging entdeckten sie auf dem eingezäunten hölzernen Gehsteig ein zerbrochene Glasscheibe. Daneben war das Fenster eine Kaffee-Kiosks aufgebrochen.

»War das der Killer?« fragte Max.

Mary leuchtete mit ihrer Taschenlampe den Boden ab und betrachtete die Glasscherben. Dann tastete sie mit der linken Hand den Fensterrahmen ab. Der Abend war kühl, aber plötzlich schien die Luft um sie noch kälter zu werden, als sie die spiritistischen Ausstrahlungen des Fensterrahmens auf sich wirken ließ.

Wicka - Wicka - Wicka!

Erschauernd umklammerte sie die Taschenlampe so fest sie konnte und biß die Zähne zusammen, um sich nicht von ihrer Panik überwältigen zu lassen.

»Empfängst du etwas?« fragte Max.

»Ja. Er hat das Fenster zerbrochen.«

»Ist er jetzt drinnen?«

»Nein. Er war hier... gestern, spät nachts... als die Polizei weg war... ja, ich sehe ihn... viele Stunden nachdem die Polizei ihren Mann zurückzog... im Morgengrauen... oben im Turm.«

Sie nahm die Hand vom Fensterrahmen, und die Vision brach ab. »Heute ist er noch nicht gekommen.«

»Bist du ganz sicher?«

»Absolut.«

»Aber er muß jeden Moment kommen?«

»Ja. Mach schnell.«

Wicka - Wicka - Wicka!

Nicht beachten, sagte sie sich. Es ist nicht wirklich. Max hört es ja auch nicht. Nur du hörst es. Psychische Eindrücke. In Wirklichkeit ist da oben nichts. Keine Flügel. Keine Gefahr. Keine Spur von Flügeln.

»Wir wollen nicht mehr auffallen als unbedingt nötig«, sagte Max. »Von einigen der Hafengaststätten aus kann man uns ziemlich gut sehen. Mach lieber die Taschenlampe aus.«

Sie tat wie geheißen.

Dunkle Nacht umgab sie.

Max steckte die Hand durch das zerbrochene Fenster und öffnete von innen den Riegel. »Bist du dir klar darüber, daß wir einen Einbruch begehen?«

»So nennt man es wohl.«

»Macht dir das nichts aus?«

»Max, bitte, beeile dich!«

Er öffnete beide Fensterhälften ohne ein Geräusch zu verursachen. Mary kletterte aufs Fensterbrett, das weniger als ein Meter über dem Gehsteig lag, und stieg in den Kiosk ein. Sie sah sich um, konnte aber nichts erkennen.

Max hielt Ausschau nach beiden Seiten. Dann stieg er ihr nach und schloß das Fenster.

»Hier ist es sogar noch dunkler als draußen«, sagte sie.

»Wenn ich kein Licht mache, stolpern wir bei jedem Schritt über etwas.«

»Sieh dich nur vor, daß du nicht die Fenster anleuchtest«, sagte er. »Du mußt das Licht abschirmen.«

Sie schaltete die Taschenlampe ein und hielt sie mit der linken Hand halb verdeckt.

Der Raum enthielt mehrere Tische, die mit Bolzen am Fußboden befestigt waren. Die dazugehörigen Stühle, die vermutlich nicht anschraubbar waren, hatte man entfernt. Der einzige Eingang vom Pavillon her war eine zweiteilige Tür. Der Killer hatte das Schloß aufgebrochen. Max stieß die Tür auf, wobei die ungeölte Scharniere laut knarrten. Er blieb einen Augenblick bewegungslos stehen und lauschte. Dann sagte er: »Bist du sicher, daß er nicht schon hier ist?«

»Ganz sicher.«

Obgleich Marys Visionen oftmals nicht vollständig waren hatte sie sich noch nie getäuscht. Sie konnte nur hoffen, daß ihre spiritistischen Kräfte sie auch diesmal nicht im Stich lassen würden. Falls der Killer schon hier war und auf sie wartete, war sie so gut wie tot.

Sie betraten einen Gang, der in zwei Richtungen verlief. Zu beiden Seiten des Ganges lagen Verkaufsbuden wie >Silly T-Shirts<, >The Ceramic Factory<, >The House of Glass Miniatures< und ein Dutzend mehr - alles dunkel und leer.

Mary und Max wandten sich nach links und entdeckten bald, daß der Gang im Halbkreis verlief und an beiden Enden in die Haupthalle mündete. Zur Zeit war die riesige Halle vollkommen leer. Zu Beginn der Saison würde man sie wieder voll ausstatten: Spielautomaten, Kegelbahnen, Schießstände, elektronische Spiele und Karnevalbuden, wo ein Junge sehr rasch zehn Dollar in Münzen verspielen konnte, um eine Drei-Dollar-Puppe für seine Freundin zu gewinnen.

Max und Mary gingen auf die Mitte der Halle zu. Ihre Schritte klangen hohl von den Wänden und der hohen Dachkuppel wieder.

Mary hielt an und richtete den Strahl ihrer Taschenlampe auf die Stelle, die Max ihr angab. Am Ende der Halle sah sie einen Türbogen, hinter dem Stufen nach oben führten. Darüber ein Schild: Zur Aussichtsplattform.

Schreie, flatternde Flügel, ein menschlicher Körper, der auf den unteren Stufen aufschlug und durch den Türbogen flog, wieder Flügel, ein Mensch wälzte sich in Schmerzen auf dem hölzernen Fußboden, noch einmal Flügel, erstickte Hilfeschreie...

Mary schwankte unter der Wirkung der Vision.

»Was ist dir?« fragte Max.

»Ich sehe...« Sie versuchte, die Vision festzuhalten, doch sie entschwand ihr so plötzlich, wie sie erschienen war, und kehrte nicht mehr zurück. »Jemand stirbt heute nacht am Fuße dieser Treppe.«

»Einer von uns beiden?«

»Ich weiß es nicht.«

»Der Killer?«

»Hoffentlich.«

»Es wird der Killer sein«, sagte Max. »Nicht wir. Wir bleiben am Leben. Wir müssen am Leben bleiben. Ich weiß es.«

Sie war keineswegs so sicher wie er. Sie wollte nicht einmal daran denken aus Angst, ihr Mut würde sie verlassen. »Wo wollen wir auf ihn warten?« fragte sie.

»Ich warte hier unten an der Treppe. Du gehst auf den Turm.«

»Auf den... nein!«

»O ja.«

»Ich bleibe hier bei dir«, sagte sie.

»Hör mal, wenn Lou uns mit der Hupe das Warnsignal gibt, werden wir es hier kaum hören. Aber oben auf dem Turm hörst du es ganz bestimmt.«

»Vergiß es.«

»Oben, auf der offenen Plattform.«

»Max, ich bleibe hier.«

»Nein, verdammt noch mal!«

Sie trat einen Schritt zurück und sah ihn an.

Sein Gesicht war wutverzerrt. »Ich bin derjenige, der etwas von Waffen versteht. Wenn es zu einer Schießerei kommt, bist du mir nur im Wege. Wenn ich schnell handeln

muß, will ich nicht aufgehalten werden und mir Gedanken machen, ob du nicht genau in der Schußlinie stehst.«

»Ich bin doch keine Idiotin«, sagte sie. »Ich kann dir aus dem Weg gehen.« Er starrte sie wütend an und schwieg. Sie sagte: »Und wenn ich dort oben auf dem Turm plötzlich eine Vision habe - etwas Wichtiges. Wie kann ich dir mitteilen, was passieren wird?«

»Ich bin doch hier unten an der Treppe - keine zwanzig Meter von dir entfernt. Wenn nötig, kannst du mich sehr schnell erreichen.«

»Ich weiß nicht...«

»Dann will ich mich klarer ausdrücken«, sagte Max. »Entweder tust du genau, was ich dir sage und gehst hinauf auf die Aussichtsplattform, oder - so wahr mir Gott helfe - ich schlage dich k. o. So leicht ich kann, aber hart genug, daß du eine Weile weg bist. Dann trage ich dich zum Auto und mache Feierabend.«

»So etwas würdest du nicht tun!«

»Bist du sicher?«

Sie wußte, es war keine leere Drohung.

»Ich würde es tun, weil ich dich liebe«, sagte er. »Ich will nicht, daß man dich umbringt.«

»Und ich will nicht, daß man dich umbringt.«

»Dann mußt du auf mich hören. Wir haben beide eine bessere Überlebenschance, wenn du bei einer möglichen Schießerei nicht dabei bist und mich ablenkst.«

Sie kämpfte um einen Entschluß. »Wirst du ihn töten?«

»Wenn er mich dazu zwingt, ja.«

»Du mußt ihn töten ohne zu zögern«, sagte sie. »Gib ihm keine Chance. Er ist zu gerissen. Erschieße ihn, sobald du ihn siehst.«

»Dagegen hätte die Polizei wahrscheinlich etwas einzuwenden.«

»Zum Teufel mit der Polizei.«

»Mary, gehst du jetzt endlich hinauf? Wir haben nicht viel Zeit. Bleiben wir nun hier oder muß ich dich wegtragen? Es ist allein deine Entscheidung, aber du mußt sie sofort treffen.«

»Also gut«, sagte sie. Sie gab nach, weil ihr seine Argumente zum Teil einleuchteten. Hauptsächlich aber, weil ihr keine andere Wahl blieb.

Mit schnellen Schritten eilten sie zum Turmeingang. Am Fuß der Treppe angelangt, legte er ihr die Hände auf die Schultern. Mary sah zu ihm auf, und sie küßten sich.

»Wenn du oben bist«, sagte er, »stehe nicht herum wie ein Tourist und schau dir die Gegend an. Auch nachts kann man dich von unten sehen. Wenn der Killer dich bemerkt, zieht er sich vielleicht zurück. Du sagst selbst, daß wir ihm früher oder später entgegentreten müssen. Also sollten wir alles tun, die Angelegenheit heute zum Abschluß zu bringen.«

»Wer nimmt die Taschenlampe?« fragte sie.

»Behalte du sie.«

Mary war sichtlich erleichtert, sagte jedoch: »Dann bist du hier unten allein im Dunkeln... mit ihm.«

»Wenn ich Licht mache, sobald ich ihn kommen höre«, sagte Max, »biete ich ihm nur ein gutes Ziel. Dagegen wird er - wenn er nicht ahnt, daß ich auf ihn warte — kaum ohne Taschenlampe in einem stockdunklen Gebäude herumtapsen. Dann sehe ich ihn in seinem eigenen Licht.«

Sie küßte ihn noch mal, wandte sich ab und stieg allein die Treppen hinauf.

Oben angelangt, schaltete sie die Taschenlampe aus. Sie stand in dem beißenden Wind und blickte einen Moment lang auf die Prozession der bunt beleuchteten Boote hinunter. Dann folgte sie Max' Rat und setzte sich auf den Boden, mit dem Rücken an die hüfthohe Balustrade, welche die Plattform umgab.

Dunkelheit. Ein wenig Licht. Nicht viel.

Jetzt war sie allem. Ganz allein.

Allein? Sie verwarf den Gedanken, Max war ja in der Nähe.

Der Wind fegte durch den Glockenstuhl wie das Wimmern einer menschlichen Stimme.

Sie kuschelte sich in ihren Ledermantel und wünschte, sie hätte einen Pullover mitgenommen.

Bald würde es regnen. Es lag in der Luft.

Sie drückte auf den Knopf an ihrer Digitaluhr. Das Zifferblatt leuchtete rot auf.

Die Augen.

Mit einem Mal kam ihr die Erinnerung an ein Paar leuchtende rötliche Augen in Berton Mitchells Haus. Das dazugehörige Gesicht konnte sie nicht sehen. Nur die Augen... und die flatternden Flügel... Die Flügel, die sie überall berührten... und die ganze Zeit die Augen, wild, unmenschlich.

Dann erinnerte sie sich an noch etwas: Mit plötzlichem Schock vernahm sie eine Stimme, leise flüsternd - eindringlich: »Ich bin ein Dämon - ein Vampir, Ich trinke Blut.« Jemand hatte vor vierundzwanzig Jahren in Mitchells Haus diese Worte gesprochen.

Aber wer? Berton Mitchell selbst? Wer sonst konnte es gewesen sein?

So sehr sie sich auch bemühte, gelang es ihr nicht, die verschwommene Erinnerung aufzufrischen und eine klare Vision zu erhalten. Das geheimnisvolle Gesicht des Wesens, das diese Worte gesprochen hatte, blieb unerkennbar im Schatten.

Doch die innere Stimme wurde immer lauter. Sie schwoll an und donnerte ihr in den Ohren, obgleich sie weiter im Flüsterton sprach. Die gemeinen Worte kamen schneller und immer schneller und erschütterten sie: »Ich bin ein Dämon und ein Vampir. Das Blut schmeckt mir! Ich bin ein Dämon und ein Vampir! Das Blut schmeckt mir. Ich bin ein Dämon und ein Vampir.. .«

»Hör auf«, rief sie.

Sie hielt sich die Ohren zu und versuchte mit aller Willenskraft die Stimme auszuschließen. Allmählich wurde sie leiser und verschwand dann ganz. Benommen sackte Mary zusammen.

„Es wird alles gut«, wisperte sie vor sich hin. »Mir wird nichts passieren. Keiner wird sterben. Heute nimmt alles ein Ende. Dann ist alles wieder gut.«

Langsam kehrte sie in die Wirklichkeit zurück: Wind, Kälte, Dunkelheit.

Abgelenkt durch die schrecklichen Augen, hatte sie beim vorigen Mal, als sie auf die Uhr schaute, die Zeit nicht beachtet. Jetzt drückte sie noch mal den Knopf und blickte auf das aufleuchtende Zifferblatt.

Sieben Uhr vierundzwanzig.

Noch sechs Minuten.

Schwarze Gewitterwolken, die an den ausgefransten Rändern silbrig phosphoreszierten, segelten lautlos ostwärts. Der Himmel war minutenlang still gewesen, doch jetzt donnerte und blitzte es wieder.

Der Wind fegte ein Stück Papier vom Gehsteig, heftete es nur mehrere Sekunden an die Windschutzscheibe des Mercedes und riß es wieder ab.

Lou rutschte unruhig auf seinem Sitz herum, lehnte sich über das Lenkrad und versuchte, in der Dunkelheit, die den Pavillon umgab, etwas zu erkennen. Je länger er in die Nacht



starrte, um so mehr tanzende Schatten glaubte er zu sehen. Seine Fantasie täuschte ihm hundert Dinge vor, die es nicht gab. Er war nicht zum Wachtposten geschaffen. Dazu fehlte ihm die Geduld. Er blickte auf die Uhr.

Sieben Uhr neunundzwanzig.

Jemand klopfte dreimal laut an die Fensterscheibe. Wenige Zentimeter von seinem Kopf.

Er fuhr herum.

Ein wohlbekanntes Gesicht lächelte ihn an.

Verwirrt und etwas peinlich berührt, weil ihm die Angst anzusehen war, sagte Lou: »Du hast mich erschreckt.« Er machte die Tür auf und stieg aus dem Wagen. »Was tust du denn hier?«

Als er das Fleischermesser sah, war es zu spät.

In Ocean Hill Lane 440 waren die meisten Fenster im Erdgeschoß erleuchtet, doch niemand kam auf Rudy Holtzmanns mehrfaches Läuten hin an die Haustür.

Patmore drückte auf die Klinke und fand die Tür unvergeschlossen. Er stieß sie auf. Der Wind fegte einen Stapel ungeöffneter Post vom Tisch in der Diele.

Weder dort noch im Wohnzimmer dahinter war jemand zu sehen. Patmore steckte den Kopf durch die Tür und brüllte: »Pasternak! Sind Sie da?«

Keine Antwort.

»Vielleicht ist er tot«, sagte Holtzman.

Da Patmore Zivil trug, nahm er seine silberne Polizeimarkierung aus der Manteltasche und heftete sie sich an den Aufschlag. Aus der anderen Tasche zog er seinen Dienstrevolver, richtete ihn gegen die Decke und trat ins Haus.

Holtzman, hinter ihm, räusperte sich und sagte: »Wir haben keinen Durchsuchungsbefehl!«

Patmore blickte über die Schulter zu ihm hin und sagte:

»Rudy, setzen Sie gefälligst Ihren Arsch in Bewegung und kommen Sie rein.«

Dunkelheit, stickig wie Sirup. Der Geruch von Metall. Stacheldrähte, die sein Inneres zerrissen.

Seine Zunge schmerzte. Er hatte sie sich aufgebissen. Ein metallischer Geschmack.

Er lag auf dem Bauch. Auf dem Asphalt. Neben dem Mercedes. Die Arme von sich gestreckt. Den Kopf auf der Seite. Ein Ohr am Boden, als lausche er.

Er öffnete die Augen - aber nur ein wenig. Vor ihm stand ein Paar Schuhe. Ganz nahe. Gucci Loafers. Die Schuhe drehten sich um und gingen davon. Auf den Pavillon zu.

Nach wenigen Sekunden waren sie nicht mehr zu sehen, aber die Schritte waren noch zu hören.

Er versuchte den Kopf zu heben. Es ging nicht.

Er konnte sich nicht erinnern, wie oft man ihm das Messer in den Leib gestochen hatte. Drei- oder viermal. Es hätte schlimmer kommen können. Aber auch so war es schlimm genug. Er lag im Sterben. Keine Kraft mehr. Er verblutete langsam.

Ich bin doch so ein Idiot, dachte er bitter. Wie konnte ich nur so nachlässig sein? Verdammter Narr.

Ich hätte wissen müssen, wer der Killer ist. Von dem Moment an, wo das Ouija-Brett anzeigte, daß die Bootskönigin das nächste Opfer sein würde, hätte ich es wissen müssen. Sie war eine seiner ehemaligen Freundinnen. Er konnte es immer nur ein paar Monate bei einer Frau aushalten. Und jetzt will er eine seiner Verfloffenen umbringen. Wahrscheinlich hat er noch andere ermordet. Warum wohl? Spielt doch keine Rolle, warum. Ich hätte es wissen müssen.

Es war, als krochen Tausende von Insekten stechend und beißend in seinem Inneren herum

Er schloß die Augen und dachte: Ich will nicht sterben. Und ich werde nicht sterben.

Dann: Du Narr. Hast du denn die Wahl?

Ein metallischer Geruch. Dunkelheit, stickig wie Sirup.

Sah gar nicht so schlecht aus. Einladend sogar.

Er gab sich der einladenden Dunkelheit hin. Er sank tiefer und tiefer. Weg von dem Schmerz. Weg von allem.

John Patmore blätterte neugierig in dem Notizbuch, das aufgeschlagen neben dem Ouija-Brett auf dem Eßtisch lag. Die linierten Seiten waren in sauberer weiblicher Handschrift ausgefüllt, die, wie er annahm, Mary Bergens Schrift war.

In der Hauptsache hatte sie Fragen und Antworten aufgeschrieben, welche sich auf den Fall bezogen, den sie zu bearbeiten behauptete. Irgendwo in der Mitte war eine Seite, auf die nur fünf Worte gekritzelt waren: Mary! Renne um dein Leben!

Die gleiche Beschriftung fand er auf der nächsten Seite und auf der übernächsten. Unter der dritten Warnung waren noch mehr Fragen und Antworten aufgezeichnet:

Wann habe ich diese Warnungen geschrieben?

Ich weiß nicht.

Welchen Sinn ergeben sie?

Ich weiß nicht.

Wovor habe ich solche Angst?

Weiß nicht, weiß nicht, weiß nicht.

Verliere ich den Verstand?

Vielleicht.

Wohin kann ich fliehen ?

Nirgendwo hin.

Eigenartig.

Das Ganze machte ihn irgendwie nervös.

Auf der anderen Seite des Ouija-Bretts lag ein Schreibblock. Patmore blätterte ihn durch.

A-l-l-e-g-e-s-t-r-i-g-e-n-t-a-g-e

Alle gestrigen Tage.

S-c-h-ö-n

Schön.

D-i-e-l-u-f-t-i-s-t-s-c-h-ö-n,

Die Luft ist schön.

Er blickte auf das Ouija-Brett, dann auf das Dreieck, dann wieder auf den Schreibblock. Er hatte als Kind dieses Spiel mit seiner Mutter gespielt, entsann er sich. Er las sämtliche Notizen aufmerksam durch.

Als er fertig war, war ihm klar, daß Erika Larssen genau auf die Beschreibung der Frau paßte, deren Tod Mary Bergen vorausgesagt hatte. Vielleicht war diese Hellseherei doch kein Schwindel, mußte er widerstrebend zugeben. »Holtzman!«

Rudy Holtzman kam aus einem der Hinterzimmer. »Niemand hier.«

»Max Bergen will die Bootskönigin erschießen.«

Holtzman gaffte ihn erstaunt an. »Was? Jenny Canning?«

»Offenbar weiß Mary Bergen gar nicht, daß ihr eigener Mann derjenige ist, den sie verfolgt.« Patmore sah auf die Uhr. »Vielleicht kommen wir schon zu spät.« Er rannte durchs Wohnzimmer und aus der Haustür.

*Marie Sanzini.*

Der Name fiel Mary unvermittelt ein.

Marie Sanzini.

Marie Sanzini war der Name einer der ermordeten Krankenschwestern in Anaheim - und plötzlich kam er Mary bekannt vor. Sie erinnerte sich an den Namen, wußte aber nicht, wo sie ihn schon mal gehört hatte. Marie Sanzini. Der Name ließ sie nicht mehr los.

Sie schloß die Augen und versuchte, Maries Gesicht zu sehen. Es kam nicht.

Sie drückte auf den Knopf ihrer Digitaluhr.

Sieben Uhr dreiunddreißig.

Noch immer kein Warnzeichen von Lou.

Sollte sich das Fiasko von gestern wiederholen?

In der Stockfinsternis kam sich Max vor wie eingesargt. Dann plötzlich vernahm er, wie die Tür zum Kaffee-Kiosk in ihren rostigen Scharnieren knarrte. Die Pistole in der rechten Hand, schlich er sich vom Turmeingang in die Halle,

Dreißig Meter vor ihm trat ein Mann mit einer Taschenlampe aus dem Gang, wo sich die Verkaufsstände und das Restaurant befanden. Er hatte den Strahl der Taschenlampe vor sich auf den Boden gerichtet und war selbst im Dunkeln. Er kann nicht über den Parkplatz gekommen sein, dachte Max. Lou hatte kein Hupzeichen gegeben. Wahrscheinlich hatte er sich zwischen den Häusern am Hafen durchgeschlichen und war dann den Gehsteig hinunter gekommen, Max beschloß abzuwarten, bevor er ihn anrief. Fünfzehn Meter würden ihm genügend Sicherheit und Bewegungsfreiheit geben. Und wenn er auf der anderen Seite ebenfalls fünfzehn Meter vom Gang entfernt ist, dachte sich Max, habe ich genügend Zeit, ein paar Schüsse auf ihn abzugeben, bevor der Dreckskerl in Deckung geht.

Fünfundzwanzig Meter.

Zwanzig.

Fünfzehn.

Der Killer sprach als erster. Ein heiseres Flüstern. »Max?«

Erschrocken darüber, beim Namen genannt zu werden, trat Max einen Schritt vor. »Wer ist da?«

Der Mann kam vorwärts, immer noch hinter dem Lichtstrahl verborgen.

Dreizehn Meter.

»Wer ist da?« verlangte Max zu wissen.

Wieder das heisere Flüstern: »Ich bin es. Lou.«

Zehn Meter.

Max senkte die Waffe. »Lou? Um Gottes willen, es ist doch erst ein paar Minuten nach halb acht. Wir können noch nicht aufgeben.«

Immer noch flüsternd sagte Lou: »Panne.«

Sieben Meter.

»Was für eine Panne?« fragte Max. »Was meinst du damit?«

Drei Meter.

Dann erkannte Max, daß es nicht Lou Pasternak war.

Der Killer riß seine Taschenlampe hoch, leuchtete Max ins Gesicht und blendete ihn.

Obgleich Max einen Moment lang nichts sehen konnte, hob er seine Waffe und feuerte. Einmal, Zweimal. Die Schüs-

se hallten wie Geschützfeuer in dem riesigen leeren Raum mit der hohen Kuppel.

Gleichzeitig mit dem Knall - vielleicht eine Millisekunde davor - flog die Taschenlampe wirbelnd durch die Luft nach rechts.

Ich habe ihn erwischt, dachte Max triumphierend, Bevor er noch einen weiteren Gedanken fassen konnte, rammte man ihm in der Dunkelheit das Messer in den Leib Ein Riesenmesser, die Klinge so lang wie ein Spaten. Ein Schmerz, wie er ihn noch nie gespürt hatte, durchzuckte ihn. Er ließ die Pistole fallen. Jetzt wurde ihm klar, daß er den Killer gar nicht getroffen hatte, und daß dieser seine Taschenlampe zur Ablenkung von sich geworfen hatte. Der Killer zog das Messer heraus und stieß wieder zu - tief in den Magen Max dachte an Mary und an seine Liebe für sie und daran, daß er sie im Stich gelassen hatte. Er griff nach dem Kopf des Killers und bekam ein paar kurze Haare zu fassen. Dabei löste sich der Verband an seiner Hand, und die Wunde platzte auf. Er verfluchte die scharfe Kante seines Wagenhebers, und schon rammte man ihm zum drittenmal das Messer in den Leib. Es tat wahnsinnig weh, und er stolperte rückwärts. Der Killer ließ nicht von ihm ab, hing an ihm und versetzte ihm einen weiteren Stich - diesmal hoch in der Brust. Max sah, daß seine einzige Überlebenschance darin bestand, sich tot zu stellen und ließ sich zu Boden fallen. Er fiel hart. Der Mann hob seine Taschenlampe auf und leuchtete ihn an. Max lag ganz still. Der Mann stand über ihm und trat ihm in die Rippen. Max wollte aufschreien, beherrschte sich aber. Er hielt den Atem an und machte keine Bewegung. Der Mann wandte sich von ihm ab und ging auf den Turmeingang zu. Max hörte seine Schritte auf der Treppe und kam sich elend und nutzlos vor. Er wußte, daß er nicht imstande war, seine Pistole aufzuheben und Mary zu Hilfe zu kommen. Das gab es nur im Kino. Er lag blutend da wie eine ausgequetschte Frucht. Er sagte sich, daß er Mary um jeden Preis helfen mußte, daß er nicht sterben würde, obgleich es ganz so aussah, als ob er dem Tod nicht entgehen würde.

Mary stand auf, als sie die Schüsse hörte. Sie ging an die Treppe und hörte, wie jemand heraufkam.

»Max?«

Keine Antwort.

»Max?«

Nur Schritte.

Sie ging rückwärts, bis sie mit dem Gesäß an die Balustrade anstieß.

Wicka - Wicka - Wicka!

Marie Sanzini.

Sie sah Maries Gesicht vor sich und erkannte es.

Rochelle Drake. Sie kannte auch Rochelle.

Erika Larssen. So hieß doch die kraushaarige Blondine, die zarte, ätherische Frau, die ihr bei Lou im Badezimmerspiegel erschienen war.

Mary hatte es die ganze Zeit über gewußt, aber das Wissen im Unterbewußtsein vergraben. Wenn sie noch mehr wissen wollte, lag die Antwort vor ihr. Hier und jetzt. Aber sie wollte sich der Wahrheit immer noch nicht erschließen. Sie konnte es nicht.

Sie rief sich ins Gedächtnis, daß sie fest versprochen hatte, stark zu bleiben, um das Leben trotz aller Sorgen und Probleme zu bewältigen. Sollte sie sich da jetzt schon geschlagen geben? In diesem Augenblick hätte sie sich nicht einmal dafür geschämt, da hätte sie sich sogar bereitwillig damit abgefunden, immer schwach und abhängig zu bleiben. In dieser Lage hätte es sie nicht einmal gestört, wenn sie nie erfahren würde, was ihr widerfahren war. Im Augenblick ging es ihr nur darum, sich zu retten und irgendwie in Sicherheit zu bringen.

Jemand kam langsam die Treppe hinauf.

»Nein«, rief sie verzweifelt. Sie preßte sich an die Balustrade, die Augen starr auf den Ausgang des Treppenhauses gerichtet. »Ich will es nicht wissen!« Ihre Stimme klang schrill und überschlug sich. »O Gott! Nein! Bitte!«

Ein Blitz zerschlitze den Himmel, Donner rollte. Endlich brach der Sturm los. Vereinzelte Regentropfen fühlten vor, dann kam der Wolkenbruch vom Meer herein und ergoß sich in voller Stärke.

Der Wind peitschte den Regen unter das Vordach des Glockenstuhls. In dicken Tropfen trommelte der Regen auf Marys Ledermantel und durchnäßte ihr langes schwarzes Haar. Es machte ihr nichts aus, naß zu werden. Das einzige, was sie beschäftigte, war die ferne Vergangenheit, die gegen ihren Willen auf sie zukam:

Das Wohnzimmer in Berton Mitchells Haus, Die Fenster fast bis zum Sims verhängt. Spitzengardinen. Das graue Licht eines bewölkten Nachmittags. Schattige Winkel. Mattgelbe Wände. Ein dunkelbraunes Sofa mit zwei dick gepolsterten Armsesseln. Holzfußboden, Fleckerlteppiche.

Ein sechsjähriges Mädchen liegt auf dem Fußboden. Langes schwarzes Haar, Zöpfchen, Schleife. Beigefarbenes Kleid mit grünem Besatz und Knöpfen. Das kleine Mädchen bin ich. Auf dem Rücken liegend. Benommen, verwirrt. Eine Seite

von meinem Gesicht tut sehr weh. Mein Hinterkopf auch. Warum hat er das mit mir gemacht? Meine Beine kann ich nicht bewegen. Jedes meiner Fußgelenke ist an ein anderes Sesselbein gebunden. Meine 'Arme hinter mir ausgestreckt. Meine Handgelenke sind ebenfalls an ein Sesselbein gebunden. Kann mich nicht bewegen. Ich versuche den Kopf zu heben und mich umzusehen. Geht nicht.

Vielleicht kommt Mrs. Mitchell und bindet mich los. Nein. Sie ist weggefahren. Mit Barry. Verwandte besuchen. Mr. Mitchell ist die Hecken trimmen gegangen.

Angst. Große Angst,

Schritte... Nur er. Nichts zu befürchten. Nur er. Aber was will er? Was macht er da?

Er kniet sich neben mich hin. In den Händen hält er ein Kissen... Ein großes Federkissen... Er stößt es... mir ins Gesicht... Drückt ganz fest. Das ist kein schönes Spiel... Überhaupt nicht. Das ist schlimm... Da bekommt man Angst, Kern Licht... Keine Luft... Ich schreie... Aber das Kissen erstickt meine Stimme. Kann nicht atmen... Bekomme nur Stoff in den Mund. Ich versuche mich loszureißen. Papi, hilf mir doch. Und dann zieht er das Kissen weg. Er kichert. Ich schnappe nach Luft und weine. Da stößt er mir das Kissen wieder ins Gesicht. Ich weine und schreie und beiße. Er kichert, während er mich quält. Ich ersticke fast. Endlich hat er genug von diesem Spiel und wirft das Kissen weg.

Aber das schlimmste kommt erst noch.

Er nimmt meinen Kopf in beide Hände... Finger wie eiserne Krallen. Der Schmerz in meinem Hinterkopf wird unerträglich. Er drückt meinen Kopf zur Seite... legt sich auf mich... zischt wie eine Schlange... sein Mund ist auf meinem Hals ...er nimmt ein Stück Haut zwischen die Zähne, beißt hart zu... beißt es ab... schluckt. Ich schreie vor Schmerz auf... wehre mich... aber die Fesseln halten. Er legt den Mund auf die kleine Wunde an meinem Hals... lutscht...

saugt das Blut! Als er endlich von mir abläßt, sehe ich wie er grinst. Sein Mund und seine Zähne sind blutverschmiert! Er ist erst neun Jahre alt, drei Jahre älter als ich... Aber sein Gesicht ist haßverzerrt, wie das eines Erwachsenen.

Schluchzend frage ich: »Was tust du?«

Er beugt sich ganz dicht über mich. Sein Atem stinkt.

»Ich bin ein Dämon und ein Vampir«, sagt Alan mit kindlichem Ernst. »Mir schmeckt das Blut.«

»Ahhhhh«, entfuhr es Mary, wie nach einer enormen Anstrengung.

Der Strahl einer Taschenlampe am Ende der Turmtreppe schwang suchend hin und her.

Alan trat auf die Plattform hinaus.

Er leuchtete sie an, aber nicht in die Augen.

Sie starrten einander an.

Dann grinste er und sagte: »Na, Schwesterchen?«

Ich liege immer noch gefesselt am Boden.

Alan kommt zurück... Er trägt Handschuhe... und eine Schachtel mit einem Drahtgitter. Erfasst hinein und zieht ein kleines Tier heraus, dessen Kopf aus seiner Faust herausragt... mit glänzenden Augen... eine Fledermaus... eine kleine braune Fledermaus... eine von denen, die zu Hunderten im Dachstuhl des Herrenhauses sitzen... Sie scheint keine Angst vor Alan zu haben... erscheint fast zahm.

Er darf sich keine Fledermäuse als Haustiere halten. Sie sind schmutzig, hat Papa gesagt. Er hat es ihm verboten. Er wechselt seinen Griff... faßt die Fledermaus mit beiden Händen um den Leib und läßt die Flügel frei. Sie flattert. Wicka - Wicka - Wicka! Er hält sie ein paar Zentimeter über meinen Kopf... Dann ganz dicht heran, daß sie mir direkt in die Augen starrt... Ich flehe ihn an, mich loszubinden... die Fledermaus wegzunehmen... sie wieder in die Schachtel zu stecken. Die flatternden Flügel schlagen mir ins Gesicht. Wicka - Wicka - Wicka!

Es donnert heftig. Vergangenheit und Gegenwart flossen ineinander, als die Erinnerungen über sie herfielen. Sie hatte nicht die Kraft, Alan anzusprechen - Worte zu formulieren.

Alan legte die Taschenlampe auf den Fußboden dicht an der Wand, wo der Regen nicht hinkam, ohne sie auszuschalten. Er hatte ein Gewehr über die Schulter geschlungen. Jetzt streifte er den Tragriemen ab und stellte das Gewehr ebenfalls auf den Boden. Das Fleischermesser hielt er in der Hand.

Er hob die Taschenlampe auf und richtete den Lichtstrahl nach oben unter das spitze Dach des Glockenstuhls. »Schau mal, Mary. Schau nach oben. Na los, mach schon. Das solltest du sehen! Schau hin!«

Sie blickte auf und fuhr zurück. Nicht weit. Sie hatte die Balustrade im Rücken und konnte nicht davonlaufen.

»Zur Zeit sind sie nicht alle hier«, sagte Alan. »Viele sind auf der Jagd. Aber die meisten sind heute hiergeblieben - wegen des Regens. Siehst du sie, Mary? Siehst du die Fledermäuse?«

Ich bin erst sechs Jahre alt und liege mit gespreizten Beinen am Boden. Alan hält die Fledermaus in beiden Händen. Ersteckt



sie mir unters Kleid zwischen die Beine. Sie kreischt auf. Ich schluchze und flehe ihn an. Er schwitzt. Er ist ganz blaß. Seine Lippen zittern. Er sieht nicht aus wie ein neunjähriger Junge - sondern richtig dämonisch.

Die Flügelspitzen der Fledermaus kitzeln meine nackten Schenkel.

Erst kitzelt es... dann kratzt es schmerzhaft.

Mit sechs Jahren sind mir manche Körperfunktionen natürlich noch ein Rätsel. Ich kann mir noch nicht vorstellen, wieviel Lust und Schmerz mir der vorerst noch so geheimnisvolle Unterleib verschaffen kann. Trotzdem erfaßt mich instinktiv ein Grauen, als Alan mir die Fledermaus fest gegen den nackten Unterleib preßt, nachdem er mir das Kleid hochgeschoben hat. Mich packt ein noch größeres Entsetzen, als wenn er mir das gräßliche Monster ins Gesicht geworfen hätte. Ich winde mich verzweifelt und trete wie wild nach Alan, während das verschreckte Tier zwischen meinen gespreizten Beinen flattert. Es kreischt in den höchsten Tönen und wehrt sich so heftig, daß Alan es kaum noch händigen kann, aber er preßt es weiter mit aller Kraft gegen mich. Plötzlich durchzuckt mich ein Schmerz, ein unerträglicher Schmerz...

Die Erinnerungen bereiteten ihr sowohl seelische als auch physische Qualen. Vierundzwanzig Jahre hatte sie sie gewaltsam von sich gestoßen, bis sie jetzt eine unheimliche Macht über sie besaßen. Es war wie ein Faustschlag. Ihr ganzer Körper schmerzte. Sie versuchte verzweifelt, ihren Brechreiz zu beherrschen. Die Knie wurden ihr weich. Sie weinte vor sich hin.

Alan legte die Taschenlampe wieder auf den Boden und nahm das Messer von der linken in die rechte Hand.

Richard Lingards Messer.

Max hatte recht gehabt. Es war kein Geist, der es aufgehoben hatte. Sie hatte sich geweigert, die Wahrheit zu akzeptieren. Sie wäre nicht damit fertig geworden. Darum hatte sie sich eingeredet, daß das Verschwinden des Messers das Werk übernatürlicher Kräfte war.

»Ich habe Max erstochen«, sagte Alan.

Sie glaubte ihm, wollte aber jetzt nicht daran denken. Die Tränen, die Trauer mußte sie auf später verschieben - falls sie dann noch am Leben sein sollte.

Die Aussichtsplattform war drei Meter breit. Weniger als drei Meter nasser Holzfußboden lagen zwischen ihnen.

Er sprach leise. Nicht viel lauter, als das Rauschen des Regens. »Ich bin froh, daß ich gekommen bin. Es ist an der

Zeit, das zu Ende zu führen, was ich vor vierundzwanzig Jahren begonnen habe.«

Das Ouija-Brett hatte auf die Frage, wo der Killer wohnte, geantwortet: Die Luft ist schön. Damit war >Bel Air< gemeint, was soviel wie >Schöne Luft< bedeutete.

Warum hatte ich das nicht gleich begriffen?

Weil sie es nicht begreifen wollte.

Die feuchte Wand reflektierte das Licht von Alans Taschenlampe und warf einen fahlen Schein auf sein Gesicht, auf dem Nase, Kinn und Backenknochen schemenhaft hervortraten. Er war nicht mehr der gutaussehende junge Mann. Sein Gesicht erinnerte an die bemalte Fratze eines afrikanischen Mediziners. Er hielt das Messer vor sich ausgestreckt, kam aber nicht näher.

»Ich *wußte*, du würdest heute kommen. Wir stehen uns so nahe, Mary. So nahe, wie zwei Menschen nur sein können. Was uns bindet, ist nicht nur das gleiche Blut, sondern auch gemeinsame Schmerzen. Ich habe sie dir zugefügt, und du hast sie erlitten. Der Schmerz verbindet uns. Er ist ein stärkeres Bindemittel als Liebe. Liebe ist ein abstrakter Begriff, sinnlos und unwirklich. Aber Schmerz ist Wirklichkeit. Wir standen uns so nahe, daß ich auch von weitem mit dir Verbindung aufnehmen konnte, ohne gesprochene Worte. So habe ich dich gezwungen herzukommen und mich zu verfolgen. Seit vorigen Montag habe ich jeden Tag meditiert und mich in eine leichte Trance versetzt. Dabei habe ich dir meine Gedanken übertragen - Gedanken an die Morde, die ich begehen wollte. Damit wollte ich dir hellseherische Visionen vermitteln. Es hat ganz gut funktioniert, meinst du nicht?«

Kein Zweifel - er war auf gefährliche Weise geistesgestört, und doch war sein Verhalten ruhig und kühl, seine Worte gemessen und klar.

»Hat es nicht gut funktioniert, Mary?«

»Ja.«

Er schien sich zu freuen. »Ich habe Lous Haus beobachtet, und als du dort ankamst, wußte ich, daß du hinter mir her warst.«

Ein besonders starker Windstoß machte sie schwanken und ließ den Regen mit voller Wucht aufs Dach prasseln. Er tat einen Schritt auf sie zu.

»Bleib' da, wo du bist«, rief sie entsetzt.

Er gehorchte. Nicht, weil er plötzlich Mitleid mit ihr hatte. Natürlich hatte er auch keine Angst vor ihr. Er hielt

an, weil er sich an ihrem Schrecken weiden wollte. Dann würde er sie ganz langsam umbringen.

Wenn sie auf ihn einging, konnte sie Minuten gewinnen, vielleicht sogar Gelegenheit zur Flucht finden. »Wenn du mich ermorden wolltest, hättest du es doch Montagabend im Hotel tun können, bevor Max zurückkam.«

»Das war mir zu einfach. Es machte mir mehr Spaß, dir nachzustellen.«

»Spaß? Macht Töten Spaß?«

»Es ist herrlich.«

»Du bist wahnsinnig.«

»Nein«, sagte er gelassen. »Ich bin ein Jäger. Und alle anderen sind Wildbret für mich. Ich bin zum Töten geboren. Es ist mein Lebenszweck. Daran besteht kein Zweifel. Ich habe immer schon getötet - mein ganzes Leben, Mit Insekten hat es angefangen.«

Jetzt erinnerte sie sich: Sie war ungefähr vier Jahre alt gewesen und Alan sieben. Er hatte eine Gottesanbeterin in ein Einmachglas getan, sie mit Spiritus übergossen und angezündet. Jahrelang hatte er Insekten gefangen, nur um sie mit Chemikalien, Rasiermessern, Nadeln und Feuer zu Tode zu foltern.

»Also warst du derjenige, der unsere Hunde und Katzen getötet hat«, sagte sie.

»Und die anderen Tiere auch.«

»Und Barry Mitchell hatte nichts damit zu tun?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich hatte die Insekten satt.«

Er tat einen Schritt vorwärts.

»Stop!«

Grinsend hielt er an.

Erst heute früh hatte sie Max ihre Theorie erklärt, daß das Böse im Menschen nicht immer angenommen und durch das Beispiel anderer erlernt war. Fast alle gebildeten Menschen waren fest davon überzeugt, daß die Gewaltakte antisozialer Typen ausnahmslos auf äußere Einflüsse zurückzuführen waren: Armut, zerstörte Ehen, Kindheitstraumen, elterliche Vernachlässigung oder falsche Erziehung. Soziologen vertraten den Standpunkt, daß es in erster Linie eine fehlerhafte und ungerechte Gesellschaftsordnung war, die Verbrecher gebar. Die meisten Psychologen glaubten fest an die Unfehlbarkeit von Freud oder Jung, deren Theorien auf jeden Fall von Neurose oder Psychose anzuwenden waren. Aber war es nicht möglich, daß manche Menschen von Geburt an böse waren? Noch bevor äußere Einflüsse sie korrumpierten? War das eine mittelalterliche, reaktionäre Idee? Sie hatte viel über den sogenannten XYY-Mann gelesen, den genetisch vorpro-

grammierten kriminellen Typ, der in den letzten Jahren die Forschung beschäftigt hatte. Vielleicht waren manche Menschen von Geburt an weniger zivilisiert als andere. Aus genetischen oder anderen Gründen, die noch nicht erforscht waren.

Es war eine gefährliche Theorie, die sehr leicht falsch interpretiert werden konnte. Dann würden Rassisten jeder von ihnen gehaßten ethnischen Minorität genetische Minderwertigkeit bescheinigen. Wenn es wirklich Menschen gab, die mit einem natürlichen Hang zum Bösen geboren waren, so waren sie gleichmäßig unter allen Rassen, Religionen und Nationalitäten verteilt.

Zum Bösen geboren.

Eine böse Saat.

Sie blickte Alan an und erkannte, was er war: Ein besonderes Wesen. Gleichzeitig übermenschlich und unmenschlich.

Eine Fledermaus kam aus dem Regen unter das schützende Dach geflogen. Das Geflatter der lederartigen Flügel ließ Mary erschauern.

Wicka - Wicka - Wicka!

»Ich wollte dich hier bei Kimball treffen«, sagte Alan, »weil es in den anderen Türmen keine Fledermäuse gibt. Damit du dich daran erinnerst, was vor vierundzwanzig Jahren war.«

Alan holt die Fledermaus zwischen ihren Beinen hervor. Sie ist tot, ihr Genick gebrochen. Das bluttriefende Untier ist nicht nur mit Marys Blut besudelt, sondern auch mit seinem eigenen, Alan wirft die Fledermaus in die Schachtel zurück und wendet sich von ihr ab. Sie hat keine Kraft mehr zu schreien, und er fängt an, sie mit Fäusten zu schlagen. Auf den Bauch auf die Brust, in den Nacken, ins Gesicht... Dann Dunkelheit. Als sie wieder zu sich kommt, steht er über ihr mit einem Messer aus Mitchells Küche und sticht sie in den Arm und die Seite. Das Messer, o Gott, das Messer.

Saubere Stiche. Rein und wieder raus. Sauber und schnell. Nichts aufgerissen. Keine langen, häßlichen Schnitte.

Max tastete seine blutenden Wunden mit den Fingern ab. Es gab kein größeres Loch, durch das die Gedärme herausrutschen konnten.

Dafür wenigstens sollte er dankbar sein.

Er verlor viel Blut. Seine Kleidung und seine Hände waren blutverschmiert, und auf dem Fußboden unter ihm formte sich eine warme, klebrige Lache. Aber in der Dunkelheit sah

es wahrscheinlich schlimmer aus, als es war. Es fühlte sich an, als hätte er literweise Blut vergossen.

Nachdem die Schritte auf der Treppe verklungen waren wartete er ein paar Minuten ab und richtete sich dann auf Hände und Knie auf. Der Schmerz war lähmend, als wenn in jeder seiner Wunden noch ein Messer steckte.

Nur das Atmen bereitete ihm keine übermäßigen Beschwerden. Ein Zeichen, daß die Lunge nicht verletzt war.

Auch dafür mußte er dankbar sein.

Mühsam und heftig blutend kroch er erst nach links, dann nach rechts, auf der Suche nach seiner verlorenen Pistole. Er hatte Glück und fand sie nach wenigen Minuten.

Er kroch weiter bis zur nächsten Wand, stützte sich mit der Hand ab und kam, trotz Schmerzen, die ihn bei jeder Bewegung wie elektrische Schläge durchzuckten, auf die Füße zu stehen.

Aber die Treppe konnte er unmöglich ersteigen. Er war kaum imstande, sich auf ebenem Boden vorwärts zu bewegen. Die Treppe würde ihn umbringen. Und falls er wie durch ein Wunder doch hinaufkäme, würde er dabei soviel Lärm machen, daß der Killer aufmerksam werden und ihn in aller Ruhe über den Haufen schießen würde.

Alles, was er tun konnte, war Hilfe herbeirufen. Er mußte zurück zum Parkplatz. Zum Auto. Auf schnellstem Wege. Lou Bescheid sagen.

In dem Bewußtsein, daß jede weitere Minute Mary das Leben kosten konnte, arbeitete er sich in der Dunkelheit vorwärts so schnell er konnte. Trotz seiner Benommenheit fand er instinktiv den Gang zum Kiosk. Jeder Schritt war eine Qual. Es kam ihm vor, als hätte er schon Kilometer zurückgelegt. Vielleicht ging er überhaupt im Kreis herum.

Er war schon fast im Begriff aufzugeben, als er auf einen Gang kam, der etwas weniger dunkel war als das Innere der Halle. Ein kaum vorhandener grauer Schimmer von den Lichtern der Prozession im Hafen drang durch die Fenster der Cafeteria und ließ ihn Umrisse erkennen.

Die Hand an den Leib gepreßt, wie um seine Wunden geschlossen zu haken, schlurfte er den Gang hinunter. Vor dem Fenster, durch das er mit Mary eingestiegen war, sank er in die Knie. Das Fenster war zu. Er hatte es selbst geschlossen. Es fehlte ihm die Kraft, es zu öffnen.

Die Liebe zu Mary muß dir Kraft geben, sagte er sich. Was wärest du oder hättest du ohne sie? Nichts.

Draußen fuhren die Blitze vom Himmel und ließen die Regentropfen, die an der Scheibe herunterliefen, wie Eiskristalle erscheinen.

Polizeichef John Patmore beugte sich im strömenden Regen über Lou Pasternak und drehte ihn auf den Rücken. Im Licht seiner Taschenlampe betrachtete er sein Gesicht und seine blutdurchtränkte Kleidung. »Bergen hat ihn erwischt. Hat ihn erstochen.«

»Ist er tot?« fragte Holtzman.

Der Chef nahm Lous kaltes, schlaffes Handgelenk und fühlte nach dem Puls. »Sieht so aus. Bestelle aber auf jeden Fall den Notarztwagen. Vielleicht finden wir noch ein paar.« Holtzman rannte zum Streifenwagen.

Jetzt trennten sie nur noch gute zwei Meter von Alan. Sie mußte ihn am Reden halten. Sobald er das Interesse an der Unterhaltung verlor, würde er mit dem Fleischermesser auf sie losgehen. Und auch wenn sie sterben mußte, wollte sie vorher noch einiges in Erfahrung bringen.

»Also hat mich Berton Mitchell nie berührt«, sagte sie.

»Kein einziges Mal.«

»Und ich habe einen unschuldigen Menschen ins Gefängnis geschickt.«

Alan nickte lächelnd, als habe sie ihm ein Kompliment gemacht.

»Und ich bin an seinem Selbstmord schuld.«

»Schade, daß ich nicht zusehen konnte, wie er baumelte.«

»Und ich habe Schande über seine Familie gebracht.«

Alan lachte.

»Aber warum habe ich das getan?« fragte sie. »Warum habe ich ihn angeklagt, wo du es doch warst?«

»Du warst vier Tage auf der Intensivstation im Krankenhaus«, sagte Alan. »Als du außer Gefahr warst und nicht mehr an die Apparate angeschlossen, legte man dich auf ein Einzelzimmer.«

»Ja, ich erinnere mich.«

»Vater und ich wohnten praktisch dort. Sogar Mutter kroch alle zwei Tage oder so aus ihrer Flasche heraus, um dich zu besuchen. Und ich spielte den o-so-besorgten großen Bruder. Es war rührend, wie sich der Neunjährige um sein Schwesterchen kümmerte.«

»Ja, die Krankenschwestern hielten dich alle für sehr nett.«

»Aber ich war sehr oft allein mit dir. Manchmal nur ein paar Minuten, manchmal fast eine Stunde.«

Noch eine Fledermaus flüchtete vor dem Sturm in den Schutz des Gebälks.

Alan sagte: »Deine Lippen und dein Gaumen waren so geschwollen und voll mit Klammern und Nähten, daß du acht Tage lang nicht sprechen konntest. Aber du konntest zuhö-

ren. Du warst fast die ganze Zeit bei Bewußtsein. Und wenn ich mit dir allein war, habe ich dir immer wieder eingepägt, was ich mit dir anstellen würde, wenn du mich verpetzt. Daß ich dich von Fledermäusen zerreißen lassen würde.« Er grinste hämisch. »Ich habe dir gesagt, ich würde dich zwingen, die Viecher lebend aufzuessen, ihnen die Köpfe abzubeißen und sie herunterzuschlucken, wenn du auch nur ein Sterbenswörtchen verlauten liebest. Und ich sagte dir, du müßtest Berton Mitchell alles in die Schuhe schieben, sonst würde es dir schlimm ergehen.«

Mary zitterte am ganzen Körper. Sie mußte sich beherrschen, sagte sie sich, und eine Gelegenheit zur Flucht finden. Aber das Zittern wollte nicht aufhören, so sehr sie sich auch bemühte.

»Dann passierte etwas ganz Komisches«, sagte Alan. »Du hattest nicht nur allen erzählt, daß es Mitchell war, der dir das angetan hatte, aber du glaubtest es selbst. Die Sache war noch besser gelaufen, als ich gedacht hatte. Ich kam mir vor wie ein Zauberer. Du glaubtest tatsächlich, es sei wirklich Benon Mitchell gewesen. Du konntest die Wahrheit nicht akzeptieren, weil du sonst nicht imstande gewesen wärest, mit mir unter einem Dach zu wohnen nach allem, was geschehen war. Darum hast du dir selbst suggeriert, daß ich dir nichts getan hatte, daß ich dein Freund war und der wahre Übeltäter Berton Mitchell hieß.«

»Aber warum?« fragte sie mit zitternder Stimme. »Warum hast du mir wehgetan?«

»Eigentlich wollte ich dich töten. Ich dachte, du wärest schon tot, als ich aus dem Haus ging.«

»Warum wolltest du mich denn töten?«

»Aus Spaß.«

»Ist das alles? Nur aus Spaß?«

»Ich haßte dich«, sagte er.

»Was hatte ich dir denn getan?«

»Nichts.«

»Warum hast du mich dann gehaßt?«

»Ich hasse alle.«

Ein Blitz.

Ein Windstoß. »Hast du Mitchells Familie umgebracht?

»War doch eine gute Idee, die ganze Familie hoppsgehen zu lassen.«

»Warum nur? Hat dir das auch >Spaß< gemacht?«

»Du hättest mal sehen sollen, wie das Haus abbrannte.«

»Mein Gott, du warst doch damals erst vierzehn.«

»Alt genug zum Töten«, sagte er. »Dich hatte ich ja schon fünf Jahre früher zu töten versucht. Und als ich glaubte, du

wärest schon tot... als ich das Messer aus dir herauszog, nachdem ich zum letzten Mal zugestochen hatte... also, Mary, du kannst dir gar nicht vorstellen, was das für ein Gefühl war! Es kam mir ganz natürlich vor, als hätte ich schon jede Menge Leute umgebracht - und dabei war ich doch erst neun!«

Er trat noch näher an sie heran.

Seine Schuhe machten ein quatschendes Geräusch auf dem nassen Fußboden.

Verzweifelt versuchte sie, ihn wieder zum Sprechen zu bringen. »Du hast Patty Spooner doch auch umgebracht. Nicht wahr, Alan?«

»Das war ein Miststück.«

»Nein. Ein reizendes Mädchen.«

»Ein verdammtes Miststück.«

»Warum hast du den Altar geschändet?«

Die Frage schien ihn zu interessieren. »Ja... in dieser Kirche... das war mal was anderes. Etwas Besonderes. In dieser Nacht wurde mir klar, daß ich wirklich ein Dämon und ein Vampir war. Ich war dazu berufen, alles Gute und alles Heilige zu zerstören.«

»Du hast Marie Sanzini umgebracht.«

»Und auch ihre drei Zimmernachbarinnen.«

»Aber du hast Marie doch einmal geliebt.«

»Nein. Ich bin nur mit ihr ausgegangen.«

»Aber warum mußtest du sie ermorden?«

»Warum nicht?« fragte er.

»Und Rochelle Drake hast du auch ermordet.«

»Erzähle mir nur nicht, daß ich die auch liebte.«

»Das hast du einmal gesagt.«

»Es war eine Lüge. Ich liebe keine.«

»Warum hast du den Friseur und seine Frau umgebracht?«

»Sie waren mir im Weg.«

Eine Schiffssirene heulte auf dem Wasser.

»Dann hast du Erika Larssen ermordet... und jetzt willst du die Bootskönigin erschießen.«

Er blickte zu den erleuchteten Booten hinüber, die langsam durch die verregnete Bucht zogen. »Der Sturm wird alle vom Deck vertrieben haben. Um die muß ich mich ein andermal kümmern.«

»Aber was bedeutet sie dir?«

»Weißt du nicht, wer sie ist? Jenny Canning.«

»Oh, nein! Nicht die. Sie ist so ein liebes Ding. Sie darf nicht sterben.«



»Nur eines meiner letzten Bethäschen. Wildbret, so wie die anderen.« Er hatte genug von der Unterhaltung. Er blickte auf die Klinge in seiner Hand und leckte sich die Lippen.

»Deine Frauen verlassen dich immer«, sagte Mary.

»Oder ich verlasse sie.«

»Warum kannst du keine von ihnen halten?«

»Sex«, sagte er. »Alle wollen sie Zärtlichkeit. Länger als ein paar Wochen oder Monate kann ich nicht zärtlich sein.«

»Was meinst du damit?«

»Ich mag rauhen Sex«, sagte er fast knurrend. »Je rauher, um so besser. Nach einer Weile, wenn ein neuer Körper... ein neues Mädchen... seine Anziehungskraft verliert, kann ich nur zum Höhepunkt kommen, wenn ich ihnen Schmerzen bereite. Und das stößt sie ab. Das... und die anderen Dinge.«

»Was für andere Dinge?« fragte sie.

»Sie wollen mich nicht ihr Blut trinken lassen.«

Entsetzt starrte sie ihn an.

»Ab und zu brauche ich Sex... und dann will ich ihr Blut trinken.«

»Du schlitzt sie auf?«

»Ich will ihr Blut trinken!«

Erschüttert schloß sie die Augen.

Sie hörte seine Bewegung und riß die Augen auf.

Er trat zwei Schritte vorwärts und war weniger als eine Messerlänge von ihr entfernt.

Max ließ sich von dem meterhohen Fenstersims auf den Gehsteig fallen. Es erschien ihm wie ein tiefer Fall, bei dem er sich immer wieder überschlug. Der Schmerz wallte in ihm auf, und einen Augenblick lang kam er in Versuchung, sich der lockenden Bewußtlosigkeit hinzugeben. Dann dachte er an Mary und seine Liebe für sie, die er jetzt in physische Kraft umsetzen mußte. Irgendwie bemeisterte er seine Schmerzen und kam auf die Beine.

Er hielt die Pistole immer noch in der linken Hand. Sie fühlte sich wahnsinnig schwer an. Er wollte sie fallen lassen, bekam aber die Hand nicht auf. Seine verkrampften Finger umklammerten den Griff und waren unbeweglich.

Schwankend blickte er auf die Prozession der geschmückten Boote und dachte, wie hübsch sie doch aussahen. Dann erinnerte er sich, daß er nicht hier war, um die Prozession anzusehen. Still vor sich hin fluchend, schlurfte er den Gehsteig hinunter. Jeder seiner unsicheren Schritte war ein Aben-

teuer, jeder zurückgelegte Meter ein Triumph.

An der Ecke des Pavillons bemerkte er in einer Entfernung von etwa hundert Metern zwei Männer mit Taschenlampen, die auf ihn zukamen.

Lou und wer noch?

Er versuchte zu schreien.

Seine Stimme versagte.

Alans Augen schienen ein inneres Licht zu besitzen. Er hatte blaue Augen, wie sie, aber es war ein eigenartiges, durchdringendes Blau. Augen wie die Klinge des Messers in seiner Hand - scharf, kalt und tödlich.

»Wie viele Menschen hast du schon umgebracht?«

Er gab keine Antwort.

Er hob die linke Hand, berührte mit eisigen Fingerspitzen ihre Schläfe und fühlte den pochenden Puls. Er ließ seine Finger über ihr Kinn gleiten und berührte dann ihre Lippen. Zitternd sagte sie: »Du hast mehr als fünfunddreißig Menschen ermordet, nicht wahr?«

»Woher willst du das wissen?«

»Wenn du im Laufe der Jahre so viele Menschen umgebracht hast, wie kommt es, daß ich dir nicht schon früher nachgestellt habe?«

»Man hat dich mehrmals ersucht, Morde aufzudecken, die ich begangen hatte«, sagte Alan. »Aber du hast dich geweigert, weil ich dir davon abriet und du auf mich hörtest.

Wahrscheinlich hast du schon die Wahrheit vermutet, wolltest sie aber nicht erkennen.«

»Du hast versucht mich zu töten, als ich sechs Jahre alt war. Warum hast du bis zum nächsten Versuch vierundzwanzig Jahre gewartet?«

»Na ja, ursprünglich wollte ich dich ein paar Monate, nachdem du aus dem Krankenhaus kamst, umbringen. Wenigstens so lange mußte ich warten, um keinen Verdacht zu erwecken. Danach beabsichtigte ich, einen tödlichen Unfall vorzutäuschen.«

Er strich ihr zärtlich mit den Fingerspitzen über die Augenbrauen. »Erst wollte ich dich eine hohe Treppe hinunterstoßen und sagen, du wärest gestolpert und gefallen. Aber dann beschloß ich, dich im Schwimmbecken zu ertränken.«

»Warum hast du es nicht getan?«

»Als es soweit war, hattest du begonnen, spiritistische Kräfte zu entwickeln. Das faszinierte mich. Ich wollte unbedingt sehen, was weiter geschehen würde.«

Sie sagte: »Wenn Max tot ist, werde ich bei meinen Visionen wieder deine Hilfe brauchen.«

Er lachte: »Schätzchen, für wie naiv hältst du mich?«  
»Glaubst du etwa, ich würde dich der Polizei ausliefern?  
Ich habe es vierundzwanzig Jahre lang nicht getan. Warum  
sollte ich jetzt?«  
»Damals wußtest du es nicht«, sagte er. »Jetzt weißt du  
es.«

Er legte die Hand auf ihre Brust,  
Sie zuckte zurück.  
»Meine süße kleine Schwester«, sagte er.  
»Bitte nicht.«

Die Taschenlampe in der linken Hand, den Dienstrevolver in  
der rechten, begleitete Rudy Holtzman den Chef auf seinem  
Rundgang um den Pavillon. Er zog die Schultern hoch, um  
seinen Nacken vor dem kalten Regen zu schützen.

Plötzlich blieb Patmore stehen.  
»Was ist los?« fragte Holtzman nervös.

»Da vorne ist ein Mann.«

Holtzman hob die Taschenlampe.

Aus einer Entfernung von fünfzehn Metern kam ein Mann  
auf sie zu.

»Das ist Bergen«, sagte Patmore.

Bergen wankte wie ein Betrunkener.

»Er hat eine Pistole«, sagte Patmore.

Holtzman dachte an Erika Larssens verstümmelte Leiche,  
an das Blut überall im Haus, an Lou Pasternak, tot auf dem  
Parkplatz. Er richtete den Revolver auf Bergen und feuerte.  
Der Schuß warf Max Bergen auf den Rücken.

Alan drückte sie an sich. Mit der linken Hand umklammerte  
er ihren Hals.

Jetzt mußte sie sich endlich mal wehren, sagte sie sich.

Stark sein. Ein schwächerer Mensch hätte sich schon vor  
vierundzwanzig Jahren in den Irrsinn geflüchtet. Aber sie  
war stark. Nur dadurch, daß sie spiritistische Kräfte entwik-  
kelt hatte, war sie die ganzen Jahre über geistig gesund und  
am Leben geblieben. Sie mußte jetzt den Willen zur Gegen-  
wehr aufbringen.

Er drückte ihr die Messerklinge an die Wange wie ein  
Brenneisen, die Spitze unter ihrem linken Auge.

»Es würde mich interessieren«, sagte er, »ob du immer  
noch deine hellseherischen Visionen empfangen könntest,  
wenn du blind wärest.«

Das gab den Ausschlag. Wut und Haß, wie sie sie nie

gekannt hatte, verdrängten ihre Angst. Der schwelende, versteckte Haß, der sich vierundzwanzig Jahre in ihrem Unterbewußtsein gespeichert hatte, brach aus wie ein Vulkan. Sie haßte ihn. Verachtete ihn. Er war es nicht wert zu leben. War es nie gewesen. Würde es nie sein. Nur weh tun wollte sie ihm, so wie er ihr weh getan hatte. Ob sie am Leben blieb oder starb, war ihr gleichgültig. Sie wollte ihn am Boden haben, ihn fesseln, foltern, ihn quälen, schlagen, würgen, ihn weinen sehen. Mehr als alles wollte sie ihm die Fledermäuse ins Gesicht setzen, ihn zu beißen und zu zerkratzen und sie ihm lebend in den Mund stopfen...

Über ihnen begannen die Fledermäuse im schrillen Chor zu kreischen.

Alan blickte erschrocken nach oben.

Eine einzelne Fledermaus stieß auf ihn herab, krallte ihre Klauen in seinen Mantelkragen und flatterte wild auf seinem Nacken herum.

Mary konnte selbst nicht glauben, daß sie es fertig gebracht hatte,

Alan ließ sie los, griff nach der Fledermaus, die sich heftig zur Wehr setzte, riß sie sich schließlich vom Nacken und schleuderte sie von sich.

Seine Hand blutete.

Bei jeder Vision, die Mary in den letzten Tagen gehabt hatte, und bei der sie Alan als Mörder identifizierte, hatte sie die Wahrheit damit verdrängt, daß sie einen Poltergeist heraufbeschwor. Die fliegenden Glashunde in Dr. Cauvels Sprechzimmer waren ihr Werk gewesen. Ebenso die schwebende Pistole, die Möwen im >Laughing Dolphin< und der Spuk in Lous Badezimmer. Max hatte recht gehabt. Jetzt würde sie die Fledermäuse auf ihn hetzen.

Noch eine kam angefliegen und klammerte sich an Alans Gesicht fest.

Er schrie auf. Riß sie von sich weg. Ließ das Messer fallen.

Blut floß ihm von der Stirn in die Augen.

Drei weitere Fledermäuse stürzten sich kreischend und flatternd auf ihn. Eine setzte sich in seinem Haar fest. Die anderen zwei an seinem Hals.

»Tötet ihn«, sagte Mary.

Wild um sich schlagend wandte sich Alan von ihr ab und versuchte wankend ins Treppenhaus zu entkommen.

Jetzt stießen sämtliche Fledermäuse gemeinsam auf ihn nieder. Als er zu schreien begann, kroch ihm eine in den Mund.

In wilder Panik stolperte Alan die Turmtreppe hinunter.

Mary hob die Taschenlampe auf und ging ihm nach.

Die Fledermäuse ließen nicht von ihm ab. Ihr Gekreische wurde immer lauter und wütender.

Nach fünf Stiegen fiel er hin und rollte hinunter bis zum nächsten Treppenabsatz. Er raffte sich auf, riß sich eine Fledermaus von der Nase, versuchte sein Gesicht mit den Armen abzudecken und stürzte wieder zu Boden. Als er wieder zu schreien begann, kroch ihm noch eine Fledermaus vom Kinn her in den Mund. Er zerbiß sie, spuckte den hinteren Teil aus, verschluckte den Kopf und drohte zu ersticken. Schließlich sprang er vom letzten Treppenabsatz ins Dunkel und brach zusammen.

Mary trat aus dem Eingang des Treppenhauses und blickte auf ihn herab.

Er lag still und leblos auf dem Boden.

Eine nach der anderen erhoben sich die Fledermäuse von der Leiche, kreisten ein paarmal um sie herum und flogen durchs Treppenhaus zurück ins Gebälk des Glockenstuhls.

## NACHER

Es war Mittag. Die Dezembersonne stand hoch über dem Friedhof und warf kaum einen Schatten. Die Kühle in der Luft kam nicht vom Meer. Sie schien von den Grabsteinen und den stummen Trauergästen auszustrahlen und hauptsächlich von dem einfachen schwarzen Sarg über dem aufgehobenen Grab.

Die automatische Winde begann zu surren, und der Sarg senkte sich langsam in die Gruft, bis er nicht mehr zu sehen war. Mary wandte sich ab. Sie ging zwischen den marmornen Grabsteinen hindurch auf das offene, schmiedeeiserne Tor zu. Sie ging allein und unbegleitet. Sie wollte es so.

Eine Zeitlang blieb sie still hinter dem Steuer des Mercedes sitzen und sah den Berg hinunter aufs Meer. Sie wartete, bis ihre Hände zu zittern aufhörten.

Gestern hatte sie Alan begraben. Trotz allem hatte sie um ihn getrauert. Ihre heutige Trauer war viel tiefer. Es war, als hätte man ihr ein Stück ihres eigenen Fleisches ausgerissen.

Sie hatte das Bedürfnis zu weinen und ihren Schmerz aus sich herauszuspülen, aber sie erstickte ihre Tränen. Bevor sie sich ihrer Trauer hingeben konnte, hatte sie noch eine Aufgabe zu erfüllen.

Sie ließ den Motor an und fuhr vom Friedhof weg.

Sonnenlicht strömte durch die halb geöffneten Rollos und tauchte das Kaminzimmer in helle und dunkle Streifen.

Max saß aufrecht im Bett, die eine Schulter dick bandagiert, den Arm in der Schlinge. Er sah blaß und hager aus, und seine Augen lagen tief in den Höhlen. Doch begrüßte er Mary mit einem warmen Lächeln.

Sie küßte ihn und setzte sich zu ihm ans Bett. Etwa eine Minute lang hielten sie sich stumm die Hand. Dann erzählte sie ihm von Lous Beerdigung. Als sie nichts mehr zu sagen hatte, lehnte sie sich vor, legte die Stirn auf die Bettkante und begann zu weinen. Max strich ihr übers Haar und murmelte beruhigende Worte. Schließlich brach sie völlig zusammen und weinte laut. Nicht nur um Lou - auch um sich selbst. Sein Tod hatte eine große Lücke in ihrem Leben hinterlassen. Nachdem sie sich eine Weile ihrer Verzweiflung hingegeben hatte, versiegten ihre Tränen allmählich.

Ohne zu sprechen lauschten sie der klassischen Musik aus dem Radio.

Später, als man ihnen das Abendessen auf dem Zimmer serviert hatte, wurden ihr die Augen schwer, und sie konnte ein Gähnen nicht unterdrücken. »Entschuldige. Ich bin nicht viel zum Schlafen gekommen.«

»Alpträume?« fragte Max besorgt.

»Nein, im Gegenteil. Ich hatte herrliche Träume. Die ersten schönen Träume in meinem ganzen Leben. Um halb fünf wachte ich auf - frisch und voller Energie. Ich habe sogar einen langen Spaziergang gemacht.«

»Du? Spazieren? Allein im Dunkeln?«

Sie lächelte ihn an. »Das Alleinsein macht mir nichts mehr aus«, sagte sie. »Nicht wie früher. Und ich habe keine Angst mehr im Dunkeln.«

ENDE